
Kulturanalyse und vergleichende Forschung in Sozialgeschichte und historischer Soziologie

Herausgegeben von Willfried Spohn



Leipziger Universitätsverlag 1998

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

Comparativ : Leipziger Beiträge zur Universalgeschichte und vergleichenden Gesellschaftsforschung / hrsg. im Auftrag der Karl-Lamprecht-Gesellschaft Leipzig e.V. – Leipzig : Leipziger Univ.-Verl.

Früher Schriftenreihe

ISSN 0940-3566

Jg. 8, H. 1. Kulturanalyse und vergleichende Forschung in Sozialgeschichte und historischer Soziologie. – 1998

Kulturanalyse und vergleichende Forschung in Sozialgeschichte und historischer Soziologie/ Hg. Willfried Spohn. – Leipzig : Leipziger Univ.-Verl., 1998

(Comparativ ; Jg. 8, H. 1)

ISBN 3-931922-98-7

© Leipziger Universitätsverlag GmbH, Leipzig 1998

COMPARATIV. Leipziger Beiträge zur Universalgeschichte und vergleichenden Gesellschaftsforschung 8 (1998) I

ISSN 0940-3566

ISBN 3-931922-98-7

Inhalt

<i>Willfried Spohn</i>	Kulturanalyse und vergleichende Forschung in Sozialgeschichte und historischer Soziologie: Eine Einleitung	7
<i>John Breuilly</i>	Die Voraussetzungen erfolgreicher Nationalbewegungen	16
<i>Ewa Morawska</i>	Ethnizität als doppelte Struktur. Ein historisch-vergleichender Ansatz am Beispiel der US-amerikanischen Ethnohistorie	48
<i>Theresa Wobbe</i>	Institutionelle Dimensionen universitärer Organisation: Frauen als Neuankömmlinge im deutschen und US-amerikanischen Wissenschaftssystem	77
<i>William Sewell</i>	Sind Kulturgeschichte und die vergleichende Methode vereinbar?	90
<i>Willfried Spohn</i>	Kulturanalyse und Vergleich in der historischen Soziologie	95

Forum

<i>Hartmut Elsenhans</i>	Aufstieg und Niedergang des realen Sozialismus. Einige politökonomische Anmerkungen	122
--------------------------	---	-----

Mitteilungen und Berichte

<i>Katja Schlichtenbrede</i>	Theorie und Praxis des Diktaturvergleichs	133
------------------------------	---	-----

Buchbesprechungen

Harald Tausch (Hrsg.), Historismus und Moderne, Würzburg 1996 (<i>Thomas M. Bohn</i>)	136
Peter Burschel, Heinrich Schwendemann, Kirsten Steiner, Eckhard Wirbelauer, Geschichte. Ein Tutorium, Freiburg im Breisgau 1997 (<i>Friedemann Scriba</i>)	137
Georg G. Iggers, Deutsche Geschichtswissenschaft. Eine Kritik der traditionellen Geschichtswissenschaft von Herder bis zur Gegenwart, Wien/Köln/Weimar 1997 (<i>Werner Berthold</i>)	138

German Cultural Studies. An Introduction, ed. by Robert Burns, New York 1995. – French Cultural Studies. An Introduction, ed. by Jill Frobes and Michael Kelly, New York 1995. – Spanish Cultural Studies. An Introduction, ed. by Helen Graham and Jo Labanyi, New York 1995 (<i>David Pickus</i>)	140
Wolfgang Kraus, Das erzählte Selbst. Die narrative Konstruktion von Identität in der Spätmoderne, Pfaffenweiler 1996 (<i>Thomas Ahbe</i>)	147
Verzeichnis der Autorinnen und Autoren	151

Willfried Spohn

Kulturanalyse und vergleichende Forschung in Sozialgeschichte und historischer Soziologie: Eine Einleitung

Das vorliegende Heft versammelt eine Auswahl von Beiträgen, die der interdisziplinären Tagung „Kulturalismus und vergleichende Forschung in Sozialgeschichte und historischer Soziologie“ an der Arbeitsstelle für Vergleichende Gesellschaftsgeschichte an der Freien Universität Berlin am 12. und 13. Juli 1996 zugrundelagen. Die Tagung wurde von Jürgen Kocka (FU Berlin), Hannes Siegrist (Universität Leipzig) und Willfried Spohn (University of Pennsylvania und FU Berlin) ausgerichtet und von der Fritz Thyssen Stiftung dankenswerterweise finanziell unterstützt. Der Herausgeber dankt vor allem den Autoren und Autorinnen dieses Hefts, die bereit waren, ihre auf der Tagung vorgelegten Beiträge auszuarbeiten. Der Dank gilt auch dem weiteren Kreis von Teilnehmern und Teilnehmerinnen, deren Beiträge die Tagung mit ermöglicht und lebendig gemacht haben, die hier aber nicht zum Abdruck gelangt sind.¹

I

Das methodologische und forschungspraktische Verhältnis von Kulturanalyse und vergleichender Forschung in Geschichte und Soziologie ist keineswegs ein neues Thema. Die herkömmliche Einteilung hielt gewöhnlich den Kulturvergleich für die kultur- und geisteswissenschaftlich orientierte Geschichte und den Strukturvergleich für die sozialwissenschaftlich orientierte Soziologie für charakteristisch. Lediglich in der vorherrschend kulturwissenschaftlich orientierten klassischen deutschen Soziologie kam

1 Der folgende Teilnehmerkreis mit den angeführten Referaten versammelte sich auf der Tagung (in der Reihenfolge des Tagungsablaufs): J. Kocka, Kulturanalyse und vergleichende Forschung in der Sozialgeschichte; W. Spohn, Kulturanalyse und vergleichende Forschung in der historischen Soziologie; Th. Welskopp, Klasse als Befindlichkeit? Vergleichende Arbeitergeschichte vor der kulturgeschichtlichen Herausforderung; K. Canning, Languages of Labor and Gender, Female Factory Work in Germany 1850–1914; Th. Wobbe, Wissenschaftlerinnen in Deutschland und den USA: Kulturelle und strukturelle Dimensionen; G. Budde, Geschlecht, Kultur und Bürgertum; E. Morawska, Ethnicity as the Double Structure: A Historical-Comparative Approach; J. Breuilly, The Conditions of Successful Nationalism; J. Vogel, Nationale Mythen. Symbole und Rituale: Eine kulturelle Wende in der Nationsforschung?; G. Eley, What is Cultural History?; W. Sewell, Are Cultural History and Comparative Method Compatible?; H. Siegrist, Probleme einer historischen Komparatistik; und K. Eder, Methodologische Probleme des soziologischen Vergleichs.

auch dem Kulturvergleich innerhalb der Soziologie eine zentraler Stellenwert zu.²

Diese herkömmliche Einteilung sollte bekanntlich mit der interdisziplinären Annäherung von Geschichte und Soziologie, wie sie seit bald drei Dezennien mit dem Konzept der historischen Sozialwissenschaft programmatisch gefordert und zunehmend forschungspraktisch in Sozialgeschichte und historischer Soziologie eingelöst wurde, überwunden werden. Sozialstrukturanalyse und Kulturforschung sollten sich dabei in einer systematischen Erklärungsperspektive gesellschaftsgeschichtlicher Prozesse miteinander verbinden. Der Vergleich galt als Königsweg der Forschung und trug entsprechend zum Wachstum der vergleichenden Forschung bei.³ Vorherrschend waren freilich sozialtheoretisch oder sozialwissenschaftlich orientierte Ansätze, die historisch-soziale Prozesse als Variationen allgemeiner Entwicklungsprozesse in der Moderne analysieren, darstellen und zu erklären trachteten.⁴

Inzwischen hat sich in Geschichte wie Soziologie eine deutliche kulturgeschichtliche und kultursoziologische Kritik an den strukturtheoretischen Ansätzen und ihren methodologischen Grundlagen vollzogen.⁵ Eine zentrale Rolle spielt dabei die Kritik an evolutionstheoretischen, einseitig so-

-
- 2 Dies ist auch die Grundlage für eine kulturwissenschaftliche Reaktivierung der klassischen historischen Soziologie bei V. Kruse, *Historisch-soziologische Zeitdiagnosen in Westdeutschland nach 1945*. Eduard Heimann, Alfred von Martin, Hans Freyer, Frankfurt a. M. 1994 im Unterschied zur angloamerikanischen historischen Soziologie, vgl. W. Spohn, *Zur Programmatik und Entwicklung der neuen historischen Soziologie*, in: *Berliner Journal für Soziologie* 6 (3) 1996, S. 363-375.
 - 3 Einen Überblick über die jüngere Forschungsentwicklung der vergleichenden Sozialgeschichte geben H. Kaelble, *Vergleichende Sozialgeschichte des 19. und 20. Jahrhunderts: Forschungen europäischer Historiker*, in *Jahrbuch für Wirtschaftsgeschichte* 1 (1993), S. 173-198 und J. Kocka, *Comparative Historical Research: German Examples*, in: *International Review of Social History* 38 (1993), S. 369-379. Entsprechende Überblicke über den Forschungsstand der historischen Soziologie vor allem in den USA geben Th. Skocpol (Hrsg.), *Vision and Method in Historical Sociology*, Cambridge/Mass. 1984; D. Smith, *The Rise of Historical Sociology*, Philadelphia 1992; und Ch. Tilly, *Big Structures, Large Processes, Huge Comparisons*, New York 1984.
 - 4 Programmatisch für die vergleichende Sozialgeschichte hierzulande etwa H.-U. Wehler, *Modernisierungstheorie und Geschichte*, Göttingen 1975 und J. Kocka, *Sozialgeschichte*, Göttingen 1977 und für die anglo-amerikanische historische Soziologie Ph. Abrams, *Historical Sociology*, London 1982; Th. Skocpol, *Vision and Method in Historical Sociology*, Cambridge/Mass. 1984; und Ch. Tilly, *As Sociology Meets History*, New York 1981.
 - 5 Diese Positionsverschiebung zeigt sich etwa in der Festschrift für Hans-Ulrich Wehler: M. Hettling (Hrsg.), *Was ist Gesellschaftsgeschichte?*, München 1993 oder dem Werk Th. Nipperdeys, *Deutsche Geschichte 1800-1918*, 3 Bde., München 1986, 1991 und 1992. Schärfer ist die Abkehr von strukturtheoretischen Ansätzen bei: D. Blackburn/G. Eley, *The Peculiarities of German History*, Oxford 1984; N. Dirks/G. Eley, Sherry Ortner (Hrsg.), *Culture, Power, History*, Princeton 1994; L. Hunt (Hrsg.), *The New Cultural History*, Berkeley 1989 und D. Crane (Hrsg.), *The Sociology of Culture. Emerging Theoretical Perspectives*, Boulder 1995; vgl. darin auch E. Morawska und W. Spohn, 'Cultural Pluralism' in *Historical Sociology*, S. 45-90.

zialstrukturell orientierten oder kulturabstrahierenden Annahmen.⁶ Entsprechend verstärken sich in Geschichte und Soziologie interpretative, narrative und konstruktivistische Ansätze, die die Einzigartigkeit, Kontextgebundenheit und kulturelle Konstruktion historischer Phänomene und historisch-sozialer Prozesse voraussetzen – eine disziplinäre Entwicklungstendenz, die positiv als „Kulturwende“ und negativ als „Kulturalismus“ markiert wird, zugleich aber auch auf Spannungen zwischen systematischen und historischen Ansätzen verweist.⁷

Diese kulturanalytische Trendwende hat nun auch Folgen für die komparative Forschung in Sozialgeschichte und historischer Soziologie. Aus der Perspektive der kulturellen Eigenart bzw. kulturellen Konstruktion historischer Phänomene und historisch-sozialer Prozesse wird die forschungsstrategische Bedeutung des systematischen und theoriegeleiteten Vergleichs deutlich infragegestellt. In der einflußreichen stärkeren Variante dieser kulturanalytischen Umorientierung verlieren vergleichende Verfahren gegenüber interpretativen Methoden fast gänzlich ihre forschungsstrategische und -praktische Relevanz.⁸ In der weniger verbreiteten schwächeren Variante behält die Operation des Vergleichens ihre Bedeutung als interkultureller Vergleichungsprozeß.⁹ Doch auch hier verengt sich die Methode des Vergleichs auf das Verstehen bzw. die Dekonstruktion kultureller Eigenarten, ohne damit noch eine systematische Erklärungs-perspektive – wie etwa in der verstehenden Soziologie Max Webers¹⁰ – zu verbinden. Entsprechend nimmt die forschungspraktische Durchführung von vergleichenden Studien in Sozialgeschichte und historischer Soziologie ab.

Aus der Perspektive einer theoriegeleiteten und erklärungsorientierten Sozialgeschichte und historischen Soziologie sind solche Konsequenzen der kulturanalytischen Trendwende nicht befriedigend.¹¹ Dabei wird durchaus eingeräumt, daß der kulturwissenschaftliche Vorwurf einer ein-

6 Etwa E. Gellner, *Thought and Social Change*, London 1964; R. Nisbet, *Sociology and History*, New York 1972; A. Smith, *Social Change*, Oxford 1972 und P. Sztompka, *The Sociology of Social Change*, Chicago 1994.

7 Allgemein hierzu D. Chaney, *The Cultural Turn*, London 1994.

8 Vgl. u.a. D. Ortner/G. Eley/Sh. Ortner (Hrsg.), *Culture, Power, History*, Princeton 1994 und L. Hunt (Hrsg.), *The New Cultural History*, Berkeley 1989.

9 J. Matthes, *The Operation called 'Vergleichen'*, in: ders. (Hrsg.), *Zwischen den Kulturen? Die Sozialwissenschaften vor dem Problem des Kulturvergleichs*, Göttingen 1992:75-99.

10 Neuerdings S. Kalberg, *Max Weber's Historical and Comparative Sociology*, Berkeley 1994.

11 Dies betonen in der historischen Soziologie etwa Th. Skocpol/M. Somers, *The Uses of Comparative History in Macrosocial Inquiry*, in: *Comparative Studies in Society and History* 22 (1980), S. 174-197 und Ch. Tilly, *Big Structures, Large Processes, Huge Comparisons*, New York 1984; oder in der vergleichenden Sozialgeschichte etwa J. Breuilly, *Introduction: Making Comparisons in History*, in: ders., *Labour and Liberalism in 19th Century Europe*, Manchester 1992, S. 1-25 und H.-G. Haupt/J. Kocka, *Geschichte und Vergleich*, Frankfurt a. M. 1996 in ihrer Einleitung, S. 10-45.

seitigen Analyse von Sozialstrukturen und Institutionen häufig zurecht besteht, und entsprechend werden auch hier kulturelle Phänomene, Prozesse und Strukturen in der praktischen Forschung verstärkt berücksichtigt. Dies geschieht allerdings vor allem in der Analyse der Kultur in ihren materiellen und institutionellen Formen, während die interpretative und dekonstruktive Analyse in ihren Bedeutungs-, Werte- und Symbolgehalten eher sekundär bleibt. Aus einer solchen theorie- und erklärungsorientierten Perspektive ist im Kern entscheidend, welche Kausalrelevanz Kultur in ihren verschiedenen Formen und Dimensionen für die Strukturierung historisch-sozialer Prozesse hat. In dieser Perspektive versuchen einige jüngere sozialhistorische und historisch-soziologische Beiträge, unter Aufnahme der kulturtheoretischen Anstöße und Umorientierungen die Entwicklung einer methodologisch reflektierteren Komparatistik voranzutreiben.¹²

II

Im Rahmen dieser methodologischen und forschungsanalytischen Kontroverse zum Verhältnis von Kulturanalyse und Vergleich in Sozialgeschichte und historischer Soziologie beabsichtigte die Berliner Tagung an der Arbeitstabelle für vergleichende Gesellschaftsgeschichte, einige richtungweisende Antworten für eine Sozialstruktur- und Kulturanalyse verbindende Komparatistik zu gewinnen. Die Leitfrage lautete: Welche Berechtigung hat die kulturanalytische Wende in Geschichte und Soziologie im allgemeinen und welche Bedeutung hat sie für die vergleichende Forschung in Sozialgeschichte und historischer Soziologie im besonderen? Solche richtungweisenden Antworten sollten dabei weniger in einer wissenschaftstheoretisch-abstrakten Diskussion, sondern vielmehr in der methodologischen Erörterung der praktizierten vergleichenden Forschung in Sozialgeschichte und historischer Soziologie gewonnen werden. Dafür schienen den Organisatoren insbesondere drei Themenfelder geeignet zu sein, nämlich: 1. Klasse und soziale Ungleichheit, 2. Geschlecht und soziale Differenz und 3. Nation und Ethnizität. Gerade diese Themenfelder stellen analytische Kernbereiche der „Kulturwende“ dar und eignen sich deshalb besonders gut für eine Art Bilanz, welche Konsequenzen die kulturanalytische Trendwende für die vergleichende Forschung in Sozialgeschichte und

12 Etwa Ch. Ragin, *The Comparative Method*, Berkeley 1987; A. A. van den Braembusche, *Historical Explanation and Comparative Method*, in: *History and Theory* 28 (1989), S. 1-24; und H.-G. Haupt/J. Kocka (Hrsg.), *Geschichte und Vergleich* (Anm. 11). Wegweisende erklärungsorientierte Verbindungen von Kulturanalyse und vergleichender Methode stellen R. Wuthnow, *Communities of Discourse*, Cambridge, Mass. 1989 und R. Bernatki, *The Fabrication of Labor. England and Germany 1700-1914*, Berkeley 1995 dar. Ein Markstein hierfür ist auch die Kontroverse zwischen Theda Skocpol und William Sewell über die Rolle der Sprache in der vergleichenden Erklärung der Französischen Revolution, abgedruckt in Th. Skocpol, *Social Revolutions in the Modern World*, Cambridge, Mass. 1994, S. 169-209.

historischer Soziologie haben und wie diese forschungsstrategisch zu beurteilen sind.

Der erste Themenschwerpunkt: Klasse und soziale Ungleichheit bildet einen der zentralen Gegenstandsbereiche einer systematisch vergleichenden Sozialgeschichte und historischen Soziologie.¹³ Sozioökonomische Ungleichheiten und Stratifikationsmuster, soziale Formen der Klassen- und Gruppenbildung sowie Prozesse politischer Organisation und Konfliktaustragung stellen Leitkategorien für einen systematisch orientierten Vergleich dar.¹⁴ Demgegenüber betont die kulturtheoretisch orientierte Kritik die kulturellen, sprachlichen und lebensweltlichen Grundlagen kollektiver Gruppen- und Identitätsbildung, konzentriert sich aber vor allem auf individuelle Phänomene und Prozesse und wendet sich dadurch von einer systematischen Vergleichsperspektive ab.¹⁵ Im diesem Themenschwerpunkt stand deshalb die Frage im Mittelpunkt: In welchem Beziehungsverhältnis stehen die strukturellen und kulturellen Dimensionen kollektiver Gruppenbildungsprozesse und welche Konsequenzen ergeben sich daraus für eine systematisch vergleichende Forschungsstrategie?

Der zweite Themenschwerpunkt: Geschlecht und soziale Differenz ist eher dadurch charakterisiert, daß hier die kulturtheoretischen Ansätze gegenüber einer strukturtheoretisch verfahrenen Forschung von vornherein ein stärkeres Gewicht hat und damit zusammenhängend eine systematisch orientierte komparative Forschung nur sehr allmählich in Gang kommt.¹⁶

13 Etwa H.-U. Wehler (Hrsg.), *Klassen in der europäischen Sozialgeschichte*, Göttingen 1979; J. Kocka (Hrsg.), *Europäische Arbeiterbewegungen im 19. Jahrhundert*, Göttingen 1983; K. Tenfelde (Hrsg.), *Arbeiterschaft und Arbeiterbewegung im Vergleich*, München 1986; I. Katznelson/A. Zolberg, *Working-Class Formation. Nineteenth-Century Patterns in Western Europe and the United States*, Princeton 1986; J. Kocka (Hrsg.), *Bürgertum im 19. Jahrhundert. Deutschland im europäischen Vergleich*, 3 Bde., München 1988/89; H.-U. Wehler (Hrsg.), *Europäischer Adel 1750–1950*, Göttingen 1990.

14 Als neuere vergleichende Arbeiten etwa: Ch. Eisenberg, *Deutsche und englische Gewerkschaften im Vergleich. Entstehung und Entwicklung bis 1878*, Göttingen 1986; H. Siegrist, *Advokat, Bürger und Staat. Sozialgeschichte der Rechtsanwälte in Deutschland, Italien und der Schweiz (18.–20. Jahrhundert)*, Habilitationsschrift FU Berlin 1991/92; Th. Welskopp, *Arbeit und Macht im Hüttenwerk. Arbeits- und industrielle Beziehungen in der deutschen und amerikanischen Eisen- und Stahlindustrie von den 1860er bis zu den 1930er Jahren*, Bonn 1994; G.-F. Budde, *Auf dem Weg ins Bürgerleben. Kindheit und Erziehung in deutschen und englischen Bürgerfamilien 1840–1914*, Göttingen 1994.

15 Einflußreich etwa E. P. Thompson, *The Making of the English Working Class*, Hammondsworth 1968; G. Stedman Jones, *Klassen, Politik, Sprache*, Münster 1988; vgl. P. Joyce (Hrsg.), *Class*, Oxford 1995.

16 Etwa K. Hausen/H. Wunder (Hrsg.), *Frauengeschichte – Geschlechtergeschichte*, Frankfurt a. M. 1992; U. Frevert (Hrsg.), *Bürgerinnen und Bürger. Geschlechterverhältnisse im 19. Jahrhundert*, Göttingen 1988; J. Scott, *Gender and the Politics of History*, New York 1988; K. Offen/R. Pierson/J. Rendall (Hrsg.), *Writing Women's History. International Perspectives*, Houndsmill/London 1991; Ch. Eifert, *Europäische Gesellschaften im historischen Vergleich im 19. und 20. Jahrhundert. Probleme einer vergleichenden*

Die historisch-kontextuelle Analyse der kulturellen und diskursiven Konstruktionen von Geschlecht spielt eine zumindest ebenso große Rolle wie die Untersuchung von sozialen Differenzen und Hierarchien zwischen den Geschlechtern. Vor diesem Hintergrund ging es in diesem Schwerpunkt deshalb auch zunächst um die Frage, welche Formen einer vergleichenden Sozialgeschichte und historischen Soziologie der Geschlechterbeziehungen sich entwickeln und welche Bedeutung hier einer systematisch vergleichenden Forschungsstrategie zukommt.

Der dritte Themenschwerpunkt: Nation und Ethnizität ist wiederum durch eine lange Tradition einer systematisch orientierten komparativer Forschung in Sozialgeschichte und historischer Soziologie gekennzeichnet, die sich vor allem auf Prozesse der Nationalstaatsbildung und Formen des Nationalismus konzentriert hat.¹⁷ Doch auch hier hat sich mit dem erhöhten Augenmerk auf Formen des neuen Nationalismus, auf Migrationsprozesse und ethnische Minoritäten die Forschungsorientierung auf die kulturellen Formen und Dimensionen der nationalen und ethnischen Gruppen- und Identitätsbildung verstärkt.¹⁸ Auch diese Forschungstendenz geht mit einer kulturanalytischen Konzentration auf individuelle Nationen und Ethnien einher, während die vergleichende Forschung Domäne einer strukturtheoretisch orientierten Untersuchung der Soziologie und Geschichte des Nationalstaats und politischer Herrschaft bleibt. Auch in diesem Themenschwerpunkt war die zentrale Frage, welche Beziehungen zwischen den strukturellen und kulturellen Dimensionen von nationaler und ethnischer Gruppenbildung bestehen und welche methodologischen Konsequenzen sich hieraus für eine systematisch orientierte komparative Forschungsstrategie ergeben.

Unter Zugrundelegung dieser Themenbereiche wurden bewußt sowohl sozialwissenschaftlich als auch kulturwissenschaftlich orientierte Sozialhistoriker/innen und historische Soziologen/innen aus Deutschland, Großbritannien und den USA an die Arbeitsstelle für vergleichende Gesellschaftsgeschichte eingeladen. Ein besonderes Augenmerk wurde dabei auf

chenden Geschlechtergeschichte (Ms.), Berlin 1995; L. Frader/S. Rose (Hrsg.), *Gender and Class in Modern Europe*, Ithaca, NY 1996. Als vergleichende Analysen etwa R. Evans, *Comrades and Sisters: Feminism, Socialism and Pacifism in Europe 1870-1945*, London 1987; J. Rendall, *The Origins of Modern Feminism. Women in Britain, France, and the United States, 1760-1860*, London 1985.

- 17 Etwa H.-A. Winkler (Hrsg.), *Nationalismus*, Königstein/Ts. 1980; P. Alter, *Nationalismus*, Frankfurt a. M. 1985; J. Hutchinson/A. Smith, *Nationalism*, Oxford 1994; E. Gellner, *Nations and Nationalism*, Cambridge/Mass. 1986; M. Mann, *The Sources of Social Power II*, Cambridge/Mass. 1993; J. Breuilly, *Nationalism and the State*, Manchester 1994; A. Smith, *Nations and Nationalism in a Global Era*, Oxford 1995.
- 18 Etwa B. Anderson, *Imagined Communities*, London 1991; A. Smith, *The Ethnic Origins of Nations*, Oxford 1986; ders., *National Identity*, Reno 1992; E. Morawska, *The Sociology and Historiography of Immigration*, in: V. Yans-McLaughlin (Hrsg.), *Immigration Reconsidered*, Oxford 1990, S. 187-238; E. François/H. Siegrist/J. Vogel (Hrsg.), *Nation und Emotion*, Göttingen 1995.

die Gewinnung von Positionen aus der angloamerikanischen historischen Soziologie gelegt, da sich hier die Fronten zwischen kultur- oder sozialwissenschaftlich orientierten Verbindungen von Geschichte und Soziologie fließender und komplexer und weniger polarisiert entwickelten. Trotz der vielversprechenden Zielsetzung der Tagung und trotz der vielen wertvollen Beiträge zeigte sich allerdings, daß durch die Wahl des polemische Titels „Kulturalismus und vergleichende Forschung“ eher alte Gegensätze zwischen kultur- und sozialwissenschaftlich orientierten Positionen in Geschichte und Soziologie wieder aufgerissen wurden, statt die von den Organisatoren intendierte zielgerichtete Diskussion in Richtung auf eine Sozialstruktur- und Kulturanalyse verbindende Komparatistik zu befördern.

III

Unter diesen Umständen entschloß ich mich als Herausgeber des hier vorgelegten Heftes, nur jene Beiträge zur Ausarbeitung anzuregen und hier der wissenschaftlichen Öffentlichkeit vorzulegen, die im Interesse der Grundintentionen der Tagung lagen. Es handelt sich dabei im wesentlichen um diejenigen Beiträge, die methodologisch und analytisch die Verbindung von Sozialstruktur- und Kulturanalyse und ihren Zusammenhang mit der vergleichenden Forschung thematisierten. Dies war vor allem bei den theoriegeleitet-komparativen sozialhistorischen und historisch-soziologischen Tagungsbeiträgen der Fall. Dies galt nicht in gleichem Maße für die exemplarischen sozial- und kulturhistorischen Beiträge, die weniger explizit auf die Verbindung von Sozial- und Kulturanalyse in der vergleichenden Forschung angelegt waren. Für eine solche Auswahl sprach zudem, daß die ersteren zumeist dem angloamerikanischen Forschungskontext entstammen und deshalb hierzulande weniger bekannt sind, während die zweiteren vorwiegend aus dem deutschen Forschungskontext entstanden sind und in einigen kürzlichen Veröffentlichungen dem interessierten deutschen Publikum schon vorliegen.

Die ersten drei der hier abgedruckten Beiträge stellen theoretisch angeleitete vergleichende Ansätze vor, die auf unterschiedliche Weise sozialstrukturelle und kulturelle Dimensionen analytisch miteinander kombinieren und entsprechend methodologisch den Struktur- und Kulturvergleich unterschiedlich einsetzen.

Im ersten Beitrag „Die Voraussetzungen erfolgreicher Nationalbewegungen“ spezifiziert der englische Sozialhistoriker *John Breuilly* (University of Manchester), der vor allem durch seine vergleichenden sozialhistorischen Analysen von Arbeiterbewegungen und Nationalbewegungen in Europa bekannt geworden ist¹⁹, die sozialstrukturellen und staatlich-politischen Bedingungen, unter denen sich Nationalbewegungen in Natio-

19 J. Breuilly, *Labour and Liberalism in 19th-Century Europe*, Manchester 1992 und ders., *Nationalism and the State*, Manchester 1994.

nen transformieren. Dabei entwickelt er im Rahmen der sozialwissenschaftlichen Nationalismusdebatte, in der sich insbesondere primordialistische, perennialistische und modernistische Theorien gegenüberstehen, einen vergleichenden historisch-kontextuellen Ansatz, der die jeweiligen Strukturbedingungen der Staatsbildung für kausal relevanter hält als die politisch-kulturellen Formen der Nationalbewegungen selbst. Entsprechend ist hier auch der Strukturvergleich methodologisch bedeutsamer als der Kulturvergleich.

Im zweiten Beitrag „Ethnizität als doppelte Struktur“ entwickelt die amerikanische historische Soziologin *Ewa Morawska* (University of Pennsylvania, Philadelphia), die sich vor allem durch ihre ethnographisch-soziologischen Untersuchungen zur slawischen und jüdischen Immigration in die USA 1890–1940 einen Namen gemacht hat²⁰, ein vergleichendes Modell zur Analyse von (nicht-nationaler) Ethnizität am Beispiel der USA. Dieses historisch-kontextuelle figurationssoziologische Modell kombiniert sozialstrukturelle und kulturelle Dimensionen und verwendet deshalb sowohl den Struktur- als auch den Kulturvergleich in gleichgewichtiger Weise. Sie stützt sich dabei namentlich auf die Reformulierung der Strukturtheorie von Anthony Giddens und der Habitusstheorie von Pierre Bourdieu durch William Sewell²¹.

Im dritten Beitrag „Institutionelle Dimensionen universitärer Organisation: Frauen als Neuankömmlinge im deutschen und US-amerikanischen Wissenschaftssystem“ stellt *Theresa Wobbe* (FU Berlin), die vor allem auf dem Gebiet der historisch-soziologischen Frauen- und Geschlechterforschung gearbeitet hat²², eine vergleichende Analyse der Professionalisierung von Soziologinnen vor. Sie macht dabei sowohl institutionelle als auch kulturelle Eigenarten des deutschen und amerikanischen Universitätssystems und ihrer jeweiligen gesellschaftlichen Bedingungen für die ungleichzeitige und spezifische Professionalisierungsgeschichte von Frauen in beiden Ländern verantwortlich. Entsprechend werden auch hier Struktur- und Kulturvergleich miteinander gekoppelt, und zwar auf der Grundlage einer Verbindung von soziologischen Theorien funktionaler Differenzierung mit interpretativen soziologischen Ansätzen.

Die zwei weiteren hier abgedruckten Beiträge stellen demgegenüber methodologisch-vergleichende Ansätze vor, die unterschiedliche Aspekte

20 E. Morawska, *For Bread with Butter: Life-Worlds of East Central Europeans in Johnstown, Pennsylvania, 1890–1940*, New York 1985; dies., *Insecure Prosperity. Small-Town Jews in Industrial America, 1890–1940*, Princeton 1996; vgl. auch dies., *The Sociology and Historiography of Immigration*, in: V. Yans-McLaughlin (Hrsg.), *Immigration Reconsidered: History, Sociology, Politics*, New York 1990, 187–241.

21 W. H. Sewell, *A Theory of Structure: Duality, Agency, and Transformation*, in: *American Journal of Sociology* 98 (1992), S. 1–29.

22 Vgl. insb. die kürzlich erschienene Habilitationsschrift: Th. Wobbe, *Wahlverwandtschaften. Die Soziologie und die Frauen auf dem Weg zur Wissenschaft*, Frankfurt a. M./New York 1997.

des Verhältnisses von Struktur- und Kulturvergleich in Sozialgeschichte und historischer Soziologie herausarbeiten. In seinem Beitrag „Ist Kulturgeschichte und vergleichende Forschung miteinander kompatibel?“ betont *William Sewell*, der sich vor allem durch seine Untersuchungen zur französischen Sozialgeschichte und neuerdings durch wegweisende sozialtheoretische Beiträge einen Namen gemacht hat²³, vor allem die Vereinbarkeit von Kulturanalyse und vergleichende Methodologie. Diese Akzentsetzung ist auf den deutschen Diskussions- und Forschungsstand gemünzt, in dem die deutliche disziplinäre Trennung von historischer Soziologie, Sozialgeschichte und Alltagsgeschichte auch Konsequenzen für das methodologische Verhältnis von Struktur- und Kulturvergleich haben. Sewells Beitrag ist aber auch im Zusammenhang mit seiner, schon erwähnten, Strukturtheorie zu lesen, die Struktur, Handeln und Kultur in einer Theorie historisch-sozialer Prozesse vermittelt und deshalb methodologisch einen gleichgewichtigen Struktur- und Kulturvergleich impliziert.

Der letzte Beitrag von *Willfried Spohn*, der unter dem Eindruck der florierenden angloamerikanischen historischen Soziologie auch hierzulande zu einer Wiederbelebung der historischen Soziologie beitragen will und analytisch zu verschiedenen Dimensionen einer historisch-vergleichenden Makrosoziologie der deutschen Gesellschaftsentwicklung in einem west- und osteuropäischen Vergleich gearbeitet hat²⁴, gibt einen Überblick zu dem methodologischen Verhältnis von „Kulturanalyse und Vergleich in der historischen Soziologie“. Er versucht dabei, die unterschiedlichen Formen des Struktur- und Kulturvergleichs im methodologischen Raum zwischen Geschichte und Soziologie darzustellen und dadurch zur Präzisierung der Aufgabenstellung einer Struktur- und Kulturvergleich vermittelnden Komparatistik in Sozialgeschichte und historischer Soziologie beizutragen.

Die Hoffnung, die sich mit der vorgelegten Auswahl von Beiträgen verbindet, ist, durch die Vorstellung von unterschiedlichen analytischen und methodologischen Positionen der Vermittlung von Struktur- und Kulturvergleich einige Anstöße in Richtung auf eine theoriegeleitete, sozialstrukturelle und kulturelle Dimensionen miteinander verbindende Komparatistik in Sozialgeschichte und historischer Soziologie zu geben. Sie könnte zugleich eine Grundlage für eine gezieltere vergleichende Forschung in beiden Disziplinen sein, die systematisches Erklären und kulturelles Verstehen wieder stärker zusammenführt.

Berlin, Januar 1998

23 W. H. Sewell, *Work and Revolution in France. Language and Labor from the Old Regime to 1848*, Cambridge 1980; und insb. ders., *Theory of Structure* (Anm. 21).

24 Vgl. W. Spohn, *Zur Programmatik und Entwicklung der neuen historischen Soziologie*, in: *Berliner Journal für Soziologie* 3 (1996), S. 363-375; ders./S. Hanson, *Can Europe Work? The New Germany and the Reconstruction of Postcommunist Societies*, Seattle 1995 und ders., *Modernisierung, Religion und kollektive Identitäten. Zur historischen Soziologie Deutschlands zwischen West- und Osteuropa* (i. E.).

John Breuilly

Die Voraussetzungen erfolgreicher Nationalbewegungen

I.

Mit vorliegender Untersuchung sollen die Voraussetzungen herausgearbeitet werden, unter welchen der Appell an die nationale Identität zur Schaffung von Staatlichkeit beitragen bzw. das Seine tun kann, damit staatliche Macht zu gesamtgesellschaftlicher Kohäsion, wirtschaftlichem Wachstum und einer wirksamen Repräsentanz auf internationaler Ebene führt. Die verschiedenen Erscheinungsformen solcher Appelle entwickeln sich im Kontext sowohl regierungszugehöriger als auch oppositioneller politischer Bewegungen. Innerhalb einer politischen Bewegung können Appelle an die nationale Identität drei Funktionen erfüllen: Sie können verschiedenen Elitengruppen helfen, zu einer effizienten Zusammenarbeit zu gelangen; sie können dazu beitragen, die Unterstützung einer breiten Öffentlichkeit zu mobilisieren, und sie können die politische Anerkennung und Unterstützung durch andere Staaten vorantreiben. Eine vergleichende Studie über die Voraussetzungen für erfolgreiche Nationalbewegungen ist daher insofern angebracht, als sie die Grundlage für sinnvolle allgemeingültige Aussagen liefern kann. Solange die Auffassung vorherrscht, jede sich der Sprache des Nationalismus bedienende und dessen Werte hochhaltende politische Bewegung sei nationalistisch – wie schwach und unbedeutend sie auch sei – bzw. solange nationale Bewegungen im wesentlichen als eine Reihe für sich allein stehender Fälle betrachtet werden, ist der Beliebigkeit der Interpretation im Grunde keine Grenze gesetzt.¹

Nur wenn ein Staat schwach ist, kann auch eine schwache oppositionelle Nationalbewegung mit Erfolg ihre eigene Staatsfähigkeit gegenüber den bestehenden Strukturen durchsetzen. Ist diese innere Schwäche nicht gegeben, können selbst stärkere nationale Bewegungen erfolglos bleiben. Wo das soziale Band eng gewoben ist, wirtschaftlicher Wohlstand herrscht oder die Landesgrenzen sowie internationale Anerkennung gesichert sind, besteht nur wenig Bedarf an ausdrücklichen Appellen an die nationale Identität und Einheit. Liegen diese jedoch nicht vor, kann ein nachdrücklicher Aufruf zur nationalen Identität und Einheit negative wie positive Reaktionen hervorrufen; wo aufgrund mangelnder Stabilität und brüchiger

¹ Elitekoordination, Öffentlichkeitsmobilisierung und Staatslegitimation als staatspolitische Funktionen kommen in meinem Buch *Nationalism and the State*, Manchester/Chicago 1993 ausführlich – und im Vergleich vor dem Hintergrund zahlreicher Fallstudien – zur Darstellung.

Machtverhältnisse Gewalt und Kriegführung der Politik als hauptsächlichem Konfliktmodus den Rang ablaufen, wird sich auch der Charakter des Nationalismus verändern.

All dies deutet darauf hin, daß das soziale und wirtschaftliche Umfeld aktiv gewordener Nationalbewegungen sowie die politischen und militärischen Ressourcen, die diesen Kräften und dem Staat, gegen den sie sich stellen, zur Verfügung stehen, einer genaueren Analyse bedürfen, bevor verstanden werden kann, worin der Sinn und die Bedeutung eines nationalistischen Diskurses liegen. Im ersten Teil meines Beitrags sollen daher zunächst die verschiedenen Ansätze skizziert werden, die bisher zum Verständnis des Phänomens des Nationalismus ins Feld geführt worden sind. Ein Vergleich dieser Ansätze wird unter ihnen jene aufzeigen, denen ich selbst den Vorzug gebe. Im Anschluß daran sollen zwei sehr unterschiedliche nationale Bewegungen gegenübergestellt und einige Schlußfolgerungen darüber entwickelt werden, wie vergleichende Fallstudien und die Frage nach den Diskursinhalten (d.h. nach der Rolle kultureller Einflüsse beim Zustandekommen nationaler Identität und sich daraus ergebender Aktionen) und struktur- sowie kontextbetonenden Ansätzen zum Verständnis nationaler Bewegungen beitragen können.

II.

Die weite Spanne möglicher Bedeutungen der Begriffe „Voraussetzungen“, „erfolgreich“ und „Nationalismus“ und die Vielfalt relevanter Kontexte macht die genauere Beschreibung einzelner Ansätze und Fallbeispiele erforderlich.

Ich möchte daher sehr weitgefaßt vier Ansätze zum Verständnis des Phänomens „Nationalismus“ unterscheiden: den *nationalistischen*, den *perennialistischen*, den *modernistischen* und den *postmodernistischen*.²

1. Der nationalistische Ansatz

Der nationalistische Ansatz geht davon aus, daß es zunächst Nationen und dann erst nationale Bewegungen gibt.

Eine Schwierigkeit in diesem Konzept ist die Zahl potentieller oder gescheiterter Nationen. Für Apologeten erfolgreicher moderner Nationen (Bevölkerungen also, die eine gesicherte Staatlichkeit sowie einen breiten Konsens darüber erreicht haben, daß ihr Staat ein Nationalstaat ist) ist es nicht schwer, Teleologien zu konstruieren, die ganz zu ihrer Zufriedenheit

2 Eine genauere Darstellung dieser Ansätze findet sich in „Nationalism and the State“ (siehe insb. die Einleitung und den Anhang „Approaches to Nationalism“), ebenso in: *Approaches to Nationalism*, in: *Formen des nationalen Bewußtseins im Lichte zeitgenössischer Nationalismustheorien*, hrsg. von E. Schmidt-Hartmann, München 1994, S. 15-38. Neudruck in: *Mapping the Nation*, hrsg. von G. Balakrishnan, London 1996, S. 146-174.

Zeugnis davon ablegen, daß der Erfolg ihrer Nation der prädestinierte Höhepunkt einer langen nationalen Geschichte ist. Diese Geschichte ist nie sehr erfreulich, wird jedoch durch ihren Erfolg plausibel. Indirekt können solche teleologischen Deutungen in Frage gestellt werden, indem man auf die Perioden in der Geschichte des jeweiligen nationalen Territoriums hinweist, in denen sie Bezüge zu anderen Nationen einschlossen (z.B. Bretonen, Picarden, Schwaben oder Preußen) und es schwer ist, deutliche Unterschiede zwischen diesen und der erfolgreichen Nation festzustellen. Dies zeigt, wie wichtig vergleichende Untersuchungen für die Überprüfung von Aussagen über Nationen und Nationalismen sind. Zuweilen konstruieren Nationalisten ihre Argumente freilich auch so, daß deren Gegenteil nicht bewiesen werden kann: z.B. dann, wenn sie sich auf einen „nationalen“ Wesenskern berufen, der selbst dann vorhanden sein soll, wenn er weder in der Sprache noch im Tun der betreffenden Nation unmittelbar erkennbar ist. Ideologisch gefärbten Argumenten wie diesem ist im Rahmen eines sachlichen Streitgesprächs natürlich nicht beizukommen.

2. Der perennialistische Ansatz

Dieser Ansatz sieht Nationalismen als Phänomen der Moderne, dessen Entstehen nur im Lichte spezifisch moderner Entwicklungen wie Proletariats- und Klassenpolitik, städtische und industrielle Wirtschaft, bürokratischen Staatsstrukturen und Massenkommunikationssystemen erklärbar ist. Gleichzeitig meinen die Vertreter dieses Ansatzes, daß eine moderne Politik des Nationalismus nur dann Erfolg verspricht, wenn sie auf einer überkommenen Grundlage nationaler Identität aufbauen kann. Vorstellungen von einer Gemeinschaft mit gesetzlich verankerter Einheit, politischer Souveränität und wirtschaftlicher Autonomie innerhalb eines klar begrenzten Territoriums können für sie zwar modern sein, doch werden diese Entwicklungen auf eine frühere Gemeinschaft mit gemeinsamer Kultur (Sprache, Religion, Geschichte) zurückgeführt. Während also beim nationalistischen Ansatz das Vorhandensein der Nation als hinreichende Bedingung für das Aufkommen einer nationalen Bewegung gilt, betrachten die Verfechter des perennialistischen Ansatzes die Nation als eine notwendige Voraussetzung. Der perennialistische Ansatz kann gescheiterte nationale Bewegungen in sein Untersuchungsspektrum einbeziehen, weil er argumentiert, daß das zu solchen Bewegungen gehörende Gefühl nationaler Identität in solchen Fällen nicht stark genug gewesen ist, und/oder daß weitere moderne Bedingungen für das Erwachen eines erfolgreichen Nationalismus nur ungenügend vorhanden waren.

Eine kritisch-vergleichende Bewertung dieses Ansatzes müßte insbesondere der Frage nachgehen, ob es ein meßbares Niveau nationaler Identität gibt, unter dem kein erfolgreicher Nationalismus zu erwarten ist.

Sollte es ein solches Niveau nicht geben, wird der perennialistische Standpunkt vom Prinzip her unhaltbar.³

3. Der modernistische Ansatz

Dieser Ansatz verlagert den Schwerpunkt von der Nation als einer präexistenter Grundlage für nationale Bewegungen auf spezifische Merkmale der Moderne, die zu nationalen Bewegungen führten und, sofern sie erfolgreich waren, ein starkes und weithin geteiltes Bewußtsein nationaler Identität hervorbrachten. Zwar wird aus der Perspektive dieses Ansatzes den Perennialisten zugestanden, daß eine gemeinsame Sprache oder Religion das Entstehen von nationalem Bewußtsein und einer hieraus erwachsenden nationalen Bewegung fördern bzw. nicht behindern können, man hält diese Faktoren jedoch nicht für unerläßlich. Viel wichtiger seien die nationalen Interessen und Identitäten konstruierenden Prozesse, wie die Bildung eines modernen territorialen, partizipatorischen Staates, eines Massenbildungswesens sowie die Beseitigung innergesellschaftlicher Segmentation zugunsten einer Gesellschaft, in der jedem einzelnen, zumindest theoretisch, die verschiedensten sozialen Positionen offenstehen. Der Prüfstein dieses Ansatzes wäre der Nachweis, daß Nationalismus sowie die Entwicklung einer in der Bevölkerung weit verbreiteten nationalen Mentalität *tatsächlich* im Verband mit Modernisierungsprozessen entstehen, daß sie jedoch schwach sind, wo diese Prozesse schwach sind, und daß sie dort, wo letztere die notwendige Stärke besitzen, unabhängig vom Niveau und der Tiefe eines etwaigen vorausgehenden Empfindens nationaler Zusammengehörigkeit, aufkommen können. Auch hier kann nur eine vergleichende Studie sichere Antworten liefern.

4. Der postmodernistische Ansatz

Obwohl die von Benedict Anderson geprägte Formulierung von den „imaginierten Gemeinschaften“⁴ eher modern als postmodern ist, kann sie in postmodernistischer Deutung gebraucht werden, weil hier der Nachdruck auf der Konstruktion eines Diskurses nationaler Identität liegt. Das Forschungsfeld der „Erfindung“ von Nationalität ist gerade erst in der Erschließung begriffen. Komponisten, Dichter, Bildhauer, Architekten und Organisatoren kultureller Ereignisse, die Feste und gesellschaftliche Rituale einführen, spielen in diesem Zusammenhang eine herausragende Rolle. Sie tragen dazu bei, daß sich eine breitere Öffentlichkeit eine Ge-

3 Im weiteren möchte ich die nationalistische Position aus meinen Überlegungen ausklammern und nur noch den perennialistischen Ansatz mit einbeziehen, da allein letzterer dem nahekommt, was Ewa Morawska (vgl. ihren Beitrag in diesem Heft) die *primordialistische* Interpretation der Ethnizität genannt hat.

4 Vgl. B. Anderson, *Imagined Communities. Reflections on the Origins and Spread of Nationalism*, London 1983. Die deutsche Übersetzung „Die Erfindung der Nation“ (Frankfurt a. M. 1993) gibt den englischen Titel nur unvollkommen wieder.

meinschaft rein imaginärer Natur „konstruiert“; die Nation *ist* das Konstrukt der Phantasie. Dabei ist es gleichgültig, ob diese imaginierte nationale Identität wahr oder falsch ist. Worauf es ankommt, ist die Form und die Wirkkraft der Imagination. Nationale Identität ist flüchtig und unbeständig und bietet sich in wechselnden und umstrittenen Formen dar.

Im Unterschied zum nationalistischen und perennialistischen Ansatz liegt hier der Akzent auf den Nationalisten, sofern mit Nationalisten jene gemeint sind, die bei der Gestaltung des nationalen Diskurses die führende Rolle spielen. Vom modernistischen Ansatz unterscheidet sich dieser Standpunkt insofern, als er dem Gedanken von der verursachenden Rolle umfassender Modernisierungsprozesse und -interessen mit Skepsis begegnet. Die Schwierigkeit bei diesem Ansatz liegt darin, daß nicht ersichtlich ist, wie man jenseits der einfachen Beschreibung zur Analyse oder Erklärung kommen kann – zur Untersuchung der Frage also, weshalb eine Art des Diskurses erfolgreich ist und eine andere nicht. Es fragt sich in der Tat, nach welchen Maßstäben verschiedene Diskurse zu bewerten sind. Nur ein Vergleich kann versuchen, nicht nur diejenigen Situationen zu identifizieren, aus welchen gewisse Typen des nationalen Diskurses erwachsen, sondern auch solche, in deren Rahmen ein Diskurs besonders attraktiv oder überzeugend wird. Ob sich der Vergleich als direkterer Weg für eine Analyse des Diskurses als solchem empfiehlt, soll im Zusammenhang mit dem Problem dessen, was ich „die Ambivalenz des imperialen Nationalismus“ nennen möchte, noch zur Sprache kommen.

Jeder der genannten Ansätze umfaßt verschiedene Positionen. So können die ersten drei Ansätze kulturelle Elemente wie Sprache und Religion in den Vordergrund rücken oder nicht. Manche marxistische Nationalisten haben z.B. versucht, im Rahmen des Konzepts einer internationalen Arbeitsteilung „objektive“ nationale Gruppen zu identifizieren, während andere die gemeinsame Sprache oder Religion hervorhoben; Perennialisten wiederum unterstreichen manchmal die nationalen Unterschiede auf dem Sozial- und Wirtschaftssektor oder sie verweisen auf die Hartnäckigkeit bestimmter Mythen, Symbole oder auf andere, das kollektive Bewußtsein einer bestimmten Bevölkerung nährenden Traditionen. Manche Modernisten halten das Entstehen einer nationalistischen Intelligenzija, neuer Kommunikationsmuster sowie die Aufnahmebereitschaft einer kulturell wurzellosen Bevölkerung, an die diese Intelligenzija ihre nationalistischen Appelle richten kann, für das ausschlaggebende Element. Andere wiederum konzentrieren sich darauf, wie eine städtisch-industrielle Wirtschaft, eine mächtige Bürokratie und die Herausbildung einer territorial definierten Staatsangehörigkeit im Diskurs und der Politik des Nationalismus „reflektiert“ werden. Diese Ansätze sind also nicht zwangsläufig an bestimmte Analysemethoden gebunden. Nur der postmodernistische Ansatz scheint jegliche Art von spezifischen Vorbedingungen oder nichtdiskursi-

ven Voraussetzungen prinzipiell beiseite zu lassen und ausschließlich die Eigendynamik kultureller Aktivitäten gelten zu lassen.

Im folgenden sollen die Vorteile eines Ansatzes vorgestellt werden, der modernistische, strukturalistische, pluralistische, institutionelle und vergleichende Aspekte in sich vereint. Der Begriff „modernistisch“ ist schon erläutert worden. „Pluralistisch“ in unserem Zusammenhang bedeutet, daß nicht einem bestimmten (politischen, wirtschaftlichen oder kulturellen) Strukturtyp größere Bedeutung beigemessen wird als den anderen. Mit „institutionell“ meine ich, daß ein weithin fußfassendes Identitätsempfinden nur im Verband mit vorgegebenen sozialen Beziehungs- und Verhaltensmustern generiert werden kann, die sich aus der Funktionsweise schon bestehender Institutionen – und weniger aus der vagen Idee einer „gemeinsamen Lebensart“ – ergeben. Nationale Bewegungen dieses Typs sind entweder sehr fragil oder sie stellen bestimmte Eigenschaften dieser Institutionen in den Vordergrund, suchen dies aber auf dem Niveau der Sprache zu verschleiern. „Strukturalistisch“ heißt für mich, daß der Begriff der Modernisierung auf eine die funktionale Spezialisierung betonende strukturelle Transformation verweist, d.h. auf die Arbeitsteilung zwischen den kulturellen, wirtschaftlichen und politischen Handlungsfeldern in der Gesellschaft, aber auch innerhalb jedes dieser großen Bereiche. Nur in diesem Umfeld bekommt Nationalismus seine moderne Bedeutung. Auch hier können nur geordnete Vergleiche die bloße Beschreibung der Fälle zur Analyse und Erklärbarkeit führen.

III. Auswahl von Fallstudien

Nationale Bewegungen bedienen sich einer bestimmten Sprache, und diese Sprache erhebt den Anspruch, die Bedürfnisse und Interessen einer bestimmten Kollektivität – der Nation – auszudrücken. Im Diskurs nationaler Bewegungen sind Nationen kulturelle Konstrukte, also Gemeinschaften mit gemeinsamem Identitätsgefühl. Letzteres wird gewöhnlich nicht nur als subjektive Bindung verstanden, sondern bezieht sich auch auf gewisse beständige Eigenschaften, die über das einzelne Individuum hinausreichen und dieses verankern. Diese beständigen Eigenschaften können in einer gemeinsamen Sprache oder Religion, gemeinsamen sozialen Praktiken, einer bestimmten Lebensart und Wertordnung sowie gemeinsamen Interessen gegenüber Außenstehenden bestehen.

Für den perennialistisch denkenden Historiker und Sozialwissenschaftler ist eine sich über diese realen und symbolischen Kennzeichen definierende Nation die Voraussetzung für eine nationale Bewegung. Postnoderne Denker sehen dagegen in der Konstruktion des nationalen Diskurses innerhalb wie jenseits der nationalen Bewegung den Gegenstand, dem die zentrale Aufmerksamkeit gelten müsse.

Beide Ansätze sind m.E. mit Skepsis zu betrachten. Der von den Perennialisten angenommene Ausgangspunkt scheint mir weitgehend ein Kon-

strukt der nationalen Imagination zu sein. Erfolgreiche nationale Bewegungen wurzeln oft nur in höchst schemenhaft und nicht mehr greifbaren historischen Gegebenheiten – oder sind die historischen (realen oder symbolischen) Voraussetzungen des schottischen Nationalismus etwa so viel fundierter als die des walisischen, obwohl der schottische Nationalismus doch eine viel größere Bedeutung hat? Oder besaßen die an der Peripherie der modernen westeuropäischen Nationalstaaten liegenden Regionen (Cornwall, das spanische Galizien, das Languedoc, Bayern, Sizilien) etwa eine weniger entwickelte Basis (politische Institutionen, Sprache bzw. Dialekte, gemeinsame Mythen usw.) für die Herausbildung einer nationalen Identität als die Kerngebiete, die ihre Institutionen und Sprachen (Standardenglisch, Hochdeutsch, toskanisches Italienisch) erfolgreich auf ein größeres „nationales“ Territorium projizierten? Die Antwort auf diese Frage hängt davon ab, wie weit man in die Vergangenheit zurückgeht. Im Falle der großen Nationalstaaten wird sich spätestens seit Beginn der Frühen Neuzeit ein Kerngebiet innerhalb eines nationalen Territoriums ausmachen lassen. Aber diese Sichtweise würden einige Perennialisten nicht akzeptieren. Hinzu kommt, daß es für die vornationale Zeit einen Unterschied zu machen gilt zwischen Bevölkerungen, die in einer größeren Nation aufgingen, und solchen, die aufgrund einer eigenen nationalen Identität der Absorption widerstanden. Daher wären aus perennialistischer Sicht die Bayern als „Protodeutsche“ und die Böhmen als „Protoschechen“ zu verstehen. Und doch: Für keines dieser Völker gibt es einen zwingenden Grund, irgendwelche Unterschiede zwischen sich und anderen umliegenden Völkerschaften für die Zeit vor etwa 1500 zu postulieren. Nach dieser Zeit ist die perennialistische Position m.E. ohnehin nicht mehr relevant, da die nationale Identität formenden und zur Staatsbildung beitragenden Prozesse seitdem anhand des modernistischen Ansatzes verstanden werden können.⁵

Darüber hinaus kann der Diskurs der nationalen Bewegung mit der politischen Situation, in der sich diese entfaltet, sowie dem Regierungstyp, und den von der nationalen Bewegung ausgehenden Bemühungen um Unterstützung von außen in Verbindung gebracht werden. Der kreative Einsatz von Sprache, Symbolik, öffentlichen Zeremonien und Festlichkeiten ist sicherlich ebenfalls von größter Signifikanz, doch nur wenn diese alle fest in den Interessenkontext und das wechselnde Machtgleichgewicht integriert sind. Wir wissen aus Vergleichen, daß nationale Bewegungen mit ähnlichem politischem, aber unterschiedlichem kulturellem Hintergrund ihren nationalistischen Diskurs auf vergleichbare Weise benützen. Nationalistische Diskurse bilden daher in erster Linie eine taktische und strategische Reaktion auf eine umgebende politische Situation.

5 Diese Prozesse sind im Hinblick auf das moderne England und Frankreich in Kap. 3 meines Buches „Nationalism and the State“ näher umrissen.

Solche Situationen werden m.E. am besten über den modernistischen Ansatz erfaßt. Dies soll nun an zwei Fallstudien demonstriert werden: den nach staatlicher Einigung strebenden nationalen Bewegungen Mitte des 19. Jahrhunderts und den postsowjetischen nationalen Bewegungen unserer Tage in Ostmitteleuropa. Ich traf diese Auswahl angesichts der umfassenden epochalen Veränderungen, die aufgrund dieser Geschehnisse über mehr als ein Jahrhundert zu beobachten waren, sowie aus dem Bedürfnis heraus, mich des Vorwurfs zu erwehren, ich hätte meine Auswahl in einem zu engen Umfeld getroffen, und meine Postulate ergäben nur in diesem engen Umfeld – wenn überhaupt – einen Sinn. Nach diesem Vergleich sollen einige Schlußfolgerungen verschiedene Anhaltspunkte dafür liefern, wie das Wesen und die Wirkkraft nationaler Bewegungen verstanden werden können.

IV. Die nationalen Einigungsbewegungen des 19. Jahrhunderts

Es sollen nun die erfolgreichen nationalen Bewegungen Deutschlands und Italiens zur Sprache kommen. Leider gestattet es der enge Rahmen des vorliegenden Essays nicht, auf die gescheiterte nationale Bewegung Polens einzugehen, obwohl der nationale Diskurs, die politische Führungsfähigkeit und die in den Augen westlicher Länder erreichte staatliche Legitimität in diesem Land größere Fortschritte erzielt hatten als in Deutschland oder Italien. Aber in Polen unterlag der aufstrebende Nationalismus aufgrund der territorialen Aufteilung des Landes einer Fragmentierung. Das Kernstück der national-polnischen Reaktion befand sich in dem von Rußland kontrollierten Kongreß-Polen, vermochte es aber nie, seine Aktivitäten mit national ausgerichteten Kräften im habsburgischen Galizien oder in den preußischen Gebieten des Großherzogtums Posen und Westpreußen zu koordinieren.⁶

In Deutschland und Italien stieß die nationale Bewegung vor 1848 auf ein nur geringes Echo. Die sich nicht nur durch die einzelnen Staaten, sondern auch durch die verschiedenen Regionen innerhalb dieser Staaten ziehende territoriale Aufsplitterung, die politische Polarisierung zwischen liberalen und radikalen Kräften und die staatlichen Repressionen zeigen, daß es über die Grenzen der Staaten hinaus und zwischen den verschiedenen Gruppen der oppositionellen Elite keine koordinierte Führung gab.

Die Elemente, die sich in dieser frühen Phase von der nationalen Bewegung angezogen fühlten, kamen nicht selten aus dem antimodernistischen, ja restaurativen Lager. Das deutsche Mittelalter idealisierende deutsche Studenten verhielten sich gezielt reaktionär. In verschiedenen, aus der napoleonischen Umgestaltung erwachsenen Staaten sammelten sich elitäre Gruppen um nationale Programme als Teil einer Reaktion rein lokalen Charakters gegen die neuen Regierungen.

6 Die Nationalismen Deutschlands, Italiens und Polens sind in Kap. 4 von „Nationalism and the State“ dargestellt.

Aus nationalistischer oder perennialistischer Sicht gab es damals eine Art kultureller Identität, an die appelliert werden konnte. Existierte doch eine gemeinsame Literatursprache (obwohl auf populärer und alltags-sprachlicher Ebene viele verschiedene, ein gegenseitiges Verständnis ausschließende Dialekte zu finden waren) sowie ein politisch-territoriales Konzept von „Deutschland“ bzw. „Italien“. Im Falle Deutschlands hatte sich dieses Konzept in jüngerer Vergangenheit auf institutioneller Ebene sogar verfestigt (das Heilige Römische Reich deutscher Nation, der napoleonische Rheinbund und der nach 1814 gegründete Deutsche Bund). Aber die deutsche Literatursprache wurde kein Vehikel für die nationale Bewegung, denn die mit der Förderung einer „reinen“ Sprache in Zusammenhang stehenden, kulturbezogenen und elitistisch denkenden Kreise unterminierten jede wirksame politische Aktion, weil sich in Deutschland die während und nach 1848 Gestalt annehmenden neuen Formen des Nationalismus in Opposition zu den bestehenden Institutionen stellten. In Italien gab es überhaupt keine Institutionen, auf die man stärkend oder oppositionell hätte einwirken können.

Für die Zeit nach 1848 sehe ich eine wachsende Divergenz zwischen den nationalen Bewegungen Deutschlands und Italiens. In Deutschland wurde die institutionelle Modernisierung mit Projekten wie dem Zollverein (1834), dem preußischen Konstitutionalismus (1848), bi- und multilateralen Abkommen über grenzüberschreitende Personenmobilität und die schnelle Ausweitung eines Netzes kultureller Vereinigungen (Arbeiterbildungsvereine, Gesangs-, Gymnastik- oder Schützenvereine, Berufsgruppenvereinigungen von Juristen und Ärzten) vorangetrieben. All diese Entwicklungen schufen die Voraussetzungen für eine moderne und zunehmend populistische nationale Bewegung mit ihrem Schwerpunkt in den protestantischen Gebieten Nord- und Mitteldeutschlands. Dachorganisationen wie der 1859 gegründete Nationalverein zogen ihre Kräfte aus den durch diese mannigfaltigen Institutionen mobilisierten Wahlkreisen, konnten dadurch über die Landesgrenzen hinausgreifen und gemäßigte, aber auch radikalere Eliten zusammenbringen.

Demgegenüber blieb die nationale Bewegung in Italien polarisiert und fragmentiert und – im Anschluß an die Niederlage von 1848 und die darauffolgenden Repressionen – sogar aktionsunfähiger als zuvor. Der Nationalverein war hier vor allem in Piemont vertreten, in anderen Provinzen aber auf eine nur kleine politische Elite beschränkt. Nicht zuletzt lag das wichtigste Hindernis für die italienischen Nationalisten in dem „fremden“ Staat Österreich-Ungarn. In Deutschland hatte man mit zwei „deutschen“ Regierungen zu rechnen: der österreichischen und der preußischen. Dafür erfuhr die italienische nationale Bewegung viel größeren Zuspruch in der öffentlichen Meinung der westlichen Welt und – besonders nach der Machtübernahme durch Louis Napoléon in Frankreich – auch seitens der westeuropäischen Regierungen.

Das Resultat dieser unterschiedlichen Entwicklungen war, daß die Einheit Italiens in höchstem Maße von Handlungen fremder Staaten abhing – und dabei insbesondere vom Sieg Frankreichs über Österreich im Krieg von 1859 sowie dem Zusammenbruch des Königreichs beider Sizilien angesichts der Invasion Garibaldi's (dies allerdings aufgrund von Zusammenhängen, die wenig mit dessen nationalen Zielsetzungen zu tun hatten). Nach diesen Ereignissen konnte Piemont seinen Einfluß auch in anderen Teilen der Halbinsel geltend machen. Dabei versuchte es, seine im Verhältnis zum Rest des Landes schwache politische Position, aber auch die der nationalen Bewegung innewohnende Schwäche dadurch auszugleichen, daß es stark zentralisierte und elitäre konstitutionelle sowie administrative Einrichtungen ins Leben rief. Dennoch blieb die italienische Politik zersplittert und lokaler Natur, und es war schwierig, auf effiziente Weise eine Nation aufzubauen: Regionale Konflikte und Rivalitäten zwischen den Eliten mit geringem Rückhalt im Volk bestimmten noch lange nach der offiziellen Einigung die Politik.

Auch im Falle Deutschlands setzte ein militärischer Sieg über Österreich die nationale Einigung in Gang. Die Einigung selbst war das Werk des „deutschen“ Staates Preußen, also nicht einer fremden Macht. Der Erfolg Preußens führte im Jahre 1866 zur Bildung eines „größeren Preußen“ im Norden Deutschlands. Die hieraus erwachsende gewichtigere Position Preußens sowie der Ausgang des Krieges von 1870/71 ließen erkennen, daß Deutschland, im Gegensatz zu Piemont, einem föderalistischen System gewachsen war – was insbesondere im Hinblick auf die in der Hauptsache katholischen Staaten in Süddeutschland politisch bedeutsam wurde, als diese sich 1871 dem Nationalstaat anschlossen. Gleichzeitig sah sich Bismarck gezwungen, mit einer von der breiten Volksmasse getragenen und zahlreiche Einzelstaaten umspannenden nationalliberalen Bewegung zusammenzuarbeiten. Dieser Bewegung ist nach 1867 ein effektives Programm der Bildung nationaler Institutionen zu verdanken, auch wenn aufgrund des von konservativen Föderalisten zwischen Preußen und Süddeutschland getriebenen Keils die endgültige Einigung des Landes erst nach 1871 erreicht war. Die Kraft dieser modernen nationalen Bewegung schuf auf jeden Fall bessere Voraussetzungen für das erfolgreiche Zustandekommen einer Nation in diesem Lande als in Italien. Die in der Folge in Deutschland auftretenden Probleme entsprangen vor allem der Kontroverse darüber, wie diese Nation aussehen und wo ihre Interessen liegen sollten, nicht aber in Konflikten zwischen Gruppierungen, die sich um die Schaffung der Nation bemühten und solchen, die dieser entgegenwirkten.

Nationalistische oder perennialistische Theorien bringen uns in Fällen wie diesen nicht weiter. Die im Rahmen der nationalen Bewegungen Deutschlands und Italiens entwickelte Sprache war – wenn auch aktionsbezogener im Falle Deutschlands – in beiden Ländern modern und entsprang dem Bemühen um eine konstitutionelle oder demokratische Regierungsform

und marktwirtschaftliche Strukturen. Natürlich war es nicht ohne Bedeutung, daß es in beiden Ländern eine längere Tradition gab, die sich leicht an bestimmte mit „Deutschland“ oder „Italien“ assoziierbare symbolische Konstrukte anpassen ließ, doch erst später, als der nationale Gedanke schon allgemein akzeptiert und zum konflikträchtigen Politikum geworden war, begann in Deutschland die Schaffung symbolträchtiger ethnischer Mythen (z.B. das Hermannsdenkmal im Teutoburger Wald).

Die sozialen, politischen oder wirtschaftlichen Strukturen auf regionaler wie sozialer Ebene besaßen anfangs wenig national einigende Merkmale. Und die national engagierten Gruppen beriefen sich nicht nur auf solche Mythen, die das nationale Bewußtsein förderten, sondern auch auf anti- bzw. nichtnationalistische Mythen (z.B. die von den Sozialisten organisierten Feierlichkeiten zu den Märzunruhen im Jahre 1848 in Berlin).

Doch ungefähr seit der Mitte des Jahrhunderts scheint sich besonders in Deutschland ein neuer Diskurs über Nationalität durchgesetzt zu haben. Hier empfiehlt sich weniger eine ideengeschichtliche Analyse im herkömmlichen Sinne als vielmehr ein Blick auf die zahlreichen kulturellen Institutionen und Kräfte jener Zeit. Dabei zeigt sich, daß kein klar erkennbarer Unterschied zwischen „Kultur“ und „Struktur“ festzustellen ist; dafür aber sind die kulturtragenden Institutionen und Kräfte als Schöpfer neuer nationaler Einheitssymbole (Rituale, Feste, Literatur, Lieder usw.) zu erkennen und bilden zugleich Mustervorgaben für die Formen sozialer Interaktion und Kommunikation, die als solche ihr eigenes Leben entwickeln konnten – ein Leben, das sich unabhängig von den einzelnen Mitgliedern der Bewegung entfaltete und im Einklang stand mit den neuen Bedingungen des Zusammenspiels städtischer, kommerzieller, verbandsspezifischer u.a. Gegebenheiten.⁷

Die Zunahme spezialisierter kultureller Institutionen (unter denen ich Institutionen verstehe, deren Hauptanliegen und wichtigstes Produkt *Bedeutungen* sind, in Formen wie etwa Zeremonien, Symbole, Sprache, Feste) war Teil eines umfassenderen Modernisierungsprozesses, der auch die Herausbildung verschiedenster wirtschaftlicher und politischer Institutionen umfaßte: Zollunionen, marktorientierte Unternehmen, regionenübergreifende Arbeitsmärkte und Parlamente; aber auch zivile und militärische, mit Berufsbeamten besetzte Bürokratien im Dienste der territorial abgesteckten Staaten gehören hierher. Die Bedeutung dieser kulturellen Einrichtungen ist nur in Verbindung mit dem umfassenderen Prozeß der institutionellen Spezialisierung zu begreifen: Die kulturellen Elemente, ja die Sprache der nationalen Bestrebungen selbst, wurden nur insofern durch feste politische Programme gestützt und präzisiert, als sie in enger Verbindung zu den Formen und der Macht der entsprechenden politischen Insti-

7 Ein gutes Beispiel für eine in den sozialen und institutionellen Kontext eingebettete Kulturanalyse bietet A. Biefang, *Politisches Bürgertum in Deutschland 1857–1866. Nationale Organisationen und Eliten*, Düsseldorf 1994.

tutionen standen (z.B. die auf den Zollverein hin ausgerichtete deutsche Nationalbewegung oder die beiden rivalisierenden Programme der auf Preußen bzw. Österreich orientierten „kleindeutschen“ und „großdeutschen“ Bewegung).

Natürlich ist der Erfolg einer nationalen Bewegung, gemessen an der tatsächlichen Herausbildung eines Nationalstaates, von weit mehr abhängig als von der Kraft der nationalen Bewegung allein (beispielsweise war der polnische Nationalismus stärker als der italienische, aber aus anderen Gründen gelang es der polnischen nationalen Bewegung nicht, im 19. Jahrhundert einen Nationalstaat zu errichten). Die Möglichkeit einer Nationalbewegung, nicht nur zur Gründung eines Territorialstaates beizutragen, sondern diesen Staat auch mit nationalen Zügen anzustatten, hing ebenfalls von einem umfassenderen Modernisierungsprozeß ab, der von der nationalen Bewegung genutzt und in ihr reflektiert wurde. Jede eingehendere Diskussion würde daher die in Deutschland und Italien eingeführten Modernisierungsmuster vergleichen und ins Verhältnis setzen müssen. Ich möchte daher einstweilen schlußfolgern, daß sich der modernistische Ansatz zum Verständnis der Bedingungen für erfolgreiche nationale Bewegungen bei der Bildung von Nationalstaaten aus einer Vielzahl kleinerer Staaten im Europa des 19. Jahrhunderts am besten eignet.

V. Nationale Bewegungen nach dem Zusammenbruch der UdSSR

Das ausgehende 20. Jahrhundert unterscheidet sich in Europa sehr stark von der Mitte des 19. Jahrhunderts. Damals hatten sich nationale Bewegungen dazu aufgeschwungen, monarchische Regierungen, eine auf Privilegien vor allem des Landadels gestützte, wesentlich auf ländlich-agrarischer Wirtschaftsgrundlage beruhende Gesellschaft herauszufordern. Auf Modernisierung abzielende nationale Bewegungen erstrebten die Schaffung parlamentarischer Regierungsformen, Gleichheit vor dem Gesetz und eine durch städtisches Leben und industrielle Aktivitäten bestimmte Marktökonomie. Diese Bewegungen gebildet versuchten im allgemeinen, größere Staaten aus mehreren kleineren zusammenzuschweißen (Deutschland, Italien, Polen) – das nenne ich Einigungsbewegungen –, oder man hatte versucht, schon bestehende, weitgehend unabhängige oder zumindest autonome, von einem eigenen nationalen Bewußtsein getragene Regionen (Ungarn) im Sinne des nationalen Anliegens zu verändern; das wären dann Reformbewegungen.

Erst im 20. Jahrhundert stoßen wir vor dem Hintergrund der die Jahre nach dem Ersten Weltkrieg kennzeichnenden Instabilität auf den dritten Typ nationaler Bewegungen. Diesen Nationalismen ging es um Unabhängigkeit von einem größeren Staatssystem – gewöhnlich einem Vielvölkerstaat. Die Rede ist also von separatistischen Bewegungen, wie sie in den Imperien der Habsburger, der Osmanen und der Romanows aufkamen und die zum Zerfall der beiden erstgenannten Reiche in eine Reihe kleinerer

Nationalstaaten führten. Dagegen gelang es den Bolschewiken schließlich – obwohl sie zeitweise die Kontrolle über erhebliche Teile des einstigen russischen Reiches verloren und im institutionellen Gerüst der UdSSR Zugeständnisse an das Nationalitätsprinzip machten –, einen neuen imperialen Staat ins Leben zu rufen.

Der Zerfall dieses Imperiums erfolgte in den Jahren 1989–1991. Damals war die politische, wirtschaftliche und kulturelle Lage sehr verschieden von dem Kontext, in dem die Einigungsinitiativen des 19. Jahrhunderts erstarkt waren. Vielmehr entstanden die neuen nationalen Bewegungen als Reaktion auf den Zusammenbruch des kommunistischen Einparteiensystems – einer von staatlich ernannten Elitekräften (der „Nomenklatura“) getragenen Ordnung, die den Wirtschaftssektor weitgehend unter ihrer Kontrolle hielt und den Schwerpunkt auf die städtisch-industriellen Bevölkerungsteile verlagert hatte. Nun zielten nationale Bewegungen darauf ab, kleinere, durch politischen Pluralismus, eine Rechtsordnung, Gleichheit vor dem Gesetz und marktwirtschaftliche Ökonomie gekennzeichnete Nationalstaaten zu konstruieren. Oberflächlich betrachtet scheint es, als seien die Ziele dieser nationalen Bewegungen denen des vorausgehenden Typs ähnlich, allerdings mit dem entscheidenden Unterschied darin, wem sie sich entgegenstellten. Die neuen Bewegungen beanspruchen für sich, konstitutionell, liberal und auf den Westen ausgerichtet zu sein. Im Hinblick auf die einstige UdSSR könnte man daher von einem einfachen nationalistischen oder perennialistischen Modell sprechen: Die UdSSR hatte wie ein riesiges Gefrierfach funktioniert, in dem totalitäre Macht dazu benutzt worden war, die Mannigfaltigkeit nationaler Interessen und Identitäten zu unterdrücken – ohne diese freilich auslöschen zu können. Als das Zentrum schwächer wurde und schließlich kollabierte, gebar das auftauende Gefrierfach nationale Bewegungen. Optimisten hoffen, daß diese Entwicklung zur Ausgangsbasis für ein aus freien Nationalstaaten bestehendes Europa wird. Die Pessimisten aber glauben, daß hier nur eine Sammlung unnatürlicher Mutationsgebilde auf den Plan rückt und Konflikte dadurch programmiert sind, daß nationale Selbstbehauptung über alle anderen Zielsetzungen (gesunde Marktbeziehungen, effiziente Wirtschaftsreformen, liberale demokratische Verhältnisse) gestellt wird.

Solche Prognosen helfen wohl kaum bei dem Versuch, diese postsozialistischen, in vieler Hinsicht sehr jungen Bewegungen zu verstehen. Sicher ist nur, daß dort, wo schon vor 1917 oder innerhalb der UdSSR eine nationale Bewegung bestand (wie z.B. in der Ukraine), diese auf einer nur schwach entwickelten nationalen Ideologie basierte und kaum von seiten der Elite oder der breiteren Öffentlichkeit gestützt wurde. Die Geschichte zahlreicher betroffener Regionen weist permanente Verschiebungen in der territorialen Grenzföhrung sowie in der Definition der staatsbürgerlichen und (weniger strikt umrissenen) ethnischen Identität auf. Politische, wirtschaftliche oder kulturelle Entwicklungen, die neuzeitlichen Konstrukten nationalistischer Diskurse „entsprechen“ könnten, sind für die Zeit vor

1917 bzw. die ganze sowjetische Epoche bestenfalls nur in Spuren auffindbar. Kontinuität gab es in der UdSSR nur in Zusammenhang mit dem konstitutionell verankerten national-territorialen Prinzip oder im Hinblick auf Förderung der Ethnien und der damit verbundenen, von allen sowjetischen Regierungen beibehaltenen Institutionalisierung der „persönlichen Nationalität“.

Auch die jüngste Geschichte zeigt, daß von nationalem Bewußtsein getragene Bewegungen in der UdSSR kaum eine Krise heraufbeschworen. Als die Krise schließlich kam, geschah dies infolge des durch die strukturaufweichenden Reformprogramme Gorbachows vorangetriebenen wirtschaftlichen Niedergangs, dem durch eben diese Reformprogramme indirekt entgegengewirkt werden sollte. Es waren somit die durch den Übergang von der Kollektivökonomie zur Marktwirtschaft verursachten wirtschaftlichen Probleme und der Wechsel vom Einparteien- zum Mehrparteiensystem, die beim Zusammenbruch der UdSSR die maßgebliche Rolle spielten; daher ist die Auflösung des multinationalen Großreichs in eine Vielzahl kleiner Nationalstaaten eher als *Folge* dieses Zusammenbruchs zu verstehen. Nationale Bewegungen lassen sich demnach am besten erklären als Antwort auf eine allgemeine politische und wirtschaftliche, infolge des Zusammenbruchs der Zentralmacht auftretende Krise. Ein Ansatz, der den staatlichen Zusammenbruch und die nationale Bewegung als Reaktion auf diesen Zusammenbruch in den Vordergrund stellt, dürfte einem solchen vorzuziehen sein, der nationale Bewegungen aus einem national-kreativen Diskurs entstehen sieht.⁸

In der UdSSR hat es natürlich eine Vielzahl nationaler Bewegungen gegeben. Diese waren zum Teil dadurch bestimmt, wie stark eine Region Moskau untergeordnet war. Eine Reihe sowjetischer, niehrussischer Gebiete waren vom Zarenreich überkommen, andere stammten aus der Zeit 1917–1921 oder 1939–1945. Es war zwischen Gebieten mit eigenen republikanischen Institutionen oder anderen Attributen politischer Autonomie und solchen zu unterscheiden, die nicht in diese Kategorie fielen. Außerdem gab es erhebliche ideologische Unterschiede zwischen den führenden Kreisen der verschiedenen nationalen Bewegungen: Die Auswahl reichte von intellektuellen Dissidenten aus der Zeit um 1989 über reformorientierte kommunistische Eliten bis zu den reformfeindlichen Kommunisten. Sie alle arbeiteten mit einer mehr oder weniger starken Unterstützung aus dem Volke oder dem Ausland (Emigranten, öffentliche Meinung, Regierungen) und mußten von seiten Moskaus mit den unterschiedlichsten Reaktionen rechnen – von der offenen Kapitulation bis zur gewaltsamen Unterdrückung. Ein Essay wie dieser ist zu kurz für eine detaillierte Darstel-

8 Kap. 17 von „Nationalism and the State“ (wo ebenfalls die Wiedervereinigung Deutschlands sowie der Zerfall des ehemaligen Jugoslawien besprochen werden) enthält eine detaillierte Darstellung dieser Problematik. Auch allgemeine Literaturhinweise zu diesen beiden Fallstudien finden sich dort.

lung dieser Dinge, daher möchte ich nur zwei, sich in mehrfacher Hinsicht voneinander unterscheidende, doch repräsentative Fälle auswählen – den der Ukraine und den Moldawiens, und dann noch kurz das Wesen des *rus-sischen* Nationalismus beleuchten. Dabei soll es mir darauf ankommen, noch einmal zu zeigen, daß ein Ansatz, der maßgebliche Fakten der Moderne zum Schwerpunkt der Überlegung macht, eine gute Methode bietet, diese nationalen Bewegungen, ihre Dynamik und ihren relativen Erfolg zu verstehen.

1. Die nationale Bewegung der Ukraine⁹

Die weitaus wichtigste Republik innerhalb der früheren UdSSR war, neben Rußland, die Ukraine. Die Ukraine hat eine Bevölkerung von über 50 Millionen Menschen, von denen ungefähr ein Fünftel ethnisch Russen sind. Die Ukraine war nicht nur eine wichtige Industrie- und Agrarregion, sondern – in Anbetracht ihrer Lage an der Westgrenze der UdSSR und der bedeutenden militärischen (auch nuklearen) Stützpunkte auf ihrem Gebiet – ebenfalls von strategischer Bedeutung. Daher war es für die UdSSR von größter Wichtigkeit, welchen Grad von Autonomie die Ukraine genoß; auch heute noch hat diese Frage für Moskau nichts von ihrer Brisanz verloren.

Als das Machtzentrum der Sowjetunion die Kontrolle verlor, versuchten zahlreiche Gruppen, die Macht auf die Republik der Ukraine zu konzentrieren. Diese Gruppierungen umfaßten, insbesondere im westlichen Teil des Landes, nationalistische Dissidenten, aber auch Gruppen, die als „Nationalkommunisten“ beschrieben werden könnten und demokratische sowie marktwirtschaftliche Strukturen anstrebten bzw. sich solchen widersetzen. Anfangs bestand der Erfolg solcher Bewegungen weniger im erzwungenen Rückzug der UdSSR, als in der Koordinierung der verschiedenen national denkenden Eliten. Denn nur so versprach ein glaubwürdiger Nachfolgestaat der (sowjetischen) Republik der Ukraine Lebensfähigkeit zu besitzen, sobald die politische Macht der Sowjetunion versiekt war. Später verhalfen diese Gruppierungen dem Land gemeinsam auch tatsächlich zu einer fragilen Autonomie: Sie beruhigten die ethnischen Russen und handelten zugunsten der Ukraine die Kontrolle über Seestützpunkte und nukleare Militäranlagen aus. Bald setzte sich das nationale Selbstbewußtsein in Form einer staatsbürgerlich-territorialen Konzeption durch, in deren Rahmen vom „Volk der Ukraine“ und nicht dem „ukrainischen Volk“ gesprochen wurde. Ethnisch begründeter Nationalismus spielte hier

9 Ich verdanke mein Verständnis dieses Falles Gesprächen und der Lektüre von Aufzeichnungen von Taras Kuzio (*Center for Russian and East European Studies [CREES]*) an der Universität Birmingham. Taras Kuzio arbeitet zur Zeit an einem Buch über die Nationbildung in der Ukraine; er ließ mich freundlicherweise die vorläufige Fassung des Kapitels über das erneute Interesse an der Geschichte der Ukraine einsehen.

also keine zentrale Rolle. Wie lassen sich diese Fakten und die bisherigen Erfolge der nationalen Bewegung in der Ukraine erklären?

Die „Ukraine“ erweist sich, über einen langen Zeitraum betrachtet, als ein recht junges Gebilde. Grob gesprochen, besteht dieses aus einem westlichen, bis 1918 der Kontrolle der Habsburger unterstehenden, und einem östlichen, einst zum Reich der Romanows gehörenden Teil. Andere Gebiete, wie die Krim, kamen erst in neuerer Zeit hinzu. Die Wurzeln der nationalen Bewegung der Ukraine waren in den einstigen habsburgischen Gebieten am mächtigsten und hatten sich als Reaktion seitens der unierten oder orthodoxen Bauernschaft in Galizien auf die drückende polnisch/katholische Dominanz entwickelt. Diese Bevölkerungen waren auch für ihre Zusammenarbeit mit den Deutschen in den Jahren 1941–1944 sowie für die bis in die frühen fünfziger Jahre hinein geführte Partisanentätigkeit bekannt. Weniger Antrieb für nationale Gefühle gab es in den östlichen, auch die Hauptstadt Kiew umfassenden Landesteilen; dort gelang es der kommunistischen Partei, vor allem durch die seit den dreißiger Jahren durchgesetzte Zwangsindustrialisierung, festen Fuß zu fassen. Wir sehen, die Unterschiede in der geistigen Ausrichtung der führenden Kreise waren enorm – und somit auch die Unterschiede in Stärke und Inhalt der einzelnen nationalen Bewegungen. Daneben bestand ein komplexes Beziehungsverhältnis zwischen bestimmten Aspekten der Identität von Ukrainern und Russen. Umfragen haben ergeben, daß die Bewohner der Ukraine zwischen einer sprachlichen und einer nationalen Identität unterscheiden, so daß von drei großen Bevölkerungsgruppen ausgegangen werden kann: den Ukrainisch sprechenden Ukrainern, den Russisch sprechenden Russen und den Russisch sprechenden Ukrainern. Letztere betrachten sich zwar als Ukrainer, ziehen es aber aus verschiedenen Gründen vor, Russisch zu sprechen.

Diese Teilung der Eliten und die verschiedenen Kombinationen von Sprache und nationaler Identität helfen bei der Erklärung des Erfolgs der in der Ukraine betriebenen Konsenspolitik auf der Ebene der Eliten. Die verschiedenen Elitengruppen wissen außerdem, daß sie sich den Rang gegenseitig nicht ablaufen können. Und man weiß auch, daß die ethnischen Russen (d.h. die russophone Gruppe generell) nicht abgedrängt werden dürfen, da diese sonst „Moskau zu Hilfe holen“ könnten.

Dies erklärt den größeren Nachdruck auf die territorial-staatsbürgerliche Identität gegenüber einem nach ethnischen Gesichtspunkten definierten Selbstverständnis. Die Schwäche der neuen staatlichen Institutionen bürgt außerdem für eine gewisse Vorsicht in der Politik. Noch hat sich die Ukraine nicht für ein im Eilverfahren eingeführtes marktregulatives Wirtschaftssystem entschieden, wie dies in Rußland zuerst durch Gorbatschow und später Jelzin geschah. Das Fehlen einer von unten nach oben funktionierenden politischen Struktur bedeutete in der Ukraine, daß die aus den landeseigenen Elitegruppen hervorgegangenen Politiker bei der Einführung (oder Verhinderung) von Reformen bis zu einem gewissen Grad

gegen etwaigen Druck aus unteren Bevölkerungsschichten abgesichert waren.

Diese Zusammenhänge sind m.E. weder mit Hilfe des nationalistischen noch des perennialistischen Ansatzes zu verstehen. Die Ukraine als Nationalstaat ist Neuland, und sofern überhaupt etwas darüber gesagt werden kann, konzentrierte sich der moderne ukrainische Nationalismus auf Gebiete außerhalb der alten historischen Region von Kiew (einer Stadt, die ohnehin für viele *russische* Nationalisten das Herzstück der Identität Rußlands darstellt). Die Entwicklung des nationalen Diskurses hat in der Ukraine zweifellos die Herausbildung einer nationalen Identität unterstützt. Politische Freiheit hat auch in der Ukraine – z.B. in Form einer neuen Begeisterung für „ukrainische Geschichte“ – ihren eigenen Diskurs erzeugt. So wird heute – mit der Zielsetzung, die neuen staatlichen Institutionen besser zu legitimieren und zu konsolidieren – versucht, die Historie der Region von der zumindest seit Katharina der Großen das Bild beherrschenden russozentrischen Perspektive zu befreien. Die neue Deutung der Vergangenheit dient jedoch nicht als Grundlage einer ihre historischen Freiheiten einfordernenden nationalen Bewegung. Bemerkenswert ist auch, daß sich die für die Darstellung dieser neuen Geschichte sowie in anderen Bereichen des geistigen Lebens verwendete Sprache rasch von dem mit einer eigenen ethnischen und historischen Identität befaßten Diskurs fortbewegte und einem territorial-staatsbürgerlichen Konzept annäherte, das eigens dazu gedacht ist, die Mannigfaltigkeit ethnisch begründeter Identitäten zu transzendieren. Dies wiederum läßt sich an die politische Situation rückbinden, insbesondere aber an den Zusammenbruch der UdSSR und die Notwendigkeit, eine territoriale Alternative zu finden, um die sich die Eliten scharen konnten. Wir haben hier also ein Konzept, das aus der von den „nationalen Kommunisten“ von der UdSSR „geerbten“ Republik der Ukraine überkommen war und seinen Schwerpunkt in dem von den neuen republikanischen Institutionen (Parlament und Präsidenschaftsamt) erreichten Konsens besitzt. Es ist diese Situation, in der Territorialität, die ererbte Staatsmacht moderner Prägung und die Notwendigkeit, die Unterstützung der Allgemeinheit zu aktivieren, Eliten zu koordinieren und von mächtigen Drittstaaten Unterstützung zu bekommen sowie in deren Augen glaubwürdig zu erscheinen, die am besten die Sprache, die Politik und den bisherigen (relativen) Erfolg der nationalen Bewegung der Ukraine erklärt.

2. Die nationale Bewegung Moldawiens¹⁰

In Moldawien legte die nationale Bewegung zunächst viel stärkeren Nachdruck auf Ethnizität und Sprache als in der Ukraine. Man betonte die lange Vergangenheit des Rumänischen als gemeinsamer Sprache oder die jünge-

¹⁰ Meinem Verständnis des Falles von Moldawien dienlich waren unveröffentlichte Manuskripte von Judy Batt (CREES), die sich eingehend mit dieser Region auseinandergesetzt hat.

re Erfahrung der Zwischenkriegszeit, als weite Teile Moldawiens zum rumänischen Staat gehört hatten. Die während der letzten Phase der UdSSR und der Anfangsperiode republikanischer Autonomie aktiv gewordene nationalistische Elite hoffte gar auf eine Vereinigung mit Rumänien, obwohl nur ca. zwei Drittel der Bewohner des Landes Rumänisch sprechen. Bedeutende Minderheiten von Russen (13 Prozent) und Ukrainern (14 Prozent) sowie kleinere Bevölkerungsgruppen, wie die Gagausen mit ihrer Turksprache und ihrer orthodoxen Religion, wurden als ethnische Minderheiten ohne eigene politische Identität behandelt. Diese ursprünglich ethnisch orientierte nationalistische Politik rief starke Reaktionen von seiten der nicht Rumänisch sprechenden Minoritäten hervor: Die am östlichen Ufer des Dnjestr ansässigen Russen verfolgten – mit militärischer Unterstützung durch die russische Armee – sezessionistische Absichten; die Gagausen „erdachten“ sich eine eigene nationale Identität, gründeten eine unabhängige Universität und redeten von politischer Autonomie, ja Sezession. Diese Wendung führte zu einer Modifizierung der nationalistischen Politik, angefangen mit einer veränderten Haltung gegenüber den Vorzügen der Vereinigung mit Rumänien. Das Rumänien Ceaușescus erschien nie attraktiv. Eine kurze Zeit nach seinem Sturz zu Weihnachten 1989 gab es eine enthusiastische Stimmung, die dem Optimismus in Rumänien selbst entsprach. Die Herrschaft früherer kommunistischer Eliten hat diese Zustimmung jedoch verübert. (Ob die jüngsten Veränderungen nach den Wahlen von 1996 mit einer neuen Koalitionsregierung, die selbst die Partei der ungarischen Gemeinschaft einschließt, die Ansichten der Moldawier ändern wird, ist noch nicht abzusehen.)

Dieser Wechsel der politischen Perspektiven hat die Nationalbewegung dazu geführt, die Beziehungen zu den nichtrumänischen Minderheiten zu überprüfen, da sie in einem autonomen Moldawien wichtiger sind als in einem größeren Rumänien. Dies, sowie die Sorge, daß der rumänische Nationalismus das Risiko einer territorialen Spaltung mit sich führen könnte, mündete in eine deutlich föderalistische Einstellung und, als erstem Resultat, in ein relative Autonomie gewährendes Übereinkommen mit den Gagausen (1994). Ein ähnliches Abkommen mit den Dnjestr-Russen hat sich jedoch noch nicht erreichen lassen.

Die Anfangsphase der modernen nationalen Bewegung in Moldawien scheint dem perennialistischen Ansatz Recht zu geben: Verweise auf ein weit in die Vergangenheit zurückreichendes, nicht nur in einer gemeinsamen Sprache wurzelndes Bewußtsein rumänischer Identität, sondern auch den dieses Bewußtsein nährenden, und bis ins Römische Reich und noch weiter zurückreichenden Mythos von den eigenen Anfängen belegen dies. Auch in der jüngeren, bis ins 18. Jahrhundert zurückzuverfolgenden Geschichte kultureller und politischer Selbstbehauptung und dem neueren Denken, daß Moldawien eigentlich zu einem großrumänischen Staat gehöre, finden sich Anhaltspunkte für eine perennialistische Deutung. Doch wie

in jedem Nationalismuskurs treffen auch hier rivalisierende Positionen und Interessen aufeinander, die sich auf Mythen stützen, von denen keiner früher entstand als die politischen Situationen, für die er benützt wurde.¹¹

1990 bedeutete die Heraufkunft einer irredentistischen Position in Moldawien allerdings, daß ein solch spezifischer Diskurs weniger Bedeutung hatte, weil die Definition der Nation nun auf den bestehenden rumänischen Staat gerichtet war. Jedoch konnte der irredentistische Nationalismus der moldawischen Rumänen bei anderen Gruppen Bestrebungen zur „Erfindung“ von Nationalität unterstützen. In diesem Zusammenhang ist der Fall der Gagausen besonders bemerkenswert, da bei dieser Gruppe nationale Identität im Sinne der Fähigkeit, eine Turksprache zu sprechen, bald verschwunden war.

Auch hier scheint ein situationaler Ansatz zu einem besseren Verständnis zu führen als einer, der sich auf eine ethnische Vergangenheit oder die identitätsstiftende Macht des Diskurses beruft. Der Sinn rumänischer Nationalität läßt sich ohne weiteres unter Rückgriff auf die jüngere Geschichte der Zugehörigkeit zu Rumänien und den Unmut über Dominanz der ethnischen Russen erklären. Denn obwohl es eine Geschichte ethnischer Konflikte gibt, ist diese erst jüngerer Datums. Das ständige Auf und Ab dieser Konflikte zeigt, wie schnell die Lage sich verändert, und mit ihr die Interessen, die Politik, die Sprache. Territorialität ersetzt ethnische Konzeptionen der Staatlichkeit, was gleichbedeutend war mit einer Distanzierung von einer großrumänischen Position ebenso wie von ethnischer Behauptung gegenüber Nichtrumänen.

Dagegen änderten sich die Politik, die Interessen und die Sprache dieser nichtrumänischen Gruppen. Die Gagausen setzten sich in ihrer Sprachpolitik vor allem mit dem Umgang mit dem Russischen, nicht mit ihrer eigenen Sprache auseinander. Als sehr kleine Bevölkerungsgruppe hatten sie die vorherrschende Sprache, nämlich Russisch, gelernt. Für sie bedeutete Bildungsautonomie den Gebrauch des Russischen. Autonomieforderungen und die „Erfindung“ der gagausischen Nation (unterstützt durch die traditionelle Betonung ethnischer Verschiedenheit in der UdSSR) müssen in diesem Kontext gesehen werden. Wie in der Ukraine ist der Gebrauch einer Sprache der Nationalstaatlichkeit, die mehr als Ethnizität und Sprache die bürgerliche und territoriale Identität stärkt, ein Ergebnis politischer Kompromisse verschiedener Elitengruppen, die sich nach Herkunftsregion, politischen Werten, Sprache und ethnischer Identität unterscheiden. In Moldawien ist dieser Kompromiß angesichts deutlicher ethnischer Unter-

11 Z.B. die im Habsburgerreich ansässigen rumänischen Schriftsteller, die die Unterstützung der Habsburger gegen die ungarische Bevormundung Rumäniens mit einer Berufung auf das römische Erbe des Landes begründeten; oder die osmanischen Rumänen, die die Hilfe der Russen suchten und sich für eine ethnische und auf die Orthodoxie gegründete Auslegung des rumänischen Nationalbewußtseins stark machten. Vgl. K. Verdery, *National Ideology and Socialism. Identity and Cultural Politics in Ceausescu's Romania*, Berkeley 1991.

schiede eher auf föderalistische Übereinkünfte als auf Bemühungen um eine Definition von Nationalität und Staat in Begriffen der Staatsbürgerschaft und Territorialität zurückzuführen.

3. Der russische Nationalismus

Ein Imperium ist ein politisches System, in dem eine Kernregion politische Kontrolle über periphere Gebiete ausübt. Schon die Begriffe Zentrum und Peripherie beinhalten neben dem Gedanken von Territorialität auch die Idee eines Unterschieds in der Identität der Bewohner des Kerngebiets und jener der peripheren Regionen. Dies gilt für die alten Reiche wie für die neuen. Es ist daher kein Zufall, daß aus den sprachlichen Bildern und der Vorgehensweise des lokalen Widerstands in den Provinzen gegen Rom auch die Mythen der modernen Nationalismen ihr Leben ziehen.

Doch erst in der Neuzeit wird das Verhältnis zwischen Zentrum und Peripherie vor allem im Sinne nationaler Unterscheidung politisch genutzt. Der Antrieb hierfür kommt stets aus den äußeren Gebieten, weil dort der Appell an das Nationalbewußtsein dazu beitragen soll, den Widerstand gegen das imperiale System aufzubauen. Das Problem für die zentrale Region und den Imperialstaat in seiner Gesamtheit liegt in der Ummöglichkeit, mit einem ambivalenzfreien nationalen Diskurs auf solche Widerstandsbewegungen zu antworten. Wo Herrschaft bedeutet, den Völkern in den äußeren Gebieten bestimmte Aspekte der Kultur der imperialen Nation aufzuzwingen (offizielle Sprache, Bildungspolitik), wird dies mit politischen Zwängen gerechtfertigt: Die Dynastien der Habsburger und Romanows, die sich als „nicht national“ zentrierte Systeme verstanden sehen wollten, setzten Deutsch bzw. Russisch als offizielle Sprache in ihren jeweiligen Reichen mit dieser Rechtfertigung durch. Die nationalen Oppositionsbewegungen aber empfinden solche Maßnahmen symbolisch wie politisch als oppressiv. Und schließlich erkennt auch die zentrale Region bald die unterschwellige symbolische Bedeutung solcher Maßnahmen.¹²

12 Hier gilt es zu unterscheiden. Anfangs konnte imperiale Macht eine supra-nationale Position einnehmen. Der Habsburger Kaiser Josef II (1780–1790) z.B. betrachtete die Durchsetzung des Deutschen als Amtssprache noch als rein praktische Maßnahme. Spätere Habsburger versuchten sich von einer Identifizierung mit deutschnationalen Interessen im westlichen Teil des Reiches jedoch zu distanzieren. Hier kam es also zu einer Spaltung zwischen den nationalen Interessen der zentralen Region und den Zielsetzungen der imperialen Regierung. Doch moderne Imperien weisen erhebliche Unterschiede untereinander auf. Imperien mit Gebieten in Übersee haben andere Probleme als solche mit zusammenhängenden Territorien (Habsburger, Romanows, Osmanen). In Imperien mit überseeischen Gebieten sind die direkten Kontakte zwischen den Bewohnern des Zentrums und denen der Peripherie seltener, obwohl auch hier eine Art gebietshaften Kontinuums zu bestehen scheint, das vom Fall Algeriens, das Frankreich direkt gegenüberliegt, bis zum indischen und indonesischen Fall reichen kann, wo die Zahl englischer und holländischer Siedler relativ gering war. Generell ist es jedoch so,

Darüber bestand in Rußland schon Anfang des 19. Jahrhunderts kein Zweifel mehr, als die Romanows zum ersten Mal ganz explizit die Wichtigkeit der russischen Nationalität betonten. Gegen Ende des Jahrhunderts wurden dann gezielte Russifizierungsmaßnahmen durchgeführt, in deren Rahmen Nationalität, Religion und Loyalität gegenüber dem Zaren zu einem Ganzen verschmolzen. Eine der Ursachen für die Schwäche des Zarenreichs im Jahre 1917 sowie des Mißerfolgs der weißrussischen Bemühungen, in den äußeren Gebieten Widerstand gegen die Machtübernahme der Bolschewiken in der zentralen Region zu mobilisieren, war, daß die nichtrussischen Völkerschaften innerhalb des Reiches imperiale Autorität mit den nationalen Interessen der Russen gleichzusetzen begonnen hatten. Die Bolschewiken wußten diese Schwäche für die eigene Sache zu nutzen, indem sie ein nationales Programm entwickelten. Die Verteidigung und Rückforderung nach Möglichkeit aller Gebiete des Zarenreiches wurde mit den Klasseninteressen der Arbeiter und Bauern gerechtfertigt, nicht mit alten imperialen oder großrussischen Argumenten. Das neue politische System würde kein imperialer Staat werden, sondern eine Union nationaler Republiken. Doch war es nicht so sehr die „Form“ des neuen Staatswesens, die interessierte, sondern die „realen“ Klassenbeziehungen in jeder einzelnen Unionsrepublik.

Problematisch war nur, daß die Entscheidungsgewalt darüber, wie diese „realen“ Klassenbeziehungen politisch zu organisieren seien, beim Zentrum, d.h. der Führung der Kommunistischen Partei, lag. Die Partei aber hatte ihre Macht zuerst im Kerngebiet festigen können, und dieses Kerngebiet lag in Rußland. Die Mehrheit der Parteimitglieder waren Russen, und Russisch war die offizielle Sprache des Sowjetreiches. Das Fehlen einer spezifisch *russischen* Kommunistischen Partei angesichts der Existenz einer eigeneri Kommunistischen Partei neben der allgemeinen Kommunistischen Partei der Sowjetunion in allen anderen Unionsrepubliken bezeugt ebenfalls die Verschmelzung von russischer und imperialstaatlicher Identität. Ein Großteil der alten, verwaltungstechnisch erfahrenen Elite hatte dazu gebracht werden können, mit den Kommunisten zusammenzuarbei-

daß mit wachsender Entfernung die Kontakte abnehmen und sich die Ambivalenz von nationaler Identität und imperialer Staatszugehörigkeit weniger problematisch gestaltet. Dagegen hatte im osmanischen Großstaat, wo die territorialen Grenzziehungen nicht sehr präzise waren und solcher Genauigkeit nicht allzu viel Bedeutung beigemessen wurde, das territoriale Prinzip keine große Chance. Die osmanische Elite benützte Türkisch nicht als imperiale Sprache; Arabisch spielte hier etwa die Rolle des Latein in den politischen Institutionen des europäischen Mittelalters. Der Übergang zu konfessioneller Herrschaft in den christlichen Teilen des Reiches ließ Territorialgrenzen innerhalb des Reiches verschwimmen, und der Unterschied zwischen Christentum und Islam war viel zu breit, um nationaler Verschiedenheit allzu großes Gewicht zu geben. Konfessionelle Unterschiede innerhalb der christlichen Bevölkerung konnten keine alternative Quelle für nationale Identität bieten, wie es z.B. in den Beziehungen zwischen den katholischen polnischen oder ungarischen Aristokraten und den orthodoxen Bauern der Fall war.

ten, weil der neue Staat von der Idee der Beibehaltung des imperialen Reichsgebiets getragen wurde und auch die politische Autorität auf diese Weise für das Kerngebiet gesichert blieb. Besonders unter Stalin wurde Zentralisierung mit Russifizierung gleichgesetzt. Dies geschah sowohl in praktischer (Ansiedlung privilegierter Russen in den Randprovinzen der Union) als auch in symbolischer Hinsicht (Appelle an den russischen Patriotismus während des Zweiten Weltkriegs).

Andererseits beseitigte die UdSSR zahlreiche national-russische Diskriminierungsmuster, unter welchen bestimmte Bevölkerungsgruppen im Zarenreich zu leiden hatten. So waren (im Gegensatz zu Polen und Litauen) Juden im westlichen Teil der Union nicht länger an festgelegte Berufe oder Wohngebiete gebunden. Dies erklärt, wieso die Genozidpolitik Deutschlands in den von den Deutschen besetzten Gebieten innerhalb der UdSSR so ganz andere Reaktionen hervorrufen konnte als in den ost- und zentraleuropäischen Gebieten, wo die antisemitische Tradition in beruflichen und wohnortspezifischen Zwängen weiterbestand. Zu Zeiten der Förderung der „Indigenen“ genossen Nichtrussen unter Stalin zuweilen sogar bessere Aufstiegsmöglichkeiten in der Partei und anderen Institutionen als dies normalerweise der Fall war.

Die UdSSR hatte sich in ihrem Vielvölkerstaat zwar für das territorial-nationale Prinzip entschieden, doch kam dieser Grundsatz zunächst nur in „Republiken“ zur Anwendung, die eine Grenze zu einem außerhalb der Union gelegenen Staat hatten. Auf diese Weise gab es keine „Enklavenrepubliken“, höchstens auf nationaler Basis eingerichtete „autonome Gebiete“ und einige hundert separate ethnische Gruppen, deren Mitglieder durch die persönliche nationale Identität gestärkt wurden. Wie in anderen Großreichen fehlte es nicht an den verschiedensten gemischten Völkerschaften – z.B. in nichtrussischen Republiken, wo sich ca. 25 Millionen Russen niedergelassen hatten, wie man 1989 schätzte. Auch durch Zwangsumsiedlungen (wie die der Krim-Tataren unter Stalin) oder Grenzveränderungen (wie der unter Chrusčev vorgenommene Anschluß der Krim an die Ukraine) erreichte die zentrale Regierung, daß die national-territoriale Äquivalenz verwischt und es u.a. insbesondere für Russen schwierig wurde, sich mit der russischen Republik als nationalem Vaterland zu identifizieren. Vielmehr erwuchs das Bewußtsein ihrer nationalen Identität assoziativ auf der Grundlage der Union in ihrer Gesamtheit. Daneben umfaßte auch die Bevölkerung der Russischen Föderation selbst eine große Zahl offiziell registrierter Nichtrussen.

Aus dieser Situation ergaben sich in den letzten Jahren der UdSSR insofern ernste Probleme, als einige Russen eine Strategie zur Verteidigung der imperialen Struktur zu entwickeln suchten. Bei diesen Bemühungen konnten nationalistische, nicht selten traditionelle, präsovjetsche Ideen von der weitreichenden Mission und Identität der Russen vertretende Dissidenten mit reformfeindlichen Mitgliedern der Kommunistischen Partei an einem Tisch zusammenkommen. Andere Russen, wie Jelzin, befürwor-

teten die Alternativlösung, d.h. die Abkopplung Rußlands vom Rest der UdSSR. Diese Variante beinhaltete allerdings, daß vom Prinzip der Unteilbarkeit der russischen Republik, wie etwa im Fall Tschetscheniens, nicht abgewichen wurde, und die düstere Warnung arging, daß die Interessen russischer Bürger in anderen Republiken geschützt werden würden. Die erfolgreiche Abtrennung der Dnjestr-Region von der Ukraine wäre ohne offizielle und inoffizielle russische Hilfe nicht möglich gewesen.

Natürlich verstehen sich viele der genannten Zusammenhänge nur aus der besonderen Position heraus, die Rußland innerhalb eines breiteren imperialen Systems eingenommen hatte. Die dieser Situation zuzurechnenden rivalisierenden Nationalismuskurse (z.B. „Slawophile“ vs. „Westler“) ergaben Sinn nur aufgrund der Besonderheit des russischen Falles. Nichtsdestoweniger weist die konstant spürbare Ambivalenz von imperialen und nationalen Koordinaten Ähnlichkeit mit anderen imperialen Nationen auf. Auf den britischen Inseln begegnet so z.B. die Ambivalenz von „British“/„English“. Die offizielle Lösung des Dilemmas besteht darin, das Britische in den Dienst der politischen Identität zu stellen und das Englische in den einer kulturellen. (So gesehen, bilden die schottischen, walisischen und nordirischen Identitäten das kulturelle Äquivalent zur englischen Identität). Auf jeden Fall aber macht es diese Ambivalenz schwierig, eine klar umrissene Kulturideologie des Englischseins zu erstellen oder den Begriff der britischen politischen Identität gegenüber so mancher anderen kulturellen Assoziation abzugrenzen, die in einem englischen Referenzsystem mehr Sinn ergibt als in anderen. Dieselbe Spannung tritt im Verhältnis Habsburg/Deutschland zutage, obwohl es der habsburgischen Dynastie mit einigem Erfolg gelungen war, sich aus dem deutschen Referenzsystem zu befreien. Auch im osmanisch/türkischen Diskurs entdecken wir eine nicht sehr viel anders geartete Ambivalenz, obwohl diese vor dem endgültigen Zerfall des Großreichs kein allzu großes Problem aufwarf, da erst gegen Ende des 19. Jahrhunderts die Schaffung eines modernen, nach territorialen Gesichtspunkten organisierten Imperialen Großstaates in den Mittelpunkt der Debatte rückte. Der aggressive, säkulare Nationalismus Atatürks ergab sich zum Teil aus der Notwendigkeit, den alten osmanischen staatlichen Institutionen den Rücken zu kehren, weil diese aufs engste mit denen des Islam verzahnt waren (Kalifat).

Eine interessante Variante dieses Themas begegnet uns dort, wo die orthodoxe Religion im europäischen Teil des osmanischen Reiches institutionell vertreten war; hier herrschte Ambivalenz im Hinblick auf den Begriff „griechisch“, der entweder national (im Sinne von hellenisch oder griechischsprachig) gedacht wurde und sich in diesem Fall auf das Territorium der griechischen Halbinsel bezog, oder im Rahmen eines breiteren religiösen und subimperialen Referenzsystems („griechisch orthodox“) gebraucht wurde, und den ganzen Teil des christlichen Europas bezeichnete, der innerhalb des osmanischen Reiches lag. Ähnliche Spannungsver-

hältnisse liegen den Diskursen zugrunde, die die jugoslawische mit der serbischen Identität in Beziehung setzen.

Die Ähnlichkeiten der Spannungen und Ambivalenzen in den Diskursen der Nationalitätsfrage sind angesichts der Verschiedenartigkeit der Fälle und der sehr unterschiedlichen ins Spiel kommenden nationalen und imperialen Ideologien bemerkenswert. Ich interpretiere diesen Sachverhalt in dem Sinne, daß die allen genannten Fällen gemeinsame politische Situation – d.h. die Position der Bevölkerung des Kerngebietes eines imperialen Großreichs gegenüber derjenigen in den Randregionen – den Diskurs der Nationalitätsfrage in eine bestimmte Form zwingt. Letztere bekommt eine besonders starke nationale Färbung in imperialen Großreichen, die in eine Modernisierungsphase eingetreten sind und wo auf Sprache, Bildung, wirtschaftliche Entwicklung usw. bezogene politische Maßnahmen sowohl auf die Eliten wie auf größere Teile der übrigen Bevölkerung einen starken Einfluß nehmen. Zugleich stehen diese Maßnahmen in Zusammenhang mit einer national-territorialen Politik, durch welche insbesondere eine Grenzziehung zwischen den innerstaatlichen „Ländern“ durchgesetzt werden soll. Das heißt, wir haben es hier mit Fällen der Nationalitätsproblematik zu tun, die sich besser mit Hilfe des modernistischen, und weniger gut mit dem perennialistischen und postmodernistischen Ansatz interpretieren lassen.

Kommen wir zu einigen Schlußfolgerungen. Vieles am Nationalismusdiskurs in den Gebieten der einstigen UdSSR ist sehr jungen Datums. Es gibt da nationale Bewegungen, die auf jahrhundertealte kulturelle wie politische Bezugspunkte aufbauen können (Litauen, Finnland), aber es gibt auch solche, die kaum in die Zeit vor 1917 zurückreichende historische Referenzen besitzen und deren nationale Identität in den kulturellen und politischen Gegebenheiten der UdSSR gründet. Doch auch in solchen Regionen entwickelte sich – wenn auch erst seit den späten achtziger Jahren – eine rege nationale Bewegung aus den Aktivitäten kleinerer Dissidentengruppen. Und schließlich gab es noch die vereinzelt auftretenden, in die Zeit des Zusammenbruchs der zentralen Staatsmacht fallenden, nationale Massenbewegungen bewirkenden ethnischen Spannungen, wie z.B. die Spaltung von Aserbaidschan und Armenien. Der perennialistische Ansatz verspricht hier also keine Lösung. Das abrupte Aufkommen sowie der anschließende innere Wandel dieser Bewegungen und ihrer Programme, könnten den postmodernen Ansatz als Interpretationsmodell geeignet erscheinen lassen, da dieser mit dem jeweils eigenen Charakter und der Schnellebigkeit der politischen Diskurse und deren Möglichkeit rechnet, aus ungefestigten Identitäten kollektive Bewegungen zu erzeugen. Sollten jedoch diese Diskurse und der Wandel, dem sie unterliegen, nicht in einen größeren Kontext gestellt werden können (unabhängig davon, ob es sich dabei um weiterführende Diskurse oder etwas gänzlich Neues handelt),

muß man sich mit den geschlosseneren, deskriptiven hermeneutischen Erklärungen begnügen, mit denen dieser breite Zugang verbunden ist.

Man kann indessen eine kontextualisierende Betrachtung vornehmen, die die schöpferische und signifikante Rolle des Diskurses in nationalen Bewegungen nicht verneint, aber den Akzent auf die Situation legt, in der solche Diskurse auftreten und als politischer Rückhalt funktionieren können. In diesem Fall sind die zentralen Merkmale der Situation der Zusammenbruch des Reiches und die Abtretung der Macht an andere Territorien innerhalb dieses Reiches vor. Die allgemeine Logik dieses Prozesses wurde bisher am schärfsten von der vergleichenden politischen Soziologie entwickelt.¹³ Dennoch glaube ich, daß man etwas weiter gehen muß, um bei Vorgängen dieser Art von einer nationalen Bewegung (und nicht von anderen Interessen und Bewegungen, die beim Zusammenbruch von Reichen die Macht ergreifen) sprechen zu können.

Da wäre vor allem das moderne Staatssysteme bestimmende Prinzip der Territorialität. In der Neuzeit werden Grenzlinien mit größter Genauigkeit gezogen. Sie trennen souveräne Gebilde voneinander und markieren verschiedene militärische, steuerrechtliche, wirtschaftliche, soziale und kulturelle Systeme. In derart präzise abgegrenzten Territorien müssen rivalisierende Eliten Wege der Kooperation finden, um Macht zu bekommen bzw. um ihre vorhandene Macht zu verteidigen. Der Territorialdiskurs liefert nicht nur die Grundlage für Modalitäten des Zusammenwirkens von Elitengruppen im Kampf gegen das frühere imperiale System, er schafft auch die Ausgangsbasis für den Aufruf zur Einheit der verschiedenen, in dem jeweiligen Territorium ansässigen Gruppierungen; und nicht zuletzt schafft er die Voraussetzung für einen Dialog mit Drittstaaten, die aufgrund der Herrschaft über ein nationales Territorium selbst Legitimität beanspruchen. Klar abgegrenzte Territorien, die als solche schon innerhalb des sowjetischen Imperiums bestanden hatten (wie die Staaten des Warschauer Paktes, die erst in jüngster Vergangenheit angeschlossenen Baltischen Staaten oder die nichtrussischen Republiken), waren für politische Bewegungen und Diskurse dieser Art am besten geeignet. Wo ethnischer Nationalismus eine territoriale Desintegration nach sich zu ziehen drohte (wie z.B. durch Vereinigung mit einem größeren „National“ Staat und/oder durch die Sezession ethnischer oder nationaler Minderheiten), wurde auf der Grundlage einer staatsbürgerlich-territorialen Nationalitätsauffassung auf Koordination der Eliten gedrängt.¹⁴ Umschwünge zum ethnischen Nationalismus hatten in den betroffenen Gebieten wenig mit einer stark

13 Eine gute Einführung in diese Thematik gibt A. J. Motil in seinem Aufsatz *From Imperial Decay to Imperial Collapse. The Fall of the Soviet Empire in Comparative Perspective*, in: R. L. Rudolph/D. F. Good (Hrsg.), *Nationalism and Empire. The Habsburg Empire and the Soviet Union*, New York 1992, S. 15-43.

14 Dieser Prozeß ist vergleichbar mit den Grenzziehungsmethoden der Kolonialstaaten in Afrika Ende des 19., Anfang des 20. Jahrhunderts. Bis heute bestimmen diese Grenzen die Politik.

verwurzelten ethnischen Identität zu tun. Vielmehr ging es um die Suche nach effektiven, die Öffentlichkeit mobilisierenden Diskursen, da die UdSSR die Institutionalisierung des politischen Pluralismus blockiert hatte und somit kaum noch institutionelle Grundlagen für eine flächendeckende und das Volk ansprechende nationalistische Politik vorhanden waren.

Ein detaillierter Vergleich müßte freilich auch über den rein politischen Bereich hinausgehen und Faktoren wie den Zugang zu militärischer und bürokratischer Macht, die bei der Durchsetzung bzw. Blockierung der marktwirtschaftlichen Reformen auftretenden Interessen, den Grad der Russifizierung, die verschiedenen Möglichkeiten, über Emigranten und ein anziehendes Image positive Verbindungen mit dem Westen aufzunehmen, und vieles andere mehr berücksichtigen. Mir scheint, daß weder der perennialistische noch der postmodernistische Ansatz hier viel nützen und nur ein Ansatz hilfreich ist, der die politische Situation – d.h. den Zusammenbruch der imperialen Herrschaft – in den Mittelpunkt der Untersuchung stellt und insbesondere die modernen Merkmale dieser Situation herausstreicht – d.h. das national-territoriale Prinzip, die Rolle des Nationalismus bei der Koordinierung der Eliten und der Mobilisierung der Öffentlichkeit, aber auch die angestrebte Legitimation der Nachfolgestaaten durch den Westen.

VI. Die nationalen Bewegungen des 19. Jahrhunderts und die postsowjetischen nationalen Bewegungen im Vergleich

Die nationalen Einigungsbewegungen des 19. Jahrhunderts in Europa können nicht – wie dies bei den postsowjetischen nationalen Bewegungen der Fall ist – über die Logik des Zerfalls von Imperien unter den Bedingungen der Moderne analysiert werden. Es gibt allerdings ein verbindendes Glied, das sich auf den Zerfall des Habsburgerreiches bezieht. In Deutschland wie in Italien hatten die Habsburger versucht, ein Kontrollsystem aufrechtzuerhalten, das weder im klassischen Sinne imperial, noch durch die Idee einer Vielzahl souveräner Staaten verknüpft war. Im Falle Deutschlands hatte der Kanzler Metternich Absprachen mit Preußen und den politischen Organen des Deutschen Bundes dazu benutzt, den österreichischen Einfluß über das gesamte „nationale“ Territorium aufrechtzuerhalten. Was Italien betrifft, so geschah dies durch die Besetzung der Lombardei und Venedigs sowie durch eine Mischung aus militärischer Intervention und Hilfeleistung in den mit Österreich paktierenden Kleinstaaten im zentralen und südlichen Teil der Halbinsel.

Solche Kontrollmethoden wurden nun obsolet.¹⁵ Jetzt wurde politische Autorität mit souveräner Befehlsgewalt über die gesamte Bevölkerung ei-

15 Genaueres hierzu (insbes. im Hinblick auf Deutschland) in meinem Buch *The Formation of the First German Nation-State 1800–1871*, London 1996; ebenso in mehr theoretischer Form in meinem Essay *Sovereignty and Boundaries. Modern State Formation*

nes bestimmten Gebietes gleichgesetzt und betraf den Kriegsdienst, die Besteuerung des einzelnen, die Durchsetzung von Zollgrenzen sowie die gesetzliche Verankerung gleicher staatsbürgerlicher Rechte für alle. Ein Großreich mit seinem informellen Verwaltungsstil hatte diesen Veränderungen nichts entgegenzusetzen. Andererseits waren die vielen Satellitenstaaten aufgrund der kleinen Fläche ihres Gebietes und ihrer Abhängigkeit von ihren Nachbarn außerstande, viele dieser Funktionen selbst zu übernehmen und verloren daher an Rückhalt in der eigenen Bevölkerung. Westliche Nationalstaaten wie Großbritannien und Frankreich betrachteten solche Kleinststaaten als Absurditäten. Aber die Eliten dieser kleinen Staaten begannen im Sinne einer „nationalen“ Zielsetzung zusammenzuarbeiten. Die positiven Auswirkungen dieses Prozesses waren in Deutschland besonders deutlich, weil es hier Institutionen gab, gegen welche – bzw. mit deren Hilfe – diese Eliten aktiv werden konnten. Daher waren nationale Bewegungen in Deutschland auch viel erfolgreicher als in Italien. In Deutschland gelang es nicht nur, den imperialen Einfluß Österreichs zu beseitigen (in Italien würden Frankreich und Preußen dies tun müssen), sondern – nach der Bildung eines einzigen, zusammenhängenden „nationalen“ Staates – auch eine effektive Nationalisierung von Staat und Gesellschaft durchzusetzen.

Obwohl auf ganz andere Weise als im Falle der postsowjetischen nationalen Bewegungen, war daher der Grundsatz vom staatsbürgerlich-territorialen Nationalstaat auch bei den nationalen Einigungsbewegungen Deutschlands und Italiens das tragende Element. In dieser frühen Phase stand das territorialstaatliche Prinzip für populäre und demokratische Entwicklung sowie für die sich aus Industriekapitalismus, parlamentarisch-bürokratischer Staatsverwaltung und den Institutionen der *civil society* ergebenden staatspolitischen Trennung von Wirtschaft, Politik und Kultur. Die UdSSR hatte sich zwar um eine allgemeine Modernisierung des eigenen Staates auf der Grundlage von Industrialisierung und Bürokratisierung bemüht, dabei aber den ökonomischen und politischen Pluralismus und das Aufkommen einer *civil society* übergangen. Erst mit dem Zerfall dieses Staates erschienen Marktreform und politischer Pluralismus wieder auf der Tagesordnung. Zugleich aber brachte der Zusammenbruch des alten Imperiums einen Machtzuwachs in den nationalen Territorien, die das Imperium gebildet hatten. Diese Merkmale der Moderne wurden nun gegen die UdSSR eingesetzt und ließen die postsowjetischen nationalen Bewegungen und die Nachfolgestaaten entstehen.

Die erfolgreichen nationalen Einigungsbewegungen im Europa des 19. Jahrhunderts hatten vollkommen andere Voraussetzungen als der postsowjetische nationale Separatismus im heutigen Europa. Dennoch, so würde ich schlußfolgern, bieten allgemeine, moderne Merkmale der jeweiligen

Situation – vor allen Dingen die Eignung des nationalen Arguments zur Erlangung der territorialen Staatlichkeit unter modernen Bedingungen – den besten Weg zum Verständnis für die Entwicklung wie den Erfolg dieser nationalen Bewegungen.

VII. Schlußfolgerung. Nationale Bewegungen verstehen lernen

Man könnte mir vorwerfen, meine Argumentation drehe sich im Kreise. Die Untersuchung sich schnell wandelnder politischer Bewegungen begünstigt einen analytischen Ansatz, der mit „rein“ politischen Begriffen arbeitet und auf die Erfassung der „Oberfläche“ abzielt, der den politischen Kontext erfaßt und weniger nicht-politische Merkmale, wie die von Nationalisten gebrauchte Sprache oder die tieferliegenden Wurzeln nationaler Identität, aus welchen nationalistische Bewegungen ihre Nahrung beziehen. Ich würde diesem Urteil zum Teil sogar zustimmen, doch zugleich betonen, daß die Untersuchungsmethode dem jeweiligen Forschungsgegenstand angepaßt sein muß. Hätte ich z.B. stets nur den linguistischen Aspekt oder die tieferliegenden Schichten der nationalen Identität in den Vordergrund gerückt, wäre vermutlich nicht viel über die spezifisch politischen Aspekte einer nationalen Bewegung ans Tageslicht gekommen. Jedenfalls muß *auch* auf den schöpferischen, wandelbaren und meist irreversiblen Charakter politischer Ereignisse hingewiesen werden. Wo der Zerfall eines Staates in seine „nationalen“ Bestandteile Zonen politischer Schwäche erkennbar macht (wie z.B. in der früheren jugoslawischen Republik Bosnien), haben Gewalt, Eingriffe in den politischen Machtapparat der nationalen Republiken, das Emporkommen bisher marginaler Eliten sowie ethnische Säuberungswellen sehr schnell alle nicht wirklich gefestigten, auf einer staatsbürgerlich-territorialen Identität fußenden politischen Institutionen so gründlich zerstört, daß es keinen Weg zurück zu geben scheint. So erweisen sich die wechselnden Zwänge der Politik als diejenigen Kriterien, nach welchen Nationalität erinnert wird, aber auch als die Grundlage dafür, wie man über sie spricht. Damit wird Nationalität gewissermaßen „Ereignis“ und ist nicht das Produkt eines Diskurses oder der Geschichte.¹⁶ Es gibt so etwas wie eine Häufung von Schlüsselereignissen, die noch für lange Zeit als Ausgangsbasis für „Nationalität“ ihre Wirkung tun.

Gewiß mag eine Geschichte von vorausliegender nationaler Identität und die Konstruktion von Diskursen, die sich auf neue Weise an diese Identität richten, eine gewisse Rolle spielen, aber ich kann einem Ansatz nichts abgewinnen, der solche Zusammenhänge in den Vordergrund rückt, nicht aber die „rein“ politischen Phänomene des Niedergangs eines Staates

16 Aus diesem Grunde bleibt zu untersuchen, wie nationale Strukturen und Werte aus Ereignissen erwachsen, und zwar unter denselben Gesichtspunkten, die William Sewall jr. im vorliegenden Heft zur Sprache bringt.

tes, der Machtverschiebung zu neuen Eliten auf der Ebene nationaler Republiken und, unter bestimmten internationalen Bedingungen, des Einsatzes dieser Macht zur Herbeiführung neuer politischer Realitäten. Zweifellos gibt es für deren Zustandekommen einige grundlegende Bauelemente (eine gemeinsame Sprache, eine schon vorher vorhandene nationalistische Dissidentenbewegung, eine Geschichte von Nationalitätenkonflikten) – etwas also, auf das das Prinzip der Differenz („wir“ vs. „die anderen“) bezogen werden kann. Aber solche Dinge liegen meistens nur in Rudimenten vor, sind beinahe immer jungen Datums und, da sie mit bestimmten Interessen und politischen Gegebenheiten zusammenhängen, selbst kontroverser Natur und bedürfen viel organisatorischer und ideologischer Arbeit, um in eine effektive politische Aktion einzumünden; darüber hinaus sind gerade hier rasche politische Veränderungen zu erwarten, da man es mit einer Vielzahl von Identitäten zu tun bekommt, an die appelliert werden kann und die in Bewegung gesetzt werden können. Auch existieren vor diesem Hintergrund zahlreiche Diskurse, und der Versuch, herauszufinden, welche davon nützlich sein könnten, heißt stets, über diese Diskurse hinaus auf deren Kontext zu achten.

Der Kritik, ich würde mich auf die Oberfläche, auf die rein politische Situation konzentrieren, möchte ich den Hinweis entgegenhalten, daß meine Analyse mehr als nur einfache Kontextualisierung ist. Ein kontextualisierender Ansatz kann nur beschreibend sein und sich auf die Erzählung von Fällen stützen. Eine „vollständige“ Darstellung jeder einzelnen nationalistischen Bewegung müßte freilich diese Richtung einschlagen. Mein Anliegen ist jedenfalls, einige grundlegende Voraussetzungen aufzudecken, aufgrund derer sich erfolgreiche nationale Bewegungen in weit auseinanderliegenden Epochen und unter sehr verschiedenen Bedingungen entwickeln.

Die Unterschiede zwischen solchen Bewegungen sind in der Tat enorm. Neben den zeitbedingten Unterschieden ist auf die sehr andersartige politische Dynamik von einigungsorientierten und separatistischen nationalen Bewegungen zu achten. Auf nationale Einigung abzielende Bewegungen sind verhältnismäßig selten, da hier grenzüberschreitende Koordinierungs- und Mobilisierungsmaßnahmen notwendig sind und immer die Kraft eines „Führerstaates“ gebraucht wird (Preußen und Piemont; Ghana während der frühen Phase des Panafrikanismus; Ägypten für den arabischen Nationalismus zur Zeit Nassers). Separatistische Bewegungen sind viel häufiger, stützen sich oft auf ein ganzes Arsenal schon vorhandener Gegebenheiten in einem der Kontrolle eines Großstaates unterliegenden Gebiet und bilden das unausweichliche Nebenprodukt imperialen Niedergangs und Zerfalls.

Nichtsdestoweniger fällt die allgemeine Notwendigkeit auf, staatliche Macht auf einer deutlich umrissenen territorialen Grundlage zu organisieren und nationale Bewegungen auf dieser Grundlage aufzubauen, die das nationale Argument benutzen, um verschiedene Eliten zusammenzuführen, breitere Bevölkerungsschichten zu mobilisieren sowie Anerkennung und

Unterstützung durch äußere Mächte zu gewinnen. Gleichermäßen auffällig erscheint mir, wie wichtig institutionelle Vorkehrungen für die Durchführung dieser Maßnahmen sind und welch katastrophale Folgen bei ihrem Fehlen erwartet werden müssen – nämlich unkontrollierte Gewalt und der Appell an nicht-institutionalisierte Formen ethnischer Identität. Die Zerstörung vieler veralteter Staaten im Europa des 19. Jahrhunderts oder der Zusammenbruch der imperial-kommunistischen Macht im späten 20. Jahrhundert haben den Aufstieg solcher national-territorialer Bewegungen heugünstigt.

Die Bedeutung von Institutionen kann ich gar nicht stark genug betonen. Zeiten politischen Zusammenbruchs führen ganz automatisch zur Zerstörung vieler staatlicher Institutionen (wie z.B. in den vielen deutschen und italienischen Kleinstaaten und jenen des deutschen Bundes; aber auch die der habsburgischen Machtstrukturen in der Lombardei und Venedig, sowie der Kommunistischen Partei und der mit dieser in Verbindung stehenden Sicherheits- und Wirtschaftsorgane in der UdSSR). Nationale Bewegungen sind nicht selten von dem verzweifelten Wunsch beseelt, alternative Einrichtungen zu diesen Institutionen zu schaffen, um die für die Weiterführung sozialer Funktionen erforderliche Minimalordnung zu gewährleisten. Bis zu einem gewissen Grade bauen diese Alternativrichtungen auf schon existierenden Institutionen auf (so wurden z.B. Preußens Institutionen in andere Gebiete Nord- und Mitteldeutschlands „exportiert“, oder nationale Republiken übernahmen Institutionen der früheren UdSSR), müssen aber auch durch neue (z.B. Parlamente oder Präsidenschaftsamter) ergänzt werden. Besonders dort, wo keine eindeutige Machtkonzentration anzutreffen ist, wird es überlebensnotwendig, daß solche Bewegungen ausreichende Zustimmung der Eliten, Massenunterstützung und äußere Anerkennung aktivieren können, um für die modifizierten oder neuen Institutionen Raum zu schaffen und sie zum Funktionieren zu bringen.

So manche der hier wiedergegebenen Beobachtungen mögen sich aus der ununterbrochen von Störungen heimgesuchten Seinsweise des Menschen ergeben. Feste Fundamente, auf die wir uns verlassen können, gibt es nicht. Daher mag man sich postmodernistischen Analysemethoden zuwenden. Wir dürfen aber nicht übersehen, daß die von mir beschriebenen Situationen nicht „normal“ sind und auch nicht als normal erlebt werden. Menschen in solchen Situationen sind verzweifelt darum bemüht, eine gewisse Stabilität wiederherzustellen. Der Mensch hat eine große Begabung, Regelmäßigkeiten und Verhaltensmuster für seine Beziehungen mit seinen Mitmenschen zu bestimmen, d.h. zu institutionalisieren. In den meisten Fällen werden dabei zwischen verschiedenen Gruppen Kompromisse geschlossen, wenn diese erkennen müssen, daß keine von ihnen auf sich allein gestellt ihren Willen durchsetzen kann; es handelt sich also nicht um das Ergebnis eines ausgewogenen institutionellen Gefüges oder um das, was früher gern als „Staatsbildung“ bezeichnet wurde. Sobald funktionierende Institutionen eingerichtet sind, entstehen Gewohnheiten. Eine sich

aus dem Vorhandensein eines Nationalstaates ergebende nationale Identität ist oft nichts anderes als die Summe solcher Gewohnheiten.

Daher möchte ich mich für das Verständnis nationaler Bewegungen in Zeiten raschen Wandels und der Krise – aber auch in bezug auf das Phänomen der Institutionalisierung und Prägung einer nationalen Identität – zugunsten eines Ansatzes aussprechen, der von der politischen Veränderung ausgeht. Ich spreche von einem Ansatz, der insofern pluralistisch ist, als er den politischen, militärischen, wirtschaftlichen und kulturellen Machtfaktoren eine relative Bedeutung beimißt, der eher situational als primordialistisch ist, zugleich aber die modernen Merkmale der Situation herausstellt – vor allem das territorial-partizipatorische Staatskonzept – und das konstante Streben nach Errichtung funktionsfähiger Institutionen unterstreicht. Ein Ansatz wie dieser kann m.E. nur auf der Grundlage des Vergleichs entwickelt werden, wobei ein konzeptuelles Raster zum Einsatz zu bringen ist, das auch im Hinblick auf andere Fälle nationaler Bewegung das Vorhandensein ähnlicher Beziehungs- und Handlungsmuster bekräftigt und den Forscher zwingt, darüber nachzudenken, weshalb diese Muster überall wiederkehren und eine so zentrale Rolle spielen.

Aus dem Englischen von Ingrid I. Racz

Ewa Morawska

**Ethnizität als doppelte Struktur.
Ein historisch-vergleichender Ansatz am Beispiel der
US-amerikanischen Ethnohistorie**

Weit davon entfernt, ein untergehender Bestandteil einer obsoleten traditionellen Ordnung zu sein, bleibt Ethnizität in der modernen Welt „ein dauerndes Rätsel, und dauern deshalb engagierte wie distanzierte Debatten über Geschichte, Gegenwart und Zukunft ethnischer Identität und Gemeinschaften an“¹. Massenwanderungen von Menschen in allen Ecken der Welt, öffentliche Debatten über Einwanderungsgesetze und Staatsbürgerrechte in den wichtigsten Einwanderungsgesellschaften, ethnischer Fundamentalismus, ethnische Kriege und ethnische Säuberungen machten Begriffe wie „Einwanderungsgruppe“, „ethnische Integration“, „ethnische Adaptation“ und „ethnischer Pluralismus“ zu häufigen Themen in Presse, Fernsehen, politischen Programmen und privaten Gesprächen. Eine ähnliche Entwicklung vollzog sich auch in den Sozialwissenschaften. Noch in der Mitte der achtziger Jahre war die Untersuchung der Art und Weise, wie Ethnizität Gruppengrenzen markiert, menschliche Identitäten prägt oder ihre Handlungen orientiert, eine sozialwissenschaftliche Spezialdisziplin am Rande. Doch während des letzten Jahrzehnts explodierte dann das Wachstum wissenschaftlicher Veröffentlichungen namentlich in Politikwissenschaft, Geschichte, Soziologie und Sozialanthropologie.

Die Literatur über Ethnizität ist fast unüberschaubar, und eine deutliche Auswahl ist unumgänglich, soll dieses Phänomen verständlich diskutiert werden. Untersuchungen zu Ethnizität können grob in zwei Richtungen unterteilt werden: die eine, die Ethnizität und Nationalismus gemeinsam als Phasen oder Aspekte desselben Prozesses behandeln, und die andere, die Ethnizität gleichsam als Selbstzweck analysiert. Jede dieser Richtungen ist dann wieder in Studien unterteilt, die sich entweder auf die westliche oder die nicht-westliche Welt konzentrieren. Trotz beträchtlicher Grenzüberschneidungen zwischen den sozialwissenschaftlichen Disziplinen seit den achtziger Jahren reflektiert insgesamt die Präferenz, Ethnizität entweder mit westlichem oder nicht-westlichem Schwerpunkt und methodisch eher auf der Makro- als auf der Mikro- oder Mesoebene zu behandeln, doch nach wie vor die theoretischen Ansätze und Forschungstraditionen – oder auch die

1 P. Kivisto, *The Ethnic Enigma. The Salience of Ethnicity for European-Origin Groups*, Philadelphia 1989, S. 11.

Diskurse in der gegenwärtigen akademischen Redeweise – in den jeweiligen Fachdisziplinen.

Die Untersuchungen von Ethnizität als Nationalismus oder von Ethnizität-an-sich verwenden durchaus verwundte Konzepte und führen ähnliche theoretische Debatten über die Mechanismen ethnischer und nationaler Prozesse; Ethnizität wird in der Tat entweder als das konstitutive Element oder nur als Teilkomponente von Nationalismus verstanden.² Doch werden sie typischerweise auf zwei 'parallelen Gleisen' von unterschiedlichen Forschergruppen in den jeweiligen Disziplinen getrennt verfolgt. (So ist etwa ein unlängst erschienener Überblick in der amerikanischen Zeitschrift *Annual Review of Sociology* über den Forschungsstand in der „Sociology of Ethnicity and Nationalism“³ ausschließlich der Literatur über Ethnizität als Nationalismus gewidmet, während eine gleichzeitige Aufsatzsammlung mit dem Titel „The Invention of Ethnicity“⁴ allein von „lokalen“ Ethnizitäten ohne nationale Aspirationen handelt.⁵)

Ich konzentriere mich hier auf die nicht-nationale Ethnizität in der westlichen Welt, da diese mein eigenes Forschungsgebiet seit mehr als einem Jahrzehnt darstellt. In der historischen Soziologie ist zudem die auf „Heimat“ gründende Ethnizität viel weniger Thema als die mit dem „Vaterland“ verbundene Ethnizität. Denn die historische Soziologie ist herkömmlicherweise auf „Big Structures, Large Processes, and Huge Comparisons“ hin orientiert – um den Titel des paradigmatischen Buchs von einem ihrer bekannten Vertreter, Charles Tilly⁶ zu nennen, in dem Ethnizität, wenn sie denn überhaupt auftaucht, lediglich als ein historisches Prolegomenon zdt

2 In dieser Frage gibt es eine kontinuierliche und langanhaltende Debatte unter Nationalismusforschern zwischen denjenigen, die Ethnizität als chronologischen und/oder tyologischen „Kern“ oder prima causa des Nationalismus ansehen, und denjenigen, die sie als nur sekundär wirksamen Faktor für die moderne Staatsbildung und kapitalistische Entwicklung sehen. Unter den wichtigsten Vertretern der ersteren Position sind zu nennen: A. Smith, *The Ethnic Origins of Nations*, London 1986; ders., *Ethnicity and Nationalism*, Leiden 1992; ders., *Nations and Nationalism in a Global Era*, Cambridge 1995; W. Connor, *Ethnonationalism. The Quest for Understanding*, Princeton 1994; L. Greenfeld, *Nationalism. Five Roads to Modernity*, Cambridge 1992; T. H. Eriksen, *Ethnicity and Nationalism. Anthropological Perspectives*, London 1993. – Die zweite Sichtweise vertreten u.a. P. Brass, *Ethnicity and Nationalism*, London 1991; A. Giddens, *The Nation-State and Violence*, Berkeley, Los Angeles 1987; M. Hechter, *Nationalism as Group Solidarity*, in: *Ethnic and Racial Studies* 10 (1987), S. 415-426; Ch. Tilly (Hrsg.), *The Formation of National States in Western Europe*, Princeton 1975. Ein guter Forschungsüberblick zur Literatur über Nationalismus und Ethnizität findet sich bei C. Calhoun, *Nationalism and Ethnicity*, in: *Annual Review of Sociology* (1993), S. 211-239.

3 C. Calhoun, *Nationalism and Ethnicity* (Anm. 2).

4 W. Sollors (Hrsg.), *The Invention of Ethnicity*, New York 1989.

5 Als jüngste Ausnahmen, die eine mögliche Verbindung zwischen beiden Richtungen vorschlagen, sind zu nennen M. Banks, *Ethnicity: Anthropological Constructions*, London 1996; K. Bade (Hrsg.), *Migration, Ethnizität, Konflikt*, Osnabrück 1996; M. Guibemau/J. Rex (Hrsg.), *The Ethnic Reader: Nationalism, Multiculturalism and Migration*, Cambridge/UK 1997.

6 Ch. Tilly, *Big Structures, Large Processes, Huge Comparisons*, New York 1984.

dem sie dann aufhebenden modernen Nationalstaat oder gerade noch als ein sich fortsetzender Ethnonationalismus fungiert.⁷ Die exemplarische Veranschaulichung der einzelnen Punkte in meiner Diskussion von Ethnizität als einer doppelten Struktur bezieht sich vorrangig auf Nordamerika. Doch weil diese, wie ich zeigen werde, ein kontext-sensibles und flexibles Modell darstellt, hat es sehr wohl auch allgemeinere Konsequenzen für plurale Gesellschaften.

Aufgrund ihrer Überschneidungen habe ich die Kategorien Ethnizität und Rasse etwas widerwillig voneinander getrennt und Rasse aus diesem Beitrag herausgelassen, da es auf einem solch kurzen Raum unmöglich ist, ihre spezifischen Bestimmungen und die darüber vorhandene Literatur angemessen zu behandeln.⁸

Untersuchungen zur (nicht-nationalen) Ethnizität bieten verschiedene Interpretationen ihrer begrifflichen Bedeutung. So hatten schon Nathan Glazer und Patrick Moynihan in ihrer Einleitung zu ihrem Band „Ethnicity: Theory and Experience“ gesagt, daß dieses Konzept nach wie vor in Fluß sei.⁹ Aber auch zwanzig Jahre danach bleibt Ethnizität immer noch ein mehrdeutiges Konzept, und zwar unvermeidlicherweise, solange es durch Vertreter aus verschiedenen Disziplinen mit unterschiedlichen interpretativen Modelle diskutiert wird. Noch wichtiger ist dabei meines Erachtens der vielgestaltige und variable Charakter der Ethnizität selbst, der seine Bedeutungen und Verwendungen in Zeit und Raum verändert. Da ich die These entwickeln will, daß die Konzeptualisierung von Ethnizität als einer doppelten Struktur mit allen oder den meisten Interpretationen der Bedeutungen und Mechanismen von Ethnizität, wie sie sich in der Literatur finden, übereinstimmt, will ich zunächst einen Aufriß der Hauptkomponenten dieser Positionen geben.

I.

Die zwei hauptsächlich sich gegertüberstehenden Ansätze, um die die meisten theoretischen Debatten über das Wesen der Ethnizität seit den siebziger Jahren kreisen, sind zum einen die sogenannte primordialistische Interpretation und zum anderen der kontextualistische oder situationale Ansatz. In ihrer klassischen Fassung, wie sie am besten von Clifford Geertz, Harold

7 W. Connor, *Ethnonationalism* (Anm. 2) enthält hierzu eine Sammlung von Aufsätzen, die zwischen 1967 und 1993 entstanden sind; vgl. auch M. Banks, *Ethnicity: Anthropological Constructions* (Anm. 5), Kap. 5 für eine Übersicht über die einschlägigen Studien.

8 Zu den Theorien über Rasse und Ethnizität vgl. J. Rex, *Race and Ethnicity*, 1986; J. Rex/D. Mason (Hrsg.), *Theories of Race and Ethnic Relations*, Cambridge 1986; M. Banton, *Racial Theories*, Cambridge 1987; und auch Banks, *Ethnicity: Anthropological Constructions* (Anm. 5), Kap. 3 und 4.

9 N. Glazer/D. Moynihan, *Beyond the Melting Pot*, Cambridge 1970; vgl. auch W. Peteresen/M. Novak/Ph. Gleason (Hrsg.), *Concepts of Ethnicity*, Cambridge 1980.

Isaacs, Wsevolod Isajiw oder Andrew Greeley repräsentiert wird,¹⁰ leitet die erste Position die affektiven Übereinstimmungen und Bindungen in einer Gemeinschaft mit gemeinsamer Sprache, Herkunft und Geschichte sowie Religion, Wertordnung und sozialer Praktiken aus dem grundsätzlichen menschlichen Bedürfnis nach Zugehörigkeit als einer „unabdingbaren und unabänderlichen Voraussetzung“ menschlicher Existenz ab.¹¹ Nachdem diese primordialistische Theorie als zu statisch und unhistorisch kritisiert worden ist, reformulierten einige mit diesem Ansatz sympathisierende Wissenschaftler wie etwa Anthony Smith, Charles Kayes oder John Stacks ethnische Identität in einer flexibleren Weise – „ähnlich einem Gyroskop, das Form, Inhalt und Grenzen in Zeit und Raum verändert“.¹² Beide Versionen, die klassische wie die reformulierte, begreifen freilich Ethnizität als kulturelle Identität, die wesentlich mit der Gruppenmitgliedschaft unfreiwillig vorgegeben ist und aus ihrem sozialen Gruppenleben entspringt.

Die instrumentalistisch-situationale Sichtweise von Ethnizität, die sich im Gegensatz zu dieser primordialistischen Position entwickelte, machte ebenfalls Modifikationen seit ihrer frühen Konzeptualisierung durch Frederick Barth durch. Er faßte diese als eine im wesentlichen fließende Gruppenidentität, je nachdem wie die Grenzen einer ethnischen Gruppe in einem spezifischen Kontext gezogen werden.¹³ Auf dieser Grundlage wird dann Form und Inhalt der ethnischen Identität in Beziehung zu externen Stimuli definiert. Ethnische Identität und Solidarität werden in dieser Sichtweise grundsätzlich nicht als natürliche Gegebenheiten aufgefaßt, sondern vor allem als Resultat der Mobilisierung von makroökonomischen und -politischen Umständen und die dadurch bestimmte Situation der betreffenden Gruppe. Die Varianten dieses Ansatzes unterscheiden sich dann nach dem kausalen Gewicht, das sie der menschlichen Handlungskapazität und folglich der Rolle der kulturellen Vermittlung und Freiwilligkeit für die Erklärung der Ursprünge

10 C. Geertz, *The Interpretations of Cultures: Selected Essays*, New York 1973; H. Issacs, *Basic Group Identity: The Idols of the Tribe*, in: N. Glazer/D. Moynihan (Hrsg.), *Ethnicity*, Cambridge 1975, S. 29-52; W. Isajiw, *The Process of Maintenance of Ethnic Identity: The Canadian Context*, in: P. Migus (Hrsg.), *Sounds Canadian: Languages and Cultures in Multiethnic Society*, Toronto 1975; A. Greeley, *Ethnicity in the United States*, New York 1975.

11 In seiner extremsten Fassung wird der Primordialismus zu einem soziobiologischen Determinismus. So schlägt etwa Pierre van Berghe, der prononcierteste Vertreter dieser Position, vor, daß Ethnizität am besten verstanden werden sollte als „eine erweiterte Form der Verwandtschaftsselektion“ – am besten erfaßt als ein elementarer instinktiver Impuls. Vgl. ders., *Race and Ethnicity: A Sociobiological Perspective*, in: *Ethnic and Racial Studies* 1 (1978), S. 401-411. Vgl. auch M. Chapman (Hrsg.), *Social and Biological Aspects of Ethnicity*, Oxford 1993; P. Shaw/Y. Wong, *Genetic Seeds of Warfare: Evolution, Nationalism, and Patriotism*, Boston 1989, die die provokante These aufstellen, daß das Bewußtsein der Gruppenaffinität in einem genetischen Code eingelagert ist.

12 A. Smith, *The Ethnic Origins of Nations* (Anm. 2); Ch. Kayes, *Ethnic Change*, Seattle 1981; J. Stack u.a. (Hrsg.), *The Primordial Challenge. Ethnicity in the Contemporary World*, Westport 1986. Die Gyroskop-Metapher stammt von Ch. Kayes, S. 3-28.

13 F. Barth (Hrsg.), *Ethnic Groups and Boundaries*, Boston 1969.

und Dauerhaftigkeit ethnischer Bindungen und ihrer gemeinsamen Zwecke jeweils zu messen.

Eines der chronologisch früheren und am stärksten strukturalistischen oder am wenigsten handlungsorientierten Modelle war das der „emergenten Ethnizität“, das die Entwicklung eines gemeinsamen Zusammengehörigkeitsgefühls und gemeinsamer Gruppeninstitutionen als eine kombinierte Folge einer ähnlichen ökonomischen Position, eines ähnlichen sozialen Status innerhalb einer umfassenderen Gesellschaft und einer ähnlichen territorialen Nähe von Individuen auffaßt.¹⁴ Noch verbreiteter war der Ansatz der „ethnischen Mobilisierung“ oder der „instrumentalistische“ Ansatz, wie er etwa von Michael Hechter, Susan Olzak, Abner Cohen, Robert Bates oder Joseph Rotschild repräsentiert wird.¹⁵ Obwohl das Mobilisierungsmodell auch die sozialen Umstände (und weniger die natürlichen Impulse) für die Entwicklungsbasis der Ethnizität hält, so konzentriert es sich doch nicht nur auf die Wirkungen menschlicher Handlungen, die aus diesen Bedingungen herrühren, sondern auch auf diese Handlungen selbst.

In diesem Ansatz wird Ethnizität als ein Wirkungsmechanismus für die Verfolgung ökonomischer und politischer Interessen einer bestimmten Gruppe gesehen, und zwar normalerweise in Situationen von Ressourcenkonkurrenz mit anderen Gruppen. Infolge dieser starken Betonung der Ressourcenkonkurrenz – sowohl in der „vertikalen“ Richtung zwischen einer ethnischen Gruppe und den gesellschaftlich dominanten ökonomischen wie politischen Institutionen als auch in der „horizontalen“ Richtung zwischen sozialen Gruppen – werden den Machtbeziehungen in beiden Dimensionen eine zentrale Bedeutung eingeräumt.

Ein weiterer Ansatz innerhalb derselben Rubrik situationaler Interpretationen mißt der menschlichen Handlungskapazität eine stärker autonome und damit kausal bedeutsame Rolle für die Entstehung und Entwicklung von Ethnizität zu. Diese Sichtweise, die durch Herbert Gans, William Douglass und Stanford Lyman, Philip Gleason, Mary Waters und Susan Emley Keefe

14 W. Yancey u.a., *Emergent Ethnicity: A Review and Reformulation*, in: *American Sociological Review* 41 (1976), S. 391-402; S. Steinberg, *The Ethnic Myth: Race, Ethnicity and Class in America*, Boston 1981.

15 M. Hechter u.a., *A Theory of Ethnic Collective Action*, in: *International Migration Review* 16 (1982), S. 412-434; S. Olzak, *Contemporary Ethnic Mobilization*, in: *Annual Review of Sociology* 9 (1983), S. 355-374; A. Cohen, *Urban Ethnicity*, London 1974; R. Bates, *Ethnicity in Contemporary Africa*, Syracuse 1973; J. Rotschild, *Ethnopolitics: A Conceptual Framework*, New York 1983. Vgl. auch N. Glazer/D. Moynihan, *Beyond the Melting Pot* (Anm. 9); C. Enloe, *The Growth of the State and Ethnic Mobilization: The Role of Ethnic Ties*, in: *American Journal of Sociology* 87 (1981), S. 133-149; E. Leifer, *Competing Models of Political Mobilization: The Role of Ethnic Ties*, in: *American Journal of Sociology* 87 (1981), S. 23-48; F. Nielsen, *Toward a Theory of Ethnic Solidarity in Modern Societies*, in: *American Sociological Review* 50 (1985), S. 133-149; P. Brass, *Ethnic Groups and the State*, London 1985; L. Despres (Hrsg.), *Ethnicity and Resource Competition in Plural Societies*, The Hague 1975; und F. Henry (Hrsg.), *Ethnicity in the Americas*, The Hague 1976, Introduction, S. 1-7.

repräsentiert wird,¹⁶ wurde als „optionale“ oder „verhandelte“ Ethnizität bezeichnet. In ihr wird die Entwicklung ethnischer Identität und Gruppensolidarität als Ergebnis von – in bestimmten sozialen Umständen getroffenen – individuellen und kollektiven Wahlhandlungen für affektive und/oder instrumentelle Zwecke gesehen.

Die schließlich einsetzende Sterilität zwischen der primordialistischen und situationalen Interpretation, aber auch die zunehmende Überzeugung, daß „reine“ Manifestationen dieser gegensätzlichen Typen von Ethnizität, wenn überhaupt, nur in einer geringen Anzahl von Fällen vorkommen, veranlaßte eine Reihe von Wissenschaftlern dazu, eine Versöhnung zwischen beiden Ansätzen zu versuchen. Ein überzeugender Vorschlag, Ethnizität als „Kombination von Interesse und affektiver Bindung“ und deren komplexe Interaktionen zu analysieren, wurde von Daniel Bell, Ernest Burgess, Arnold Epstein, Peter Kivisto, James McKay und George Scott entwickelt.¹⁷ Eine solche Synthese würde, so die Argumentation ihrer Vertreter, eine „dialektische“ Interpretation des „variablen“ ethnischen Phänomens in kantingsten historischen Kontexten erlauben. Ein weiterer, kürzlich von G. Carter Bentley entwickelter, kombinatorischer Ansatz der „Ethnizität als Praxis“¹⁸ benutzt Ideen Pierre Bourdieus, und zwar dessen Konzept des Habitus und die damit gemeinte Orientierung auf soziales Handeln, um das Zusammenreffen von Affekt und Interesse in dem Phänomen der Ethnizität zu erklären.

Die gegenwärtige Faszination der Sozialwissenschaften für die post-strukturalistische literarische Analyse stellt auch den letzten Modesehrei in den ethnischen Studien dar. „Gezähmt“ durch die Einbeziehung zweier sozialhistorischer Klassiker, Benedict Andersons „Imagined Communities“ und

16 H. Gans, *Symbolic Ethnicity: The Future of Ethnic Groups and Culture in America*, in: dcrs. u.a. (Hrsg.), *On the Making of Americans: Essays in Honor of David Riesman*, Philadelphia 1979; W. Douglass/S. Lyman, *L'ethnie: structure, processus, et saillance*, in: *Cahiers Internationales de Sociologie* 61 (1976); Ph. Gleason, *Identifying Ethnicity: A Semantic History*, in: *Journal of American History* 69 (1983); M. Waters, *Ethnic Options. Choosing Identities in America*, Berkeley 1990; S. E. Keefe (Hrsg.), *Negotiating Ethnicity: The Impact of Anthropological Theory and Practice*, American Anthropological Association: NAPA Bulletin 8, 1989.

17 D. Bell, *Ethnicity and Social Change*, in: N. Glazer/D. Moynihan (Hrsg.), *Ethnicity* (Anm. 10), S. 141-174; E. Burgess, *The Resurgence of Ethnicity: Myth or Reality*, in: *Ethnic and Racial Studies* 1 (1976), S. 265-286; A. Epstein, *Ethos and Identity*, London 1978; P. Kivisto, *The Ethnic Enigma* (Anm. 1); J. McKay, *An Exploratory Synthesis of Primordial and Mobilizationist Approaches to Ethnic Phenomena*, in: *Ethnic and Racial Studies* 5 (1982), S. 395-420; G. Scott, *A Resynthesis of the Primordial and Circumstantial Approaches to Ethnic Group Solidarity: Towards an Explanatory Model*, in *Ethnic and Racial Studies* 13 (1990), S. 147-171.

18 G. C. Bentley, *Ethnicity and Practice*, in: *Comparative Studies in Society and History* 29 (1987), S. 24-55; vgl. auch K. Yelvington, *Ethnicity as Practice? A Comment on Bentley*, in: *Comparative Studies in Society and History* 33 (1991), S. 158-168.

Eric Hobsbawms „Invention of Tradition“,¹⁹ behandelt dieser Ansatz Ethnizität und deren Komponenten wie gemeinsame Herkunft, Geschichte und wahrgenommene Interessen als kulturelle Konstrukte und in einer radikalisierten Version als „reine“ Rhetorik. Hier stellen Werner Sollors' „Invention of Ethnicity“ und Eugen Roosens „Creating Ethnicity. The Process of Ethnogenesis“ die bis heute einflußreichsten theoretischen Entwicklungen dieser Position dar.²⁰

Der konstruktivistische Ansatz konzentriert sich auf die Produktion von Ethnizität, und zwar insbesondere auf die Rolle der Sprache in diesem Prozeß. Dabei werden ethnische Identität und Gruppensolidarität durch „Dekonstruktion“ erklärt, d.h. durch die Aufdeckung narrativer Strategien und der darin enthaltenen Machtspiele, die in der Herstellung solcher Affinitäten angewandt werden. Im Unterschied zu dem primordialistischen und dem instrumentalistischen Modell benutzt der konstruktivistische Ansatz Ethnizität nicht als erklärende Kategorie für andere Phänomene, sondern als etwas, was selbst der Erklärung bedarf. In der gemäßigten Version dieser Sichtweise – einer Version, die die Relevanz historischer Kontexte, in der diese Konstruktion stattfindet, anerkennt – wird die Analyse der Produktion von Ethnizität in Begriffen des Einflusses durch Milieus vorgenommen, in denen sie geschaffen, bewahrt, in Frage gestellt und rekonstruiert wird.

II.

Die Modelle, die nur von einem einzigen kausalen Prinzip der Ethnizität ausgehen, ob nun von der Primordialität, den Interessenlagen oder den externen Umständen, sind offensichtlich wenig überzeugend und wurden so auch in den ethnischen Studien wirksam kritisiert. Mehr versprach dagegen der kombiniert-dialektische Ansatz, doch sind auch hier die vorhandenen Vorschläge theoretisch nur ungenügend oder unbefriedigend entwickelt. Von den drei synthetischen Interpretationen, die am weitesten von James McKay, G. Carter Bentley und George Scotts entfaltet wurden,²¹ schlägt die erste ein „scattergram“ bzw. eine empirische „Matrix“ auf einem primordial-situationalen Kontinuum vor; die zweite reformuliert Bourdieus Modell des

19 B. Anderson, *Imagined Communities: Reflections on the Origin and Spread of Nationalism*, London 1983 (Deutsch vgl.: *Die Erfindung der Nation*, Frankfurt a. M. 1993); E. Hobsbawm, *The Invention of Tradition*, Cambridge 1983.

20 W. Sollors, *The Invention of Ethnicity* (Anm. 4); E. Roosens, *Creating Ethnicity: The Process of Ethnogenesis*, Newbury Park 1989. Vgl. auch L. Vail (Hrsg.), *The Creation of Tribalism in Southern Africa*, Berkeley 1989; K. Conzen u.a., *The Invention of Ethnicity: A Perspective from the U.S.A.*, in: *Journal of American Ethnic History* 12 (1) 1992, S. 3-41. Im Unterschied zu Sollors' „Invention of Ethnicity“ ist sein früheres Buch: *Beyond Ethnicity. Consent and Descent in American Culture*, New York 1986, in dem er Ethnizität als Spannungsverhältnis zwischen Abstammung (als durch Blut und Natur bestimmte „substanzielle“ Beziehungen) und Konsens (als rechtliche Beziehungen) behandelt, noch nicht durch die theoretischen Debatten in den ethnischen Studien beeinflusst, und aus diesem Grund habe ich es aus dieser Übersicht herausgelassen.

21 Vgl. Anm. 17 und 18.

„übersozialisierten“ Individuums, das mechanisch denselben Satz (ethnischer) sozialer Beziehungen reproduziert; und die dritte geht zunächst von der historischen Komplexität aus, endet dann aber mit der Vorstellung eines monokausalen universellen Modells der Entstehung und Fluktuation ethnischer Identität und Gruppensolidarität (die einzige Ursache ist dabei die „externe Opposition“ – eine These allerdings, die historisch leicht widerlegt werden kann). In dem eng verwandten Gebiet der (Im)Migrationsstudien versuchen Jon Goss und Bruce Lindquist²², den Gegensatz zwischen dem strukturell-situationalen und dem sozialen Handlungsansatz mit Hilfe des Strukturmodells von Anthony Giddens²³ zu überwinden, in dem soziale Netzwerke als die intermediäre Ebene, die die gegenseitigen Einflüsse der Akteure aufeinander artikuliert, fungiert.²⁴ Doch wie das Modell, auf das sich Goss und Lindquist stützen, berücksichtigen sie nur ungenügend die Rolle der symbolischen Kultur als einem Artikulationsmedium von Makro-Mikro-Interaktionen und als einer Wandlungsagentur gegebener Sozialstrukturen.

Ich schlage nun die Konzeptualisierung von Ethnizität als einer doppelten Struktur vor. Dabei folge ich der jüngsten Konzeptualisierung durch William Sewell²⁵, die ein theoretisch umfassenderes Konzept liefert und zugleich für vergleichende historisch-soziologische Analysen besser als die oben erwähnten Interpretationsmodelle geeignet ist. „Ausgehend von einer Kritik und Reformulierung des Begriffs der Dualität von Struktur bei Anthony Giddens und des Begriffs des Habitus bei Pierre Bourdieu“ hat Sewell in seinen eigenen Worten „eine Strukturtheorie entwickelt, die die menschliche Handlungskapazität sozialer Akteure wiederherstellt, die Möglichkeit des Wandels in das Strukturkonzept hineinnimmt und die Kluft zwischen semiotischen und materiellen Fassungen von Struktur überwindet.“²⁶ Sewells Theorie – in Anbetracht ihrer Anerkennung der inhärenten Variabilität und Unterdeterminierung sozialer Muster und ihres konsistenten Historismus ist sie eher ein theoretischer Bezugsrahmen als eine Theorie im kon-

22 J. Goss/B. Lindquist, Conceptualizing International Migration: A Structuration Perspective, in: *International Migration Review* 29 (1995), S. 317-351.

23 A. Giddens, *A Contemporary Critique of Historical Materialism*, vol. 1: Power, Property and the State, London 1981; ders., *The Constitution of Society*, Berkeley 1984 (Deutsch vgl.: *Die Konstitution der Gesellschaft*, Frankfurt a. M. 1988); ders., *New Rules of Sociological Method*, London 1976 (Deutsch vgl.: *Interpretative Soziologie*, Frankfurt a. M. 1984).

24 Für ähnliche, allerdings theoretisch kaum entwickelte Vorschläge vgl. C. Wood, Equilibrium and Historical-Structural Perspectives on Migration, in: *International Migration Review* 16 (1982), S. 298-319; D. Massey u.a., *The Social and Economic Origins of Migration: A Review and Appraisal*, in: *Population and Development Review* 3 (1990), S. 431-466; S. Chant, *A Framework for the Analysis of Gender-Selective Migration*, in: dies. (Hrsg.), *Gender and Migration in Developing Countries*, New York 1992, S. 197-206.

25 W. Sewell, Jr., *A Theory of Structure: Duality, Agency, and Transformation*, in: *American Journal of Sociology* 98 (1992), S. 1-29.

26 Ebenda, S. 1.

ventionellen Sinne – erfüllt sehr gut die methodologischen Kriterien eines historisch-soziologischen Ansatzes. So faßt sie namentlich die duale Struktur als einen mehrgleisigen, kontingenten und „schmiegsamen“ Prozeß auf und wendet dabei kontext-gebundene und kombinatorische Methoden zu ihrer Analyse an.

Auch auf die Gefahr hin, eines soziologischen „Ethnozentrismus“ geziehen zu werden, spare ich hier einigen Raum in der Annahme, daß die Theorie von Giddens²⁷ im großen und ganzen den Sozialwissenschaftlern in der westlichen Welt bekannt ist und deshalb hier nicht weiter dargestellt werden muß. Ich werde auch nicht Sewells theoretisches Modell hinsichtlich seiner spezifischen kritischen Stoßrichtung und seiner Reformulierung dieser Theorie rekonstruieren, sondern werde sie nur in ihrer direkten Anwendung auf das Phänomen der Ethnizität darstellen und dabei die wichtigsten Innovationen dieses Modells gegenüber Giddens (und auch Bourdieu) betonen. Ich werde dann anschließend einige Anwendungsmöglichkeiten dieses Modells für die vergleichende historisch-soziologische Forschung vorschlagen.

Die zentrale Prämisse der Konzeptualisierung der Ethnizität als einer doppelten Struktur ist die Giddenssche Idee der „Dualität“ der Struktur im Sinne „sowohl des Mediums wie des Resultats von Praktiken [oder menschlichen Handlungen], die soziale Systeme konstituieren“²⁸ oder des gleichsinnigen Begriffs der Strukturierung als des Prozesses der Reziprozität zwischen Struktur und Handlungsvermögen in ihrer gegenseitigen Formung. Wie andere Strukturen, die die Praktiken von Menschen in verschiedenen Lebensbereichen formen, besteht auch die ethnische Struktur aus „virtuellen“ Schemata oder informellen praktischen Wissensformen, die Menschen zu Handlungen und zu „wirklichen“ Handlungsressourcen oder konkreten Instrumenten, die Gruppenmitglieder zur Verfolgung ihrer Zwecke mit Macht ausstatten, befähigt. Die Ressourcen, die den Mitgliedern einer ethnischen Gruppe zur Verfügung stehen, werden infolge gemeinsamer kultureller Schemata, die sie als solche erst definieren, als Ressourcen wahrgenommen und gebraucht. Umgekehrt, verlieren Schemata, die nicht durch Ressourcen mit Macht ausgestattet sind, ihren Wert als „sense pratique“. Aus diesem Grunde sind sowohl Ressourcen als auch Schemata in der gleichen Weise wie die Dualität von menschlichem Handlungsvermögen und Struktur in einer rekonstitutiven Reziprozität miteinander verbunden. (Die

27 A. Giddens, *A Contemporary Critique of Historical Materialism* (Anm. 23); ders., *The Constitution of Society* (Anm. 23); ders., *New Rules of Sociological Method* (Anm. 23); und ders., *Central Problems in Social Theory*, Berkeley 1979. Vgl. auch C. Bryant/D. Jary, *Giddens Theory of Structuration: A Critical Appreciation*, New York 1991. Siehe auch P. Bourdieu, *Outline of a Theory of Practice*, Cambridge 1977 (Deutsch vgl.: *Entwurf einer Theorie der Praxis*, Frankfurt a. M. 1979); ders., *Homo Academicus*, Paris 1984; ders., *The Logic of Practice*, Cambridge 1990; vgl. hierzu auch G. Calhoun/E. Li-Puma/M. Postone (Hrsg.), *Bourdieu. Critical Perspectives*, Chicago 1993.

28 Dieses Zitat stammt aus A. Giddens, *A Contemporary Critique of Historical Materialism* (Anm. 23), S. 27.

„interne“ Strukturierung der Struktur ist eine wichtige Verbesserung in Sewells Modell gegenüber der ziemlich unklaren Beziehung von „Regeln und Ressourcen“ in der Giddensschen Theorie.²⁹⁾ Dabei mag angemerkt werden, daß die Einbeziehung der kulturellen Schemata, die Akteure zur Mobilisierung von Ressourcen befähigt, in den Strukturbegriff die Struktur im Reich der Kultur verortet und dadurch die konventionelle soziologische Fassung von Struktur und Kultur als dichotome Entitäten vermeidet.

Die von ethnischen Gruppenmitgliedern geteilten Schemata sind wie alle anderen Schemata, die Menschen eine Orientierung in der Verfolgung ihrer Lebenszwecke geben, im Sinne eines intersubjektiv verfügbaren Repertoires grundlegender Orientierungshilfen „virtuell“, die – als aktualisierte allgemeine Handlungsprinzipien und -strategien³⁰ – auf konkrete Situationen angewandt werden. Dabei operieren diese Schemata auf verschiedenen Ebenen. Die grundlegendsten und am tiefsten verankerten Orientierungen – geformt durch die geteilte Lebenssituation und die in das kollektive Gedächtnis eingeprägte gemeinsame Geschichte der ethnischen Gruppenmitglieder – sind, um Hans Kohuts geeigneten Terminus zu verwenden, „erfahrungsnah“ oder in nicht-reflexiver Form gegeben. Sie schließen diese Schemata als nicht-reflexive Annahmen und Metaphern zum einen über den Sinn des Lebens und die menschliche Zweckbestimmung darin ein; zum andern über das Vertrauen (oder dessen Mangel) in ein grundsätzliches Lebensprojekt, das das Gute innerhalb der Welt will und die Grundlage für eine optimistische (oder pessimistische) Lebenshaltung darstellt; und schließlich über assoziative (innere und ähnliche) oder dissoziative (äußere und verschiedenartige) affektbesetzte Gestalten für das Ordnen der natürlichen und sozialen Umwelt.

Die Schemata auf der intermediären und halbbewußten Ebene schließen einerseits das Gefühl der Kontrolle über das eigene Schicksal oder umgekehrt des Fatalismus und der daraus folgenden Handlungsorientierungen ein; andererseits umfassen sie die gewohnten individualistischen oder kollektivistischen Strategien in der Verfolgung von Lebenszwecken, in der Artikulation von Körpersprachen und Emotionen oder in der Befolgung ästhetischer oder moralischer Konventionen. Die bewußten, also sich nahe an der Oberfläche bewegenden Schemata definieren die ganze Reichweite wertvoller Handlungszwecke und liefern die dazu entsprechenden Handlungsvorschriften.

Die am tiefsten sitzenden und zumindest einige der intermediären Schemata konstituieren den Habitus einer ethnischen Gruppe oder die sozial kon-

29 Ebenso ist Giddens' Voraussetzung der Strukturen als *virtuell* und zusammengesetzt aus Regeln und Ressourcen (die real sind) nach Sewell widersprüchlich. Hinsichtlich seiner Kritik des Giddensschen Begriffs der „virtuellen Strukturen“ und der Begründung für die Ersetzung der „Regeln“ durch „Schemata“ vgl. Sewell, *A Theory of Structure* (Anm. 25), S. 6-9.

30 A. Swidler, *Culture in Action: Symbols and Strategies*, in: *American Sociological Review* 51 (1986), S. 273-286.

struierte Primordialität. Als „ein erworbenes System generativer Schemata, das durch die Integration vergangener Erfahrungen [...] als eine Matrix von Wahrnehmungen, Wertschätzungen und Handlungen fungiert“³¹ ermöglicht der Habitus bzw. die primordiale Komponente der ethnischen Identität und Mitgliedschaft die Durchführung unbegrenzt verschiedenartiger Aufgaben, und zwar als ein Resultat seiner Übertragbarkeit auf „eine große und nicht völlig vorhersehbare Anzahl von Fällen außerhalb des Kontexts, worin sie ursprünglich gelernt wurden“³². (Sewells Interpretation unterscheidet sich hier deutlich von Bourdieus Theorie der Praxis, in der diese Übertragungen auf nur „ähnlich gestaltete Probleme“ eingeschränkt werden.)

Der ethnische Habitus (oder die ethnische Primordialität) ist in einem doppelten Sinne sozial konstruiert: einerseits durch seinen Erwerb im Prozeß der Gruppensozialisation und andererseits durch seine (Re-)Kreation mit Hilfe der in die Interaktion wie Kommunikation mit ethnischen Akteuren eingebetteten Symbol- und Verhaltenspraktiken. Als sozial konstruierte reflektieren diese Schemata, die den ethnischen Habitus bilden, Klassenzugehörigkeiten (sofern diese eine feste Struktur in der Gruppenexistenz haben), Geschlechterrollenzuweisungen und Machtbeziehungen. Sewells begriffliche Fassung des Habitus als Schemata konzeptualisiert diesen freilich als virtuell, klassen- und geschlechtslos. Und natürlich ist dabei auch, ohne daß er dies zu bemerken scheint, ein Machttransfer von Ressourcen zu Schemata in ihrer wechselseitigen Konstitution impliziert.

Die andere konstitutive Komponente der ethnischen Struktur, nämlich die Ressourcen, ist „real“; d.h. Ressourcen existieren in Raum und Zeit als spezifische Merkmale und Eigenschaften historischer Akteure, und gerade ihre Aktualisierung in Geist, Körper, menschlichen Sozialbeziehungen und den von ihnen kontrollierten physischen Umgebungen macht sie zu Ressourcen. Ressourcen können dabei menschlicher oder nicht-menschlicher Natur sein. Menschliche Ressourcen schließen einmal individuelle und kollektive Qualifikationen ethnischer Immigranten ein (und zwar insbesondere solche, die zu der sozioökonomischen Organisation der dominanten Gastgesellschaft „passen“). Zum anlernn umfassen sie (formelle und informelle) Kenntnisse über die Funktionsweise der Hauptgesellschaft und namentlich ihrer nationalen wie lokalen Gesetzes- und Statusordnungen; des weiteren Kontakte mit den Repräsentanten der dominanten ethnischen Kultur; und schließlich auch innerhalb der Gruppe tieferliegende sowie näher an der Oberfläche sich befindende Schemata, die auf konkrete Situationen, formal-institutionelle und informal-ethnische soziale Netzwerke, instrumentelle und expressive Zwecke sowie wirkliche ethnische Führungspersönlichkeiten praktisch angewandt werden.

Die Praxis gegenseitiger Hilfe innerhalb der Gruppe, die durch eine normative Vorschrift oder ein Schema ethnischer Solidarität unterstützt wird,

31 P. Bourdieu, *Outline of a Theory of Practice* (Anm. 27), S. 83.

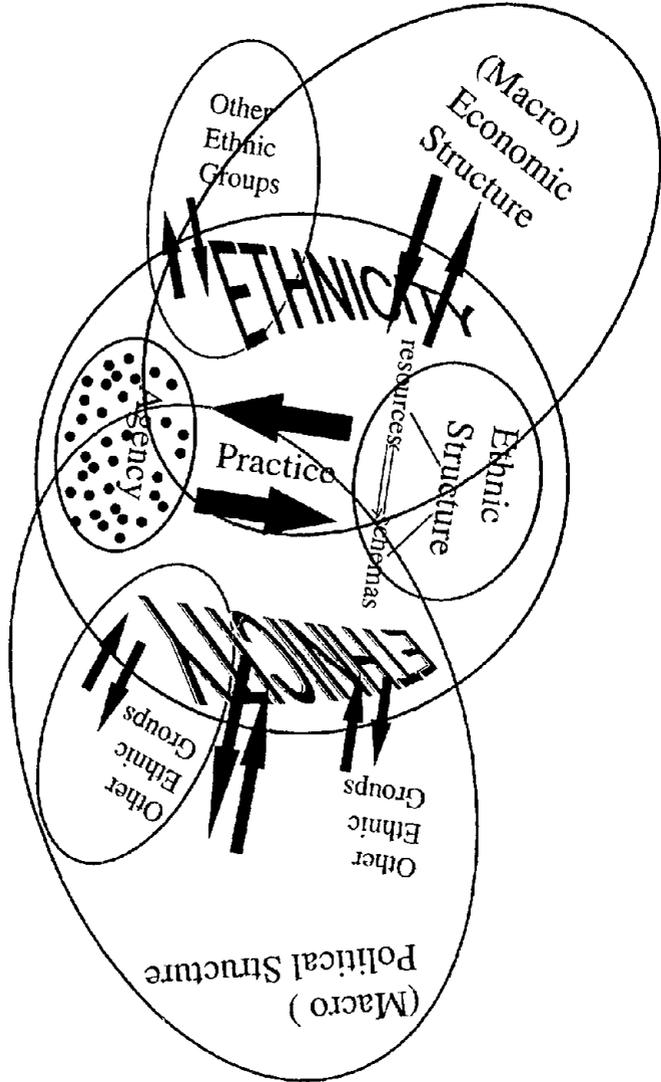
32 W. Sewell, *A Theory of Structure* (Anm. 25), S. 17.

kann auf öffentliche Aktionen hin mobilisiert werden und dadurch die wirksame Verfolgung ökonomischer und politischer Gruppeninteressen innerhalb der Öffentlichkeit der dominanten Gesellschaft erleichtern. Eine wirksam konstruierte und propagierte „öffentliche Erzählung“ der gemeinsamen Geschichte und Identität einer ethnischen Gruppe kann als eine Ressource sowohl für die interne Gruppenintegration als auch für die Selbstdarstellung gegenüber der Außenwelt dienen. Diese ist zugleich formbar und kann für eine wechselnde Öffentlichkeit, in Abhängigkeit von den jeweiligen Umständen, reformuliert und angepaßt werden. So wurden durch die Masseneinwanderung um die Jahrhundertwende aus Osteuropa nach Amerika Hunderttausende von übersiedelten Mitgliedern aus vorher festgefügt ethnoreligiösen Gemeinschaften entwurzelt und desintegriert; gleichzeitig führte dies zu wachsenden Ängsten innerhalb der dominanten angelsächsischen protestantischen Gruppe um die Assimilierbarkeit dieser „fremden Massen“. Und im Wissen um diesen Zusammenhang betonten etwa die heutigen jüdisch-amerikanischen Führer und Medien im gleichen Atemzug die Besonderheit und Einzigartigkeit des jüdischen Volks und seiner Geschichte, wenn sie ihre ethnischen Angehörigen aufrufen zusammenzustehen, und den der jüdischen Tradition innewohnenden Universalismus, wenn sie die amerikanische Gastgesellschaft adressieren.³³

Nicht-menschliche Ressourcen schließen sowohl organische als auch anorganische Gegenstände ein. In modernen Gesellschaften ist offenkundig das Kapital die allgemeinste nicht-menschliche Ressource (dabei hängen dessen Verwendungsweisen von den Wertschemata Würde, Status und Ästhetik ab). Ebenso sind eine materielle Infrastruktur, die einer ethnischen Gruppe kollektiv und individuell zur Verfügung steht, und eine entwickelte Kommunikationstechnologie (zuma! in der Gegenwart, in der ethnische Gruppen häufig einen translokalen Charakter haben) wichtige Ressourcen zur Gruppenintegration und Außendarstellung.

Alle ethnischen Gruppenmitglieder besitzen einige Ressourcen, die ihnen Kraft zum Handeln geben. Doch sind die Machtmittel, die ihnen zur Verfügung stehen, gewöhnlich zwischen den sozialen Strata und den individuellen Mitgliedern einer ethnischen Gruppe ungleich verteilt, und wandeln sich diese zudem von Zeitpunkt zu Zeitpunkt und von Ort zu Ort. So ist die Periode der transatlantischen Migration von Osteuropa nach Nordamerika ein Beispiel für die Zeit- und Raumabhängigkeit der handlungsermöglichenden Macht von Ressourcen. So war etwa das agrarische know-how der slawischen bäuerlichen Einwanderer in den großen urban-industriellen Zentren, wo die meisten von ihnen sich niederließen, nutzlos, aber in der kanadischen

33 Über die ethnische Gruppengeschichte als eine Gruppenressource s. E. Tonkin u.a. (Hrsg.), *History and Ethnicity*, London 1989; und K. Conzen u.a., *The Invention of Ethnicity* (Anm. 20). H. T. Eriksen, *Ethnicity and Nationalism* (Anm. 2), Kap. 4 und 5, gibt einen Überblick über anthropologische Studien zu solchen konstruktiven Verwendungen der Vergangenheit.



Provinz Manitoba oder in der US-amerikanischen Provinz Minnesota befähigte dieses Wissen jene Siedler, Kapital zu akkumulieren, das dann für ihre Kinder bessere Aufstiegsmöglichkeiten eröffnete. Oder achtzig Jahre später mußten die Mitglieder der unterdrückten polnischen Solidarnosc-Bewegung, die zur industriellen Arbeiterschaft gehörten und als politische Flüchtlinge in das postindustriell-vorstädtische Amerika kamen, die Erfahrung machen, daß ihre Berufsqualifikationen für ihre ökonomische Anpassung eher hinderlich als förderlich waren.

Die Verteilung der Ressourcen und ihres handlungsermöglichenden Machtpotentials – und zwar einer Macht sowohl zum Handeln und Entscheiden als auch über die Selbstdarstellungen der anderen ethnischen Gruppenmitglieder, ihres Entscheidungsvermögens und der Gebiete wie Grenzen ihrer Alltagspraktiken – unterscheiden sich, um die üblichsten Ursachen sozialer Ungleichheit zu nennen, je nach Klassen-, Geschlechter- und Generationenlagen innerhalb der ethnischen Gruppe. Dabei können entweder Klassenunterteilungen die ethnische Gruppe durchziehen (so repräsentieren etwa die heutigen chinesisch- und mexikanisch-amerikanischen Bevölkerungsgruppen die ganze Stufenleiter der sozialen Stratifikation der US-Gesellschaft) oder können ethnische und klassenmäßige Unterschiede über eine längere oder kürzere Zeitperiode zusammengehen und bilden dann in der Sprache der ethnischen Literatur eine Ethnoklasse [„ethclass“].³⁴ So waren etwa am Vorabend des Ersten Weltkriegs ungefähr neun Zehntel der fremdgeborenen slowakischen Amerikaner, also der ersten und zweiten Generation, immer noch Arbeiter, während ein ähnlicher Anteil von Schweiz-Amerikanern schon mittlere und höhere sozioökonomische Positionen erreicht hatten.

Die Geschlechterverhältnisse haben traditionell ebenfalls den Raum ethnischer Praktiken differenziert und frölich auch die Machtallokation von Ressourcen.³⁵ Frauen wird üblicherweise einerseits die Verantwortlichkeit für die biologische Reproduktion der Gruppe zugewiesen (eine fundamentale Aufgabe, die ihre Macht durch ihre „Naturalisierung“ und ihre Entfernung aus der Gruppenöffentlichkeit verliert). Andererseits wird ihnen auch die Rolle und die Ressourcen zur „Unterstützung“ der Männer bei ihrer Beschaffung des ökonomischen Lebensunterhalts für die Familienmitglieder der ethnischen Gruppe übertragen; und zudem wird ihnen der privatpersönliche Bereich zur Aufrechterhaltung der ethnischen Traditionen und Praktiken zugewiesen (siehe weiter unten zur Macht von Frauen, die ethnischen Muster zu transformieren).

34 M. Gordon, *Assimilation in American Life*, New York 1964; vgl. auch T. Shibusani/K. M. Kwan, *Ethnic Stratification: A Comparative Approach*, New York 1965.

35 Über ethnische Geschlechterverhältnisse und geschlechterspezifische Ethnizität s. F. K. Wyche/F. Crosby (Hrsg.), *Women's Ethnicities*, Boulder 1996; F. Wilson/B. F. Frederiksen (Hrsg.), *Ethnicity, Gender and the Subversion of Nationalism*, London 1995; V. Sapir, *Engendering Cultural Differences*, in: C. Young (Hrsg.), *The Rising Tide of Cultural Pluralism. The Nation-State at Bay?*, Madison 1993, S. 36-54.

Männer üben demgegenüber die Rolle des Familienoberhaupts und Haupternährers aus, verfügen über die dazu angemessenen Ressourcen wie die darauf gründende Macht und handeln als ethnische Gruppenführer, die für öffentliche Diskurse und Rituale, die die Ethnizität innerhalb der Gruppe und in ihrer Darstellung nach außen (re)konstituieren, verantwortlich sind. Die Koppelung von Mittelklassenstatus und männlichem Geschlecht verbessert den Zugang zu machtgenerierenden Ressourcen innerhalb und außerhalb der ethnischen Gruppe erheblich. Doch kann es geschehen, daß die Ressourcen, die die Führungsstellung innerhalb der ethnischen Gemeinschaft ermöglichen, im Umgang mit der Außenwelt, also der dominanten Gesellschaft, hinderlich sind. Dies geschieht etwa, wenn ein orthodoxer Rabbiner oder eine Gruppe talmudischer Gelehrter durch ihr religiös-rechtliches Wissen innerhalb der ethnischen Gruppe an Macht gewinnen, aber durch ihr eigenes „Anderssein“ wie auch das ihrer Ressource im Kontakt mit nicht-jüdischen Amerikanern und den gesellschaftlichen Institutionen an Macht verlieren.

Die Frage der Ethnogenese spielte eine zentrale Rolle in den primordialistischen, situationalistischen und konstruktivistischen Debatten über das „Wesen“ (sprich: die Ursprünge) der Ethnizität. Die zwei Grundprämissen des Modells der dualen Struktur: die eine, die die Strukturierung als einen Entwicklungsprozeß auffaßt, und die andere, die die Pluralität und die Überschneidung von Strukturen als (Re-)Konstitutionsprozeß durch Alltagspraktiken konzeptualisiert, formulierten die Diskussionen über die Ursprünge und dadurch auch über die Kontinuität der Ethnizität vom ursprünglichen „Sein“ und aktuellen „Tun“ in ein kontinuierliches „Werden“ um. Auf diese Weise gefaßt, macht die Antwort auf die Frage nach der Entstehung und Entwicklung der ethnischen Gruppe eine Spezifikation der zehlichen Sequenzen kausaler Konfigurationen von Ereignissen, Handlungen und Umständen nötig, die auf beiden Seiten des Werdens einer gemeinsamen ethnischen Identität, Kultur und Sozialorganisation: also des Handlungsvermögens und der Strukturen beteiligt sind – und zwar eine Spezifikation aller derjenigen Strukturen, von denen die sachkundigen Forscher eine Beteiligung an diesem Prozeß realistisch annehmen können. Gewiß würde eine solche Rekonstruktion, soll sie ernsthaft durchgeführt werden, erheblich mehr Raum, als er in diesem Artikel vorhanden ist, erfordern.³⁶ Ich spezifiziere deshalb nur die allgemeinen gruppenexternen wie -internen Bedingungen, die über eine Zeitspanne zur Auslösung ethnischer Strukturierungsprozesse kontinuierlich gegeben sein und in Bewegung gehalten werden müssen, nachdem einmal die ethnischen Praktiken, die Gruppenschemata vergegenständlichen und Ressourcen anwenden, „Wurzeln geschlagen haben“.

36 Vgl. die umfangreichen Arbeiten zur Genese von Ethnationen von H. Kohn, *The Idea of Nationalism*, New York 1960; E. Gellner, *Nations and Nationalism*, Oxford 1983 (Deutsch vgl.: *Nationalismus und Moderne*, Berlin 1991); A. Smith, *The Ethnic Origins of Nations* (Anm. 2) oder L. Greenfeld, *Nationalism* (Anm. 2).

Hinsichtlich der sozialen Umgebung einer entstehenden ethnischen Gruppe schließen solche kontinuierliche Bedingungen zuallererst die Präsenz von Menschen voraus, die sich einmal in Sprache, kulturellen Bräuchen und Ritualen von dieser unterscheiden, und die zum andern dissoziative Zuschreibungen über diese als „Andere“ machen oder in der Sicht der Gruppe zu machen glauben und die sie deshalb von ihren Praktiken ausschließen. Eine so anerkannte, ob nun nahe oder entfernte Präsenz solcher „Anderen“ mobilisiert – und zwar um so schneller und wirksamer, je stärker sie als Bedrohung, Ausbeutung oder Übermacht gesehen wird – sowohl die Errichtung von Grenzen seitens der entstehenden ethnischen Gruppe als auch die Konstruktion einer Geschichte, in der „sie“ in ähnlichen dissoziativen Begriffen, und zumeist mit negativen kollektiven Zuschreibungen, im Kontrast zu den positiven Begriffen von „uns“ gezeichnet werden.

Wenn sich eine solche Gegenüberstellung beider („wir“- und „ihr“-) Gruppen gegeneinander sich in der Zeit fortsetzt, werden die „konstruierten“ Gruppengrenzen und die assoziativ-dissoziativen Zuschreibungen über „uns“ und „sie“ zu Komponenten einer gemeinsamen ethnischen Identität. Die beständigen Vorurteile und Ausschlußpraktiken im öffentlich-politischen Leben durch diejenigen Gruppen, die in der weiteren Gesellschaft die herrschenden ökonomischen, politischen und kulturellen Positionen innehaben; dazu die damit häufig verbundenen, entweder offen geäußerten oder still geteilten Wahrnehmungen ihrer kulturellen Superiorität über die ethnisch „Anderen“; und/oder die beständige Konkurrenz um ökonomische, politische und kulturelle Ressourcen zwischen sich unterlegen fühlenden Gruppen – alles dies erhält fast immer oder verstärkt sogar die ethnische duale Struktur. Unter „Verstärken“ verstehe ich dabei die Voranstellung der ethnischen Identität gegenüber anderen Strukturen in Handlungsorientierungen; so verstärkt vor allem in stärker traditionellen sozialen Milieus die Ausschlußerfahrung von der weiteren Gesellschaft eher die ethnische Identität von Männern als diejenige von Frauen, die durch die habituellen Praktiken von ihrer frühen Kindheit an eher introvertiert gehalten werden.

Begrenzte soziale Interaktionen zwischen ethnischen Gruppen, insbesondere solche in informell-persönlichen Kontexten, tendieren dazu, ähnliche Konsequenzen zu haben (wenn sie nicht im Kontext eingewurzelter Ungleichheiten zwischen den betreffenden Gruppen geschehen, wie etwa im verbreiteten Fall der slawischen Dienstmädchen aus der Arbeiterschaft in Haushalten der amerikanischen Mittelklasse Anfang des 20. Jahrhunderts).

Die materielle Umgebung und die wirtschaftlichen Zielsetzungen seitens der zukünftigen ethnischen Gruppenmitglieder führt zur Entwicklung spezifischer Umgangsressourcen [coping resources] einschließlich kollektiver Wissensformen und gemeinsamer Handlungsstrategien, die – sofern sie kontinuierlich angewandt werden – bei den betreffenden Bevölkerungen und ihren Untergruppen die von ihnen gehaltenen Wahrnehmungsschemata einerseits strukturieren und andererseits durch sie strukturiert werden. Falls es

nicht zu starken Gegenströmungen durch folgenreiche Ereignisse kommt (etwa im Falle eines Krieges, in dem unterschiedliche ethnische Gruppenmitglieder auf der Seite der größeren Hauptgesellschaft stehen), werden schon entstandene ethnische Identitäten und Praktiken allgemein dadurch aufrechterhalten, daß die Ökonomien von dominanter Gesellschaft und ethnischen Gruppe nicht übereinstimmen: also durch eine Diskrepanz zwischen der Nachfrage der Hauptökonomie und den von der ethnischen Gruppe angebotenen Qualifikationen (etwa den Hmong-Einwanderern [Flüchtlingen aus Laos] in den heutigen USA); oder durch die begrenzten Möglichkeiten ihrer Inkorporation in die allgemeine Ökonomie (wie etwa bei einem Großteil der heutigen mexikanischen Amerikaner); oder durch ihre Einschließung in eine ethnische Wirtschaftsnische (etwa bei den japanischen Amerikanern an der Westküste im Zweiten Weltkrieg oder den heutigen Kubanern in Miami).

Auf der Seite einer entstehenden und sich entwickelnden ethnischen Gruppe würden notwendige Bedingungen ihrer Kontinuität einmal eine ausreichende Zahl von Menschen samt Kindern sein, die die ethnischen Strukturen, Schemata und Ressourcen auch in die Zukunft „weiterzutragen“ gewillt sind; zum andern eine gemeinsame Sprache (die sich in den nachfolgenden Generationen normalerweise auf wenige Wörter, die freilich als wichtiges Erkennungsmerkmal dienen, reduziert); dann gemeinsame Sitten sowie Aktivitäten und öffentlich weiter entwickelte kollektive „res gestae“ oder Erzählungen über die geschichtliche Vergangenheit, die neben den erwähnten dissoziativen Repräsentationen des „Wir“ und der „Anderen“ auch wertorientierte Geschichten der Gruppenheiligen und -helden enthalten; sodann Vorschriften für ein gutes Leben und Volksweisheiten; des weiteren gemeinsame Interessen und Ressourcen (materiell-ökonomische, politische, etc.); und schließlich regelmäßige soziale Interaktionen.

Wichtig sind dabei als Binnen- und Umweltressourcen, die zur kontinuierlichen ethnischen Strukturierung beitragen, vor allem ethnische, organisatorische wie kommunikative Netzwerke und einige Individuen, die von den anderen als ihre Führer und Repräsentanten angesehen werden. (Sogenannte „totale“ und „vollständige“ ethnische Gruppen würden für fast alle Bedürfnisse ihrer Mitglieder sorgen; so kamen etwa die deutsche Gemeinschaft im Milwaukee des 19. Jahrhunderts und die jüdische Gemeinschaft im New York der Zwischenkriegszeit diesem Idealtypus wohl am nächsten.³⁷)

Während eine territoriale Konzentration und eine einigermaßen vorhandene Wohnungsstabilität einer solchen Bevölkerungsgruppe sowohl in der Vergangenheit als auch an vielen Orten der heutigen Welt nach wie vor eine *conditio sine qua non* für die Auslösung und Fortdauer einer ethnischen Strukturierung darstellen, ist diese Voraussetzung in den Regionen mit leich-

37 S. jeweils K. Conzen, *Immigrant Milwaukee, 1836–1860. Accommodation and Community in a Frontier City*, Cambridge 1976 und D. D. Moore, *At Home in America. Second Generation New York Jews*, New York 1981.

ter Zugänglichkeit und entwickelten Kommunikations- und Transportsystemen nicht mehr gegeben. Ein gutes Beispiel hierfür ist in den Vereinigten Staaten der achtziger Jahre die Entwicklung der „Hispanics“ als einer übergreifenden ethnischen, Identität und Interessen verbindenden Megagruppe, die sich aus verschiedenen lateinamerikanischen Bevölkerungsgruppen zusammensetzt. In bewußter Form als ein öffentlicher Gruppendiskurs durch lateinamerikanische Medien, politische Aktivitäten und Erziehungsprogramme in öffentlichen Universitäten und Schulen „konstruiert“, wird jetzt die hispanische ethnische Identität offensichtlich zu einem Habitus für eine große Anzahl Jugendlicher der zweiten Generation, die nun schon in ihre symbolischen Identitäten und Praktiken hineinsozialisiert werden.³⁸ Doch da der hispanischen Identität zugleich Ansprüche auf territoriale und politische Unabhängigkeit und die Ideologie des Vaterlands fehlen, stellt sie eine Minderheit in einer pluralen Gesellschaft und nicht einen Ethnonationalismus dar.

Das Modell von Giddens ist auf den theoretischen Primat der kontinuierlichen gegenseitigen Rekonstruktion der Komponenten des Prozesses der Strukturierung fixiert. Dieses Modell (aber auch das von Bourdieu) läßt das transformative Potential dieses Prozesses aufgrund der Annahme der vollkommenen Homologie von Praxis und Struktur entweder unspezifiziert oder gänzlich unberücksichtigt. Dagegen ist Sewells Versuch erfolgreich, die duale Struktur zu öffnen und zu dynamisieren, indem er alle ihre Elemente: die Handlungsorientierungen und -strukturen sowie die darin enthaltenen Schemata und Ressourcen mit einem bedeutsamen transformativen Potential ausstattet. Aus der Sicht der historischen Soziologie ist dies die wichtigste Attraktion seines reformulierten Modells. Für die Zwecke dieses Beitrags ist es dabei ebenso wichtig, daß die Analyse der Sequenz(en) der Transformation sozialer Systeme auf der Makro- und Mikroebene die Hauptform des historisch-soziologischen Vergleichs, nämlich die „eines Falles mit sich selbst in der Zeit“ darstellt.

Durch die Verwendung von Schemata und Ressourcen in ihren Alltagspraktiken kreieren und rekreieren soziale Akteure verschiedene Strukturen bzw. Aspekte ihres sozialen Lebens. Doch dieser Reproduktionsprozeß verläuft niemals in idealer Form. Der Argumentation Sewells zufolge ist ein hoch generalisiertes Handlungsvermögen für das Wollen, Auskundschaften und schöpferische Handeln allen Menschen inhärent; doch sind dessen konkrete Formen und „Inhalte“ durch eine Reihe von spezifischen kulturellen Schemata und Ressourcen geprägt, die handelnden Menschen in zeit- und raumbegrenzten Milieus zur Verfügung stehen. Das Handlungsvermögen entspringt aus dem Wissen der Schemata und der Kontrolle von Ressourcen seitens der Akteure, d.h. deren Fähigkeit, diese Instrumente auf neue Situa-

38 Dies scheint jedenfalls aus den Interview-Daten hervorzugehen, die gegenwärtig durch eine meiner graduierten Studentinnen am Sociology Department der University of Pennsylvania gesammelt werden.

tionen anzuwenden. Neue Situationen wiederum befähigen die Akteure, die Schemata zu reinterpretieren und die Ressourcen zu reorganisieren. In dem Maße folglich, wie soziale Akteure Umgangsformen mit der Welt entwickeln, entstehen „eine Menge von Gedanken, Wahrnehmungen und Handlungen, die nicht mit der Reproduktion der existierenden sozialen Muster übereinstimmen.“³⁹

Die Verpflanzung von (Im-) Migranten vom alten zum neuen Land, bzw. innerhalb einer ethnischen Gruppe der sozioökonomische Aufstieg ihrer Mitglieder in der neuen soziokulturellen Umgebung, mobilisiert in den meisten Menschen ein solches schöpferisches Potential und „übersetzt“ dieses in Handeln. Allgemeine Lebensanschauungen oder handlungsorientierende Schemata bzw. Habitusformen, die von den ethnischen Gruppenmitgliedern geteilt werden, können zudem deren Kreativität einerseits befördern und andererseits auch begrenzen. So bewegte etwa bei den um die Jahrhundertwende nach Amerika gebrachten ruthenischen Bauern die Vorstellung der Menschen in der Welt „als im Gleichklang mit den Wellen des Meeres auf- und abschwingend“ dazu, die Nöte des Lebens primär als eine „dahinströmende“ Begebenheit oder Bedingung, der man sich fügsam unterwirft, zu erfahren.

In der stärker aktivistischen Weltanschauung osteuropäischer Juden, die sich auf eine grundsätzliche, normativ sanktionierte „Bejahung des Lebens durch das Herz“ stützte, wurden die Unsicherheiten und Mißgeschicke des Lebens auch als eine Herausforderung gesehen, die es halbwegs zu meistern galt. Diese praktische Orientierung gab den jüdischen Immigranten einen zusätzlichen Ansporn, den die Ruthenen nicht besaßen. Zeitweilig sich fügend, wenn sie keine Möglichkeiten sahen, eine schlechte Wendung der Ereignisse umzukehren, blieben Juden auf eine Chance wachsam, mobilisierten bereitwillig ihre Ressourcen und handelten in Richtung auf eine Verbesserung, wenn immer diese möglich schien.⁴⁰ Ernest Gellner unterscheidet zwei kognitive Orientierungsformen: einerseits die relativierende und kontingente Weise, menschliche Angelegenheiten und die sie umgebende Welt zu repräsentieren, die er „das variable kognitive Kapital“ nennt, und andererseits der fixierte Typus, der „durch starre Begriffe und eingegrabene mentale Gewohnheiten charakterisiert ist.“⁴¹ Obwohl er die variable Form dem modernen Denken und den fixierten Typus dem traditionellen Denken zuweist, ist doch die Existenz beider Denkweisen in ethnokulturellen Gruppen sowohl in der modernen wie der prämodernen Welt nachgewiesen; damals wie heute dürfte also das „variable kognitive Kapital“ als Teil des gemeinsamen Gruppenhabitus allgemein das schöpferische Potential ihres Trägers verstärken, Situationen zu verändern.

39 W. Sewell, *A Theory of Structure* (Anm. 25), S. 15.

40 E. Morawska, *Insecure Prosperity: Jews in Small-town Industrial America, 1890–1940*, Princeton 1996.

41 E. Gellner, *Relativism and the Social Sciences*, Cambridge 1985, S. 77f. und 81f.

Wie viel Handlungsmacht Individuen aus ihren ethnischen Schemata und Ressourcen ableiten können, hängt freilich von dem ermöglichenden oder begrenzenden Charakter anderer Makro- und Mikrostrukturen ab: von der Dynamik oder der Stagnation der Wirtschaft, einem offenen oder ethnisch-askriptiven Arbeitsmarkt, dem politisch-zivilen Pluralismus oder der Exklusivität der weiteren Gesellschaft, sowie dem Parochialismus oder dem Kosmopolitismus der dominanten Kultur. Innerhalb dieser sich überschneidenden Rahmenbedingungen sind die Handlungsmacht und das transformative Potential der Individuen zudem durch klassen-, alters- und generationspezifische Schemata und Ressourcen reguliert. Aber wenn „genügend innovative Menschen oder auch nur wenige ausreichend mächtige Personen auf innovative Weise handeln, können ihre Handlungen die Transformation derselben Strukturen zur Folge haben, die ihnen die Handlungskapazität verlieh“⁴². Auch die sozial schwächeren Akteure sind in der Lage, strukturelle Transformationen zu initiieren, wie etwa Frauen, die – innerhalb des ethnischen Kontexts – die Macht haben, innerhalb „ihrer“ kulturell definierten Sphäre zu handeln. Aber wenn sie dort innovativ werden, transformieren sie durch solche Innovationen – gewöhnlich über deren langfristige Ausweitung – diese Sphären und dadurch das gesamte geschlechtergeteilte soziale Feld, dessen Transformation die weiblichen Innovateure ihrerseits wiederum mit Macht ausstattet und so die doppelte ethnische Struktur restrukturiert.

Generationenspezifische Ressourcen wie etwa die unmittelbare persönliche Vertrautheit mit den Schemata der dominanten Gesellschaft oder der bessere Zugang zu den äußeren Ressourcen, wie sie gewöhnlich durch eine extensivere oder intensivere Partizipation in den übergreifenden sozio-ökonomischen und kulturellen Praktiken erworben werden, befähigt die Kinder und Kindeskiner der Einwanderer, als „Übersetzer“ der Belange und als Vermittler der Ansprüche ihrer ethnischen Gruppe gegenüber der dominanten Gesellschaft zu fungieren. Aber ihre gegenüber den Einwanderern normalerweise geringere Kenntnis und ihre größere identifikatorische Distanz gegenüber der ethnischen Gruppengeschichte und -tradition kann sie in eine schwächere Position gegenüber der ersten Generation bringen, vor allem wenn diese nach wie vor ethnische Führungspositionen innehat und die „Texte“ der kollektiven Selbstdarstellung kontrolliert.

Wenn sich dann ihre Position innerhalb der ethnischen Gemeinschaft vom Aufstieg zur Dominanz bewegt, transformieren die Mitglieder von der zweiten Generation aufwärts die kollektiven Praktiken, Schemata und Ressourcen der Gruppe, indem sie diese mit jenen der Hauptgesellschaft vermischen (siehe weiter unten meine Ausführungen zum Prozeß der Ethnisierung als einer Mischung von inneren und äußeren sozio-kulturellen Komponenten). Doch eröffnet gleichzeitig der Zugang zu den dominanten oder anderen ethnischen kulturellen Praktiken, deren Internalisierung und deren Anwendung in äußeren sozialen Netzwerken von der zweiten Generation aufwärts,

42 W. Sewell, *A Theory of Structure* (Anm. 25), S. 4.

die Möglichkeit einer optionalen und selbstbestimmten Ethnizität. Zum Beispiel konstruieren eine nicht geringe Anzahl der heutigen, von den sizilianischen Einwanderern der Jahrhundertwende abstammenden, Italo-Amerikaner aus der Mittelklasse ihre Ethnizität aus Elementen der Renaissance und der modernen italienischen schöngestigen Kunst und Literatur.

Die Vertrautheit mit den Lebensstilen der dominanten Gruppe und deren habitualisierte Praktizierung machen es zudem für individuelle Akteure einer späteren Generation möglich, mit ihren ethnischen Bindungen insgesamt zu brechen. (In Situationen, in denen spezifizierte Bedingungen der Fortführung von Ethnizität abwesend sind oder unter spezifischen Umständen wie etwa der Adoption oder – als einem spezifischem Typus innovativer Handlungsmacht – dem psychologischen Syndrom des Selbsthasses, können sich auch Mitglieder der Immigrantengeneration natürlich von ihrer ethnischen Gruppe zurückziehen.) Aber solche Ausreißer können auch wieder später, veranlaßt durch öffentliche oder persönliche Ereignisse, zurückkehren. So rekrutierten etwa Amerikaner polnischer Herkunft der dritten Generation und sogar noch darüber hinaus nach der Wahl eines polnischen Papstes und der Entstehung der *Solidarność*-Bewegung in Polen wahrscheinlich temporär ihre ethnische Identität; eine solche ethnische Rückkehr ist auch bei den älteren Generationen dokumentiert.

In meiner obigen Erörterung des transformativen Potentials des Handlungsvermögens fungierten Schemata und Ressourcen sozusagen als „Objekte“ der Veränderungen durch soziale Akteure. Doch in Sewells Modell der dualen Struktur ist die Veränderbarkeit auch den Strukturen selbst inhärent, und zwar insbesondere in ihren drei konstitutiven Eigenschaften. Diese drei Eigenschaften habe ich bereits erwähnt, doch mag es nützlich sein, sie in diesem Kontext noch einmal in Erinnerung zu rufen.⁴³

Eine dieser Eigenschaften ist die Mannigfaltigkeit und Überlappung von praxisleitenden Strukturen in verschiedenen Bereichen des sozialen Lebens (Familie, öffentliche Erziehung, Arbeit und Wirtschaft, Volkskultur, Organisationen, Regierung, etc.), die auf verschiedenen Ebenen (international-global, dominant-gesellschaftlich-national und lokal-ethnisch) existieren und nach unterschiedlichen Modalitäten (in Form längerfristiger oder unmittelbar direkter Einflüsse) operieren. Bestimmte Strukturen, namentlich Wirtschaft und Beschäftigung oder Staat und Politik, haben zwar gewöhnlich einen größeren Einfluß auf die Dauer und den Wandel der ethnischen dualen Struktur als andere Strukturen. Doch können – zumal in einer längerfristigen Perspektive – spezifische Konfigurationen von Strukturen und Praktiken in spezifischen Kontexten entweder Ethnizität in Form ökonomi-

43 Ebenda, S. 16-19. Sewell spezifiziert in Wirklichkeit insgesamt fünf „Schlüsselaxiome“ des sozialen Wandels. Ich habe sie in nur drei Axiomen zusammengefaßt, indem ich einerseits die Multiplizität und Überschneidung von Strukturen und andererseits die Polysemie und mangelnde Prognostizierbarkeit von Ressourcen kombiniert habe, da sie meines Erachtens jeweils zu zweit auf sehr ähnliche Weise in der Erleichterung von Transformationsprozessen operieren.

scher Interessen und/oder gegenseitiger Hilfe, oder Ethnizität als Politik, oder Ethnizität als spirituell-religiöser Trost, oder auch Ethnizität als soziales Zusammensein entstehen lassen. Die unmittelbare Mannigfaltigkeit von Strukturen in den Alltagspraktiken der Akteure bedeutet auch, daß sie imstande sind, variierende und sogar inkompatible Schemata und Ressourcen zu verwenden. Über kurz oder lang kann dann der Gebrauch solcher gemischten Handlungsinstrumente zu strukturellen Rekonfigurationen führen.

Die zweite Eigenschaft von Strukturen, die Wandel erleichtert, besteht in der Übertragbarkeit von Schemata: so erzeugt der ethnische Habitus als eine Matrix von eingepprägten dauerhaften Handlungsorientierungen bzw. als ein generalisierter *modus operandi* infolge der Übertragbarkeit von Schemata auf verschiedene und neue Situationen unterschiedliche und innovative Praktiken. Zudem – um anders zu formulieren, was oben über die kombinierten Handlungsinstrumente gesagt worden ist – erleichtert die „Kohabitation“ von Handlungsstrategien einer (größer oder kleineren, von den Umständen abhängigen) Anzahl von Schemata aus verschiedenen Strukturen in dem kulturellen Repertoire ethnischer Akteure deren gegenseitige Beeinflussung und Neugestaltung.

Die dritte Eigenschaft bezieht sich auf die Ressourcen, namentlich ihre Polysemie und mangelnde Prognostizierbarkeit. Sie stammt aus der Übertragbarkeit und daher Unbestimmtheit der Schemata aufgrund der gegenseitigen Verwobenheit beider Elemente in die doppelte Struktur. Ethnische und andere Ressourcen verkörpern kulturelle Schemata, und als Träger dieser Schemata sind sie ebenfalls potentiell auf verschiedene Situationen innerhalb und außerhalb der ethnischen Gruppe anwendbar und sind als solche in der möglichen Definitionsbedeutung ihrer Nützlichkeit niemals völlig eindeutig.

In ihrem übergreifenden theoretischen Bezugsrahmen verbindet die hier vorgeschlagene Konzeptualisierung der Ethnizität als einer dualen Struktur die drei, in der sozialwissenschaftlichen Literatur vorherrschenden Hauptansätze zur Erklärung dieses Phänomens, also den primordialisistischen, den situational-mobilisierungstheoretischen und den konstruktivistischen Ansatz. Die Skizze der theoretischen Entwicklung der Transformationsmechanismen von Ethnizität im Modell der dualen Struktur liefert zudem einen übergreifenden Bezugsrahmen für die Interpretation des Adaptationsprozesses von Immigrantinnen und ihrer Nachkommen in die dominante Gastgesellschaft, die in der (nicht-nationalen) ethnischen Literatur als der Ethnisierungsansatz bekannt geworden ist.⁴⁴

44 Vgl. V. Greene, *For God and Country. The Rise of Polish and Lithuanian Consciousness in America*, Madison 1975; J. Sama, *From Immigrants to Ethnic: Toward a New Theory of Ethnicization*, in: *Ethnicity* 5 (1978), S. 370-377; R. Vecoli, *European Americans: From Immigrants to Ethnic*, in: W. Cartwright/R. Watson (Hrsg.), *The Reinterpretation of American History and Culture*, Washington, D.C. 1983, S. 81-112; und H. Nelli, *From Immigrants to Ethnic: The Italian Americans*, New York 1984. Dieser Ansatz hat in den ethnischen Studien im großen und ganzen das konventionelle Assimilationsmodell ersetzt,

Ethnisierung, verstanden als der Prozeß der Vermischung der alten soziokulturellen Muster (des Heimatlandes) mit den neuen Traditionen und Lebensstilen der umfassenderen (Gast-) Gesellschaft in einer ethnischen Gruppe, teilt mit dem Modell der dualen Struktur zwei grundsätzliche Prämissen auf unterschiedlichen Generalisierungsstufen: erstens, aus der Annahme über die doppelte Kontingenz der Transformation ethnischer Muster in dem Zusammenspiel zwischen vernünftigen und zweckorientierten ethnischen Akteuren und ihrer vielschichtigen Umgebung, zweitens, die Erkenntnis der Flexibilität und Variabilität der Mischungen von Ethnisierungsprozessen. Der Vorzug einer Konzeptualisierung der Transformationsmechanismen im Rahmen des Modells der Ethnizität als einer doppelten Struktur gegenüber ihrer Fassung in dem Ethnisierungsansatz besteht meines Erachtens vor allem darin, daß der erstere Ansatz zwei Formen von ethnischen Praktiken, die der Anpassung und die des Widerstands, berücksichtigt, während der letztere Ansatz lediglich zur Analyse des Akkomodationstypus besser geeignet ist.

III.

Ich habe in diesem Beitrag für eine begriffliche Fassung von Ethnizität als eines Prozesses der Strukturierung argumentiert, der in der Sewellschen Reformulierung der Theorien von Giddens und Bourdieu theoretisch umfassender ist als andere in diesem Feld geläufige Erklärungsmodelle und sich besonders für historisch-soziologische Analysen, einschließlich von Einzelfallstudien und vergleichenden Untersuchungen, eignet. Der historisch-soziologische Ansatz gehört zu der qualitativ-interpretativen Tradition in den Sozialwissenschaften, die sich auf Fälle als Ganzheiten oder Konfigurationen mit mehreren Ebenen aus Strukturen, Handlungen und Ereignissen orientiert, die spezifisch in Raum und Zeit verortet und deshalb hinsichtlich ihrer historischen Umstände kontingent sind. Dieser Ansatz unterstellt die Zeitdimension in der sozialen Existenz, also Dauer und Geschwindigkeit, Verlaufsbahn und Sequenz sowie den Rhythmus von Ereignissen und Handlungen als konstitutiv für den inneren Kern der Erklärung (bei den Akteuren in ihrem „wirklichen Leben“ und bei den Forschern, die dieses

das die Ethnizitätsforschung seit der Jahrhundertwende bis zur Mitte der sechziger Jahre bestimmt hat, vgl. Gordon, *Assimilation* (Anm. 34). Die Hauptkritik dieses Modells, die schließlich zu seiner Erosion führte, betraf seine problematische universelle Allgemeinheit und Linearität sowie seinen impliziten Ethnozentrismus der dominanten, bei gleichzeitiger Entmächtigung der untergeordneten Gesellschaftsgruppe (die gemeinsame Nationalkultur – beherrscht durch die angloprotestantischen Traditionen – sollte schließlich alle ethnischen Subkulturen ersetzen). Ich habe kürzlich versucht, dieses Assimilationsmodell durch dessen Historisierung wiederzubeleben, indem ich Assimilationsprozesse – aufgeschlüsselt nach ihren verschiedenen Dimensionen – von spezifischen Bedingungskonfigurationen innerhalb und außerhalb ethnischer Gruppen kontingent hielt; vgl. E. Morawska, *In Defense of the Assimilation Model*, in: *Journal of the American Ethnic History* 13, 2 (1994), S. 76-78.

untersuchen) der Ursachen, Verlaufsprozesse und Ergebnisse dieser Vorgänge.⁴⁵ Ein eigentümliches Charakteristikum historisch-soziologischer Analyse ist es, daß ihre Untersuchungsstrategien vor allem auf die Komplexität einer Erklärung und nicht nur auf ein auf wenige allgemeine Aussagen reduziertes Modell zielen.

Vergleichende historisch-soziologische Studien können die schon erwähnte Untersuchung eines Falles mit sich selbst in der Zeit bedeuten. Die üblichsten analytischen Strategien in dieser Kategorie schließen ein:

1. interpretative Erzählungen, d.h. mehr oder weniger theoretisch strukturierte Geschichten über spezifische historische Sequenzen oder Resultate und die in diesem Fall wirkenden Ursachen; in dieser Art vergleichender Analyse, die Theda Skocpol⁴⁶ in ihrer methodologischen Typologie historisch-soziologischer Strategien als bedeutungsvolle Interpretation bezeichnet, ist die Erklärung, wie Dinge geschahen, die Erklärung dafür, warum sie es taten⁴⁷;
2. Untersuchungen eines Falles über einen Zeitraum in seiner Beziehung zu einem oder mehreren Hauptkonzepten oder Idealtypen⁴⁸; und
3. Untersuchungen eines Falles über einen Zeitraum in seinem Bezug zur „Literaturübersicht“, d.h. den veröffentlichten Forschungsbefunden und -interpretationen aus anderen Untersuchungen⁴⁹.

Andere Arten komparativer Studien beziehen sich einmal auf Untersuchungen desselben Falls an zwei oder mehreren unterschiedlichen Orten über ei-

45 A. Abbott, *Sequences of Social Events: Concepts and Methods for the Analysis of Order in Social Processes*, in: *Sociological Methods and Research* 16 (1983), S. 129-147; ders., *Transcending General Linear Reality*, in: *Sociological Theory* 8 (1988), S. 169-188; I. Griffin, *Temporality, Events, and Explanation in Historical Sociology*, in: *Sociological Methods and Research* 20 (1992), S. 403-427; R. Aminzade, *Historical Sociology and Time*, in: *Sociological Methods and Research* 20 (1992), S.457-480; J. Quadagno/S. Knapp, *Have Historical Sociologists Forsaken Theory? Thoughts on the History/Theory Relationship*, in *Sociological Methods and Research* 20 (1992), S. 481-507; und L. Isaac, *Transforming Localities: Reflections on Time, Causality, and Narrative in Contemporary Historical Sociology*, in: *Historical Methods* 30 (1997), S.4-12. Es sollte hier auch vermerkt werden, daß jüngst vielversprechende Versuche gemacht wurden, quantitative Forschungstechniken zu „historisieren“, so daß sie den oben genannten Eigenschaften sozialer Phänomene Rechnung tragen können; s. hierzu Ch. Ragin, *The Comparative Method: Moving Beyond Qualitative and Quantitative Studies*, Berkeley 1987; L. Isaac/L. Griffin, *Ahistoricism in Time-Series Analyses in Historical Process: Critique, Redirection and Illustrations from U.S. Labor History*, in: *American Sociological Review* 54 (1989), S. 873-890; G. Jensen, *Time and Social History: Problems of Atemporality in Historical Analyses with Illustration from Early Modern Witch Hunt*, in: *Historical Methods* 30 (1997), S. 46-57.

46 Th. Skocpol, *Emerging Agendas and Recurrent Strategies in Historical Sociology*, in: dies. (Hrsg.), *Vision and Method in Historical Sociology*, Cambridge 1984.

47 Hierzu auch Ph. Abrams, *Historical Sociology*, New York 1982.

48 Vgl. hierzu Ch. Ragin/D. Zaret, *Theory and Method in Comparative Research: Two Strategies*, in: *Social Forces* 61 (1983), S. 731-754.

49 Vgl. E. Morawska, *On Comparative and Historical Sociology*, in: *ASA Comparative-Historical Sociology Newsletter* 2 (1990), S.1-3; und dies., *Insecure Prosperity* (Anm. 40).

ne kürzere oder längere Periode; zum andern auf zwei oder mehrere unterschiedliche Fälle an demselben Ort; und schließlich auf mehrere Fälle an verschiedenen Orten. Abgesehen von den oben erwähnten bedeutungsvollen Interpretationen umfassen die methodologischen Strategien oder die analytischen Zwecke der in dieser Art von Forschung angewandten historischen Soziologie – um noch einmal auf die Skocpolsche Typologie zurückzugreifen – das Testen theoretischer Modelle und die Erklärung kausaler Regelmäßigkeiten. Diese beiden letzteren Typen gehen gewöhnlich (freilich nicht zwingend⁵⁰) analytisch disziplinierter als die sequentiellen narrativen Erklärungsweisen vor. Die Methoden, die am häufigsten in dem Testen von Modellen und in der Erklärung kausaler Regelmäßigkeiten angewendet werden, schließen die Millschen Methoden der Übereinstimmung und der Differenz sowie, wenn es sich um mehrere Fälle handelt, die Boolesche kombinatorische Algebra ein.⁵¹

Um die Fruchtbarkeit des hier vorgeschlagenen theoretischen Ansatzes für ethnische Studien zu verdeutlichen – und zwar insbesondere seine Fähigkeit, zur Konzeptualisierung und als heuristischer Leitfaden interessanter Forschungsfragen zu dienen –, habe ich eine Liste von einigen vielversprechenden Wegen in der vergleichend-historischen Erforschung von Ethnizität als einer doppelten Struktur zusammengestellt. Ich habe sechs Problembereiche ausgewählt, die die gegenwärtigen Schwerpunkte in den (nicht-nationalen) ethnischen Studien widerspiegeln, und ein Problem hinzugefügt (und ebenfalls in Forschungsfragen übersetzt), das jüngst eine erhebliche Aufmerksamkeit unter Forschern über gegenwärtige Nationalstaaten und internationale Migrationsprozesse erregt hat – eine Diskussion, an der sich auch Forscher über Ethnizität zum Nutzen beider Forschungsstränge beteiligen sollten.

Die ersten drei Problembereiche sind Gegenstand einer fortlaufenden Debatte in der Ethnizitätsforschung, die noch keine zufriedenstellende Antworten erbracht hat, und deshalb erscheint ihre Untersuchung im Rahmen des dualen Strukturmodells vielversprechend zu sein.

(1) Was macht ethnische Strukturen (Schemata und Ressourcen) „ethnisch“, also als zumindest partiell unterschieden von anderen, etwa klassenmäßigen und geschlechterspezifischen Strukturen und Praktiken und so von den in anderen sozialen Gruppen entfalteten soziokulturellen Mustern? Um diese Frage in einer historisch-soziologischen Weise zu behandeln, wäre eine Untersuchung nötig, wie Klassenstrukturen und Geschlechterverhältnisse in verschiedenen ethnischen Gruppen repräsentiert und praktiziert, aber auch rekonstruiert und transformiert werden, die eine ähnliche Position in Zeit, Raum und den umfassenderen ökonomischen und politischen

50 S. A. Abbott, *From Causes to Events. Notes on Narrative Positivism*, in: *Sociological Methods and Research* 29 (1992), S. 428-455.

51 Vgl. Th. Skocpol, *Vision and Method in Historical Sociology* (Anm. 46) und Ch. Ragin, *The Comparative Method* (Anm. 45).

Strukturen innehaben, und dabei auch zu berücksichtigen, welchen Einfluß unterschiedliche Zeitdimensionen auf diese Praktiken und Repräsentationen haben. Um die Aufgabe noch komplexer anzugehen, könnte man diese Frage auch an unterschiedlichen Orten untersuchen.

(2) Wann und warum erscheint Ethnizität in einigen Kontexten bedeutsamer als in anderen Kontexten (als zeit-raum-spezifischen Konfigurationen von Umständen) zu sein? Oder in einer etwas anderen Formulierung: welche Kontexte machen Ethnizität bedeutsamer, d.h. haben relativ größere Auswirkungen auf individuelle oder kollektive menschliche Errungenschaften oder Mißerfolge als andere Strukturen, und wie geschieht dies? Weil die ethnische duale Struktur eine Reihe von Praktiken, Schemata und Ressourcen enthält, würde das Angehen dieser Fragen zunächst erfordern, die erklärungsbedürftigen besonderen Aspekte: die politischen Interessen, Orientierungen und praktischen Wissensbestände; die Normen und Netzwerke gegenseitiger ökonomischer Hilfe; die Schemata und Rituale des Sich-Ausdrückens und Trostspendens usw. zu spezifizieren. Alle diese Aspekte variieren wiederum je nach Klassen-, Geschlechter- und Generationenzugehörigkeit. Um den Vergleich noch weiter zu komplizieren, könnten diese Fragestellungen in den externen politisch-kulturellen Kontext des ethnischen Pluralismus einerseits oder der ethnischen Exklusion andererseits gestellt werden. Um den Erfordernissen der historisch-soziologischen Analyse zu entsprechen, sollten dabei diese Fragestellungen zudem auf die kausalen Wirkungen verschiedener Zeitdimensionen hin untersucht werden.

(3) Was macht ethnische Praktiken für dieselbe Gruppe über einen Zeitraum und/oder an verschiedenen Orten wirksam und warum? Oder umgekehrt für zwei oder mehrere Gruppen an demselben Ort? (Um eine mögliche Konfusion zu vermeiden: die vorige Frage bezog sich auf den Einfluß von Ethnizität auf andere Strukturen und Praktiken; diese Fragestellung betrifft das Erreichen von Zielen, die von ethnischen Gruppenmitgliedern angestrebt werden.) Die Erörterung dieser Forschungsfrage läuft dann ähnlich wie in der obigen Frage 2.

Die folgenden zwei Fragestellungen wurden hier hineingenommen, weil eine vergleichende Forschung in die durch sie vorgeschlagene Richtung unsere Wissenslücken über jeweils spezifische Aspekte ethnischer Strukturen und Praktiken und der allgemeineren (im Sinne historischer Verallgemeinerungen) konfigurationellen, auf ethnische Transformationen bezogene, Sequenzen füllen würde.

(4) Obwohl in den ethnischen Studien die gegenwärtige Faszination mit dem postmodernistischen Diskurs in einer Menge gleichsam literarischer Analysen der „Erfindung von Ethnizität“ resultiert hat, so fehlt doch in dieser Fülle von Studien eine Forschungsrichtung, die durch die sogenannte neue Wissenssoziologie informiert wäre⁵², also die die soziale Konstruiert-

52 A. Swidler/J. Ardit, *The New Sociology of Knowledge*, in: *Annual Review of Sociology* 20 (1994), S. 305-329; vgl. auch J. Comaroff/J. Comaroff, *Ethnography and Historical*

heit der Repräsentationen sowohl des Selbst als auch der Welt anerkennen, aber zugleich diese Konstruktionen fest mit ihrem historischen Kontext verbinden würde. Vor allem wäre eine vergleichende Studie kollektiver ethnischer Selbsterzählungen (also der Repräsentationen der Geschichte, Traditionen, Wertorientierungen und Ressourcen einer Gruppe) interessant, die auf die Binnen- und Außenrelationen einer Gruppe über einen Zeitraum in unterschiedlichen Konfigurationen interner und externer Strukturen und umgekehrt auf verschiedene ethnische Gruppen in denselben raumzeitlichen Kontexten gerichtet wäre. Wenn dazu in solche Vergleiche die Analyse von klassen-, geschlechter-, und generationenspezifischen Eigenschaften dieser Repräsentationen und ihr Zusammenspiel mit den sie umgebenden Strukturen eingebaut würden, würden sie solche Forschungsprojekte um so komplexer und informativer machen.

(5) Die Wirkungen unterschiedlicher Konfigurationen von gruppeninternen und -externen Strukturen und Praktiken und die ihrer spezifischen Dauer und Sequenzen auf die Geschwindigkeit und „Zusammensetzung“ der Ethnisierung (der Mischung von Elementen aus der Herkunfts- und Gastgesellschaft) wurden in den ethnischen Studien fast ausschließlich in Form historischer Fallstudien analysiert, d.h. im Vergleichen eines Falles über einen Zeitraum hinweg. Die meisten dieser Studien sind „dichte“ historisch-ethnographische Beschreibungen und deshalb sehr schwierig zu reproduzieren, und zwar allein aufgrund der dabei erforderlichen langen und intensiven Forschung. Vergleichende Studien von mehreren Fällen, die sowohl dieselbe ethnische Gruppe an verschiedenen Orten als auch verschiedene Gruppen an demselben Ort untersuchen würden, wären sehr nützlich und könnten mit der Booleschen algebraischen Methode, die allgemein mit dem Modell der dualen Struktur kompatibel ist, durchgeführt werden.

(6) Im großen und ganzen in ethnischen Studien nicht weiter untersucht, aber sehr interessant und einpaßbar in das duale Strukturmodell ist die Frage nach der Reversion von Ethnisierungsprozessen: nach deren gruppeninternen und -externen Ursachen, Bahnen, Dauer und Folgen für ethnische Strukturen und Praktiken bei derselben Gruppe über einen Zeitraum hinweg und bei verschiedenen Gruppen entweder an demselben oder an verschiedenen Orten.

Das Konzept der Ethnizität als einer dualen Struktur ermöglicht schließlich einen fruchtbaren theoretischen Austausch mit den Vertretern eines Gebiets, das der jüngste Schrei in den sozialwissenschaftlichen Studien über internationale Migration, der Emigration aus und der Immigration in Nationalstaaten des späten 20. Jahrhunderts, zu werden scheint, nämlich der „Transnationalismus“ ethnischer Identitäten und Engagements von (Im-)

Imagination, Boulder 1990 und P. Manning, *The Challenges of Postmodernism*, in: J. Van Mannen, *Representations in Ethnography*, Thousand Oaks 1995.

Migranten und ethnischen Gruppen, der ihre einstigen territorialen und lokalen Loyalitäten und Einlassungen ersetzt.⁵³

In ihrer Diskussion der Bedeutung und des „Funktionierens“ des Transnationalismus in den Erfahrungen gegenwärtiger (Im-) Migranten beziehen sich die Vertreter dieses Konzepts auf ähnliche Ideen, wie sie dem Bezugsrahmen der Strukturierung zugrunde liegen. So beschreibt etwa Michael Kearney die Identität der transnationalen Migranten als einen „ethnischen Verschmelzungsprozeß, als ein ethnisches Bewußtsein, das die höchst angemessene Formung einer kollektiven Identität im Zeitalter des Transnationalismus darstellt“⁵⁴. Oder in ihrem jüngsten Aufsatz berufen sich Nina Glick-Schiller u.a. auf das Hannerzsche Konzept der „Kreolisierung“ oder der ethnischen Vermischung als eines fruchtbaren analytischen Instruments, um „die Dynamik der Migration und Differenzierung“ zu verstehen, also „der Art und Weise wie Transmigranten in verschiedenen Gesellschaften gleichzeitig leben und sich dabei innerhalb ihres komplexen Netzwerks sozialer Beziehungen auf fließende und multiple Identitäten stützen und diese zugleich kreieren“.⁵⁵ Im gleichen Aufsatz fordern die Autoren auf der Grundlage ihrer Kritik der Beiträge der konventionellen (der sogenannten pluralistischen und strukturalistischen) Interpretationen der Ethnizität eine Analyse, die „Raum für ‘kulturelle Praktiken’ und menschliches Handeln“ läßt und „sowohl kulturell geprägtes Verhalten als auch [gegenwärtige] soziale Konstruktionen“ dialektisch miteinander verbindet.⁵⁶

Das Modell der Ethnizität als einer dualen Struktur tut genau dies. Seine Annahmen der imitierten Multiplizität und Flexibilität von Einflüssen und Ergebnissen und seine dynamisch-prozessuale Behandlung sozialer Praktiken und kultureller Identitäten kommen den durch das Konzept des Transnationalismus zugrunde gelegten Ideen sehr nahe. Der mögliche Gewinn durch eine Konzeptualisierung der Ethnizität als einer dualen Struktur im Transnationalismusmodell wäre der folgende (dabei läge es natürlich an den

53 Hierzu M. Kearney, *Borders and Boundaries of State and Self at the End of the Empire*, in: *Journal of Historical Sociology* 4 (1991), S. 52-73; N. Glick-Schiller/L. Basch/C. Blanc-Szanton, *From Immigrants to Transmigrants: Theorizing Transnational Migration*, in: *Anthropological Quarterly* 68 (1996), S. 48-63; dies., *Transnationalism: A New Analytical Framework for Understanding Migration*, in: *Annals of the New York Academy of Sciences* 645 (1992), S. 1-24; R. Rouse, *Making Sense of Settlement: Class Transformation, Cultural Struggle, and Transnationalism Among Mexican Migrants in the United States*, in: *Annals of the New York Academy of Sciences* 645 (1992), S. 25-52; M. Miyoshi, *A Borderless World? From Colonialism to Transnationalism and the Decline of the Nation-state*, in: *Critical Inquiry* 19 (1993), S. 726-751; D. Gutierrez, *Transnationalism and Ethnic Politics in the United States: Reflections on Recent History*, Beitrag zur Konferenz „Immigrants, Civic Culture and Modes of Political Incorporation“, Social Science Research Council, Santa Fé, Mai 1997.

54 M. Kearney, *Borders and Boundaries* (Anm. 53), S. 62.

55 N. Glick-Schiller, *Transnationalism* (Anm. 53), S. 11.

56 Ebenda, S. 17.

Vertretern des Transnationalismusansatzes, das Strukturationsmodell zu berücksichtigen):

1. Es wäre theoretisch und historisch interessant, nicht nur ethnische „Werdungsprozesse“ in (Im-) Migrationsgemeinschaften – bisher der Hauptgegenstand von Ethnisierung-als-Strukturations-Analysen – zu betrachten, sondern zugleich auch die Wirkungen der Transnationalisierung auf die ökonomischen und sozialen Institutionen sowie auf Politik und Kultur in den Heimatländern der Immigranten auf der Mikro- wie Makroebene zu berücksichtigen und dabei die Beziehungen zwischen diesen beiden Prozessen zu problematisieren. Ebenso wäre der differenzierende Einfluß von Klassenlagen und Geschlechterverhältnissen über einen Zeitraum hinweg von großem Interesse.
2. Die „trans“-nationale Sichtweise lenkt den Blick der Ethnizitätsforscher, die sich traditionell auf die „bi“-nationalen Netzwerke, Engagements und Identitäten zwischen den Herkunftsländern und den Einwanderungsgemeinschaften konzentrieren, auf die Möglichkeit von mehr „multi“-national-ethnischen Verbindungen und Engagements, und zwar in dem Maße, wie (Im-) Migranten in Amerika in der Nähe anderer (Im-) Migrationsgruppen leben, mit ihnen zusammenarbeiten, für „panethnische“ Gewerkschaften kämpfen, unter sich Freundschaft schließen oder sogar miteinander heiraten. Auch hier sollten wiederum die Wirkungen von Geschlechterverhältnissen, Generations- und Klassenunterschieden auf solche multinational-ethnischen Bindungen berücksichtigt werden.
3. Die transnationale Perspektive refokussiert die bei den Immigrations- und Ethnohistorikern übliche Interpretation des Engagements der ethnischen Einwanderungsgruppen in der amerikanischen Politik als eine Widerspiegelung der „Gastland“-Komponenten der Ethnisierungsmixtur, indem sie dieses Engagement präzise als ethnisch und „trans“-national in einem begreift.

Unabhängig von den begrifflichen Modellen, die zur Analyse von (Ein-) Wanderungsbewegungen und ethnischen Prozessen verwandt werden, stimmen die meisten Forscher dieser Phänomene gegenwärtig darin überein, daß diese wesentlich plural sind. Wie einige von ihnen zudem auch argumentieren, hat dies in zunehmenden Maße mit der fortschreitenden Globalisierung der Welt des späten 20. Jahrhunderts zu tun. Das Strukturationsmodell liefert ein besonders gutes Analyseinstrumentarium für ein offenes und eben auch vielstimmiges Studium dieser komplexen Sachverhalte. Dies liegt in seiner theoretischen Sensibilität für die Verschiedenartigkeit und Kontingenz des sozialen Lebens und seiner methodologischen Flexibilität für die Aufnahme der verschiedensten Ideen begründet, die in eine Konfigurationsanalyse als eine Art „Bilderabfolge“ inkorporiert werden können.

Aus dem Englischen von Wilfried Spohn

Theresa Wobbe

**Institutionelle Dimensionen universitärer
Organisation: Frauen als Neankömmlinge im
deutschen und US-amerikanischen Wissenschafts-
system**

1. Vorbemerkung

Die soziologische Tradition verfügt über verschiedene Konzepte, um den Sachverhalt und den Grad von Teilnahmemöglichkeiten zu fassen. Rudolf Stichweh hat in diesem Zusammenhang die unterschiedlichen Perspektiven von Fremdheit einerseits und Marginalität andererseits betont. Diese beiden Formen einer „Nichtzugehörigkeit trotz (temporärer) Anwesenheit“¹ implizieren ein je anderes Verhältnis von Peripherie und Zentrum, und sie haben zudem andere Aussagen über den angestrebten Grad der Zugehörigkeit zur Folge. Marginalität läßt sich mit Robert K. Merton² als eine normative Bindung an eine Bezugsgruppe beschreiben, eine Gruppe, von der diejenige Person, die sich gebunden hat, nicht einbezogen wird. Dieses Phänomen wird mit dem Begriff des Outsiders, beschrieben, desjenigen, der am Rande bzw. zwischen verschiedenen Normsystemen steht.

Fremdheit enthält die für Marginalität notwendige Identifikation nicht. In der Tradition Georg Simmels ist Fremdheit gerade durch die Distanz zur Bezugsgruppe bzw. zur Gesellschaft gekennzeichnet. Aus der sozialen Nähe und Ferne zur Bezugsgruppe erwächst ein anderer Blick und damit potentiell ein Innovationseffekt.³ Marginalität und Fremdheit akzentuieren also heterogene Formen der Nichtzugehörigkeit trotz Anwesenheit und somit eine Variabilität von Einbeziehungsmöglichkeiten.

Im folgenden sollen die Mechanismen dieser Variabilität von Teilnahmemöglichkeiten in einer institutionellen Dimension unter dem Gesichtspunkt professioneller Integration diskutiert werden. In einer vergleichenden Perspektive geht es um die Frage, welche institutionellen Möglichkeiten das deutsche und US-amerikanische Wissenschaftssystem im ersten

1 R. Stichweh, Universitätsmitglieder als Fremde in spätmittelalterlichen und frühmodernen europäischen Gesellschaften, in: Fremde der Gesellschaft. Historische und sozialwissenschaftliche Untersuchungen zur Differenzierung von Normalität und Fremdheit, hrsg. von M.T. Fögen, Frankfurt a. M. 1991, S. 170.

2 R. K. Merton, Social Theory and Social Structure, New York 1968, S. 320, 344f.

3 G. Simmel, Exkurs zum Fremden, in: ders. Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung, Berlin 1908, S. 509-512.

Drittel des zwanzigsten Jahrhunderts boten, um Neuankömmlinge, in diesem Fall Frauen, zu integrieren.⁴

Im ersten Schritt werden die Steuerung des Wissenschaftssystems und seine Außenbeziehungen skizziert, um dann im Hinblick auf die unterschiedliche interne Differenzierung der Universität in Deutschland und den Vereinigten Staaten nach den Teilnahmekancen zu fragen. Im dritten Schritt wird nach strukturellen oder funktionalen Äquivalenten gefragt. Am Beispiel des institutionellen Gefüges der Frauen-Colleges läßt sich zeigen, daß in den Vereinigten Staaten kulturelle Ressourcen vorhanden waren, die in Deutschland kein entsprechendes funktionales Äquivalent hatten. Abschließend soll die Interaktion von Institution und Organisation im Hinblick auf Teilnahmekancen erörtert werden. Mit Bezug auf neuere institutionentheoretische Konzepte wird argumentiert, daß in der komparativen Perspektive die kulturelle Varianz und Kontextgebundenheit von Inklusionsmodi vergleichsweise präzise analysiert werden kann. Auf diese Weise können institutionentheoretische Ansätze für die Geschlechterforschung und die Wissenschaftsforschung genutzt werden.

2. Steuerung des Wissenschaftssystems

In den USA entsteht die Universität als Infrastruktur für das System der Disziplinen im Vergleich zu Europa mit einer zeitlichen Verzögerung von nahezu hundert Jahren um die Wende zum 20. Jahrhundert. Bis 1880 erfüllen die Colleges vorwiegend die Funktion berufsvorbereitender Ausbildung von Klerikern und bieten eine Allgemeinbildung an. Erst mit der Entwicklung der Graduale-School in den 1890er Jahren beginnt ein Prozeß, in dem sich die amerikanische Universität, wie wir sie heute kennen, herausbildet. Die Spezialisierung und Professionalisierung des Hochschulsystems fällt in den Vereinigten Staaten mit einem infrastrukturellen Ausbau zusammen, der sich für Frauen als Wissenschaftlerinnen förderlich erwies.

Der weitreichendste strukturelle Unterschied zwischen dem amerikanischen und deutschen Hochschulsystem besteht in der Organisation und Multiinstitutionalität. Das deutsche wie auch das gesamte kontinentaleuropäische Hochschulsystem ist staatsbezogen. Auf der Skala, die von staatlich zentraler bis zur privaten dezentralen Organisation reicht, nimmt das französische System den äußersten Platz der zentralen Steuerung ein, gefolgt vom deutschen System, das zwar staatlich gelenkt, aber durch eine starke föderative Struktur geprägt ist. Das englische akademische System enthält verschiedene Formen privater und staatlicher Steuerung, während

4 Zum weiteren Rahmen dieser Fragestellung vgl. Th. Wobbe, *Wahlverwandtschaften. Die Soziologie und die Frauen auf dem Weg zur Wissenschaft*, Frankfurt a.M./New York 1997.

das amerikanische Hochschulsystem den Endpunkt auf der Seite einer marktgebundenen privaten und staatlichen Organisation einnimmt.⁵

Ein weiterer Unterschied liegt in der Vielfalt des amerikanischen Hochschulsystems, nämlich in seiner Multiinstitutionalität. Schon Joseph Ben-David wies darauf hin, daß im amerikanischen Fall die Entstehung neuer institutioneller Formen nicht zur Verdrängung früherer führte.⁶ Die Etablierung der Graduate-School hatte etwa nicht die Abschaffung der Undergraduate-Ausbildung zur Folge, sondern deren Reorganisation. Die Zunahme säkularer Colleges zog etwa nicht die Abschaffung konfessionsgebundener Einrichtungen nach sich. Die Pluralität bot ein breites Spektrum von Einstiegsmöglichkeiten für das Studium und die Berufsausbildung.

Diese Multiinstitutionalität birgt spezifische Handlungsmöglichkeiten für Neuankömmlinge. Im Unterschied zu Deutschland ist es zunächst überhaupt möglich, eigene Bildungseinrichtungen zu gründen. Damit besteht eine größere Chance, staatliche, regionale oder soziale Faktoren zu umgehen, wie die Etablierung der Soziologie im Mitleren Westen der Vereinigten Staaten zeigt. Im staatlich gesteuerten Hochschulsystem in Deutschland konnte Frauen der Zugang zur akademischen Ausbildung durch staatliche Instanzen der Länder bis zu Beginn dieses Jahrhunderts erfolgreich verwehrt werden. Freilich sind dabei die Unterschiede in den Ländern zu Preußen, wie jetzt die ersten Studien über Bayern zeigen, nicht zu unterschätzen.⁷

-
- 5 Zur Differenzierung der Hochschulsysteme vgl. B. R. Clark, *Academic Differentiation in National Systems of Higher Education*, in: *Comparative Education Review* 22 (1978), S. 242-258; ders., *The Higher Education System. Academic Organization in Cross-National Perspective*, Berkeley 1983; ders. (Hrsg.), *The Academic Profession. National, Disciplinary, and Institutional Settings*, Berkeley/Los Angeles/London 1987; J. Ben-David, *The Scientist's Role in Society. A Comparative Study*, Englewood Cliffs 1971; ders., *Centers of Learning. Britain, France, Germany, United States* (Carnegie Commission on Higher Education), New York 1977; ders./ A. Zloczower, *Universities and Academic System in Modern Societies*, in: *European Sociological Journal* 3 (1962), S. 45-84; K. H. Jarausch (Hrsg.), *The Transformation of Higher Learning 1860-1930. Expansion, Diversification, Social Opening and Professionalization in England, Germany, Russia and the United States*, Stuttgart 1983; ders., *Higher Education and Social Change: Some Comparative Perspectives*, in: ebenda, S. 9-36. Zu den europäischen Hochschulsystemen R. Stichweh, *Der frühmoderne Staat und die europäische Universität. Zur Interaktion von Politik und Erziehungssystem im Prozeß ihrer Ausdifferenzierung (16.-18. Jahrhundert)*, Frankfurt a. M. 1990; U. Teichler, *Europäische Hochschulsysteme: Die Beharrlichkeit vielfältiger Modelle*, Frankfurt a. M./New York 1990.
- 6 Vgl. J. Ben-David, *Centers of Learning* (Anm. 5); vgl. R. Stichweh, *Die Form der Universität*, in: ders., *Wissenschaft, Universität, Professionen. Soziologische Analysen*, Frankfurt a. M. 1994, S. 246-277; T. Parsons/G. Platt, *Die amerikanische Universität. Ein Beitrag zur Soziologie der Erkenntnis* (engl. 1972), Frankfurt a. M. 1990.
- 7 Zum Deutschen Reich, vor allem Preußen, vgl. C. Huerkamp, *Bildungsbürgerinnen. Frauen im Studium und akademischen Berufen 1900-1945*, Göttingen 1996; für Bayern vgl. H. Häntzschel/H. Bußmann (Hrsg.), *Bedrohlich gescheit. Ein Jahrhundert Frauen und Wissenschaft in Bayern*, München 1997.

3. Binnendifferenzierung

Die Systeme höherer Bildung unterlagen in allen westlichen Ländern zwischen 1890 und 1920 einem strukturellen Wandel. Für neue gesellschaftliche Gruppen und neue sozialen Schichten wurde die höhere Bildung erstrebenswert: Sie stärkte die Marktposition und ermöglichte kulturelle Anerkennung. Neuankömmlinge trafen in Deutschland und den USA auf unterschiedliche institutionelle Kontexte und unterschiedliche Chancen der Integration. Die Einbeziehungsmodi beider Wissenschaftssysteme sind besonders in bezug auf Neuankömmlinge aufschlußreich. Denn Neuankömmlinge benötigen einen hinreichenden Grad an institutioneller Integration, um Handlungssicherheit zu erlangen, d.h. einen Zugang zu der neuen Umwelt zu entwickeln.

Als Max Weber 1917 in seinem Vortrag vor Studenten in München über den 'inneren' und 'äußeren' Beruf zur Wissenschaft sprach, befaßte er sich eingangs mit der mangelnden Professionalisierung des Professorenberufs. Um dessen Besonderheit in Deutschland herauszustellen, machte er sich die komparative Perspektive zunutze. Den schärfsten Gegensatz zur deutschen Situation sah Weber in den USA. In Deutschland beginne die Laufbahn zum Hochschullehrer mit der Habilitation. Ihr folge zunächst die Zeit der Privatdozentur, in der der Nachwuchs unbesoldet bleibe, und lediglich auf Basis des Kolleggeldes Vorlesungen halte. Demgegenüber beginne die Laufbahn in den USA früher, der Nachwuchs erhalte eine Anstellung als 'assistant', die ihm als Erwerbsgrundlage diene. Das Gehalt sei zwar angesichts der umfangreichen Lehrverpflichtungen vergleichsweise niedrig, allerdings erhalte der Nachwuchs eine Position in der Fakultät. In Deutschland sei die Laufbahn zum Professor „im ganzen auf plutokratischen Voraussetzungen aufgebaut“, denn es sei „außerordentlich gewagt für einen jungen Gelehrten, der keinerlei Vermögen hat, überhaupt den Bedingungen der akademischen Laufbahn sich auszusetzen.“⁸ Die Ungewißheit und Unberechenbarkeit der akademischen Karriere hat Weber dann mit seiner Wendung vom 'akademischen Hasard' auf den Punkt gebracht. Obwohl die alte Universitätsverfassung unter dem Druck der Rationalisierung zum Betrieb fiktiv geworden sei, hätten sich die Bedingungen der Universitätslaufbahn nicht verändert. Aus der Sicht des betroffenen wissenschaftlichen Nachwuchses erhöhe sich dadurch die Instabilität und Ungewißheit.⁹

8 M. Weber, *Wissenschaft als Beruf*, in: ders., *Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre*, 7., erweiterte u. verbesserte Aufl., hrsg. von J. Winkelmann, Tübingen 1988, S. 583.

9 Helmuth Plessner hat diese Ungewißheit der Privatdozentur in seinen Überlegungen zur Soziologie der modernen Forschung folgendermaßen beschrieben: „Dieser eminente Wagnischarakter der akademischen Laufbahn (ein gerechter Ausgleich für die Vorzüge des Ordinariats) ist dem modernen Forschungstyp förderlich, ja, man kann sagen, spezifisch angepaßt.“ Der Privatdozent könne das Wagnis durch kognitive Innovation verringern, indem er sich als Teil einer Schule integriere oder versuche, ein neues Wissen-

Die Professoren eines amerikanischen Departments waren Weber zufolge weniger mit einem deutschen Ordinarius als mit dem Chef eines Unternehmens zu vergleichen. In dieser Kontrastierung hat Weber die institutionelle Leitidee der Wissenschaft diesseits und jenseits des Atlantik festhalten: In Deutschland war die Außeralltäglichkeit der wissenschaftlichen Leistung und damit das Geltendmachen einer kulturellen Sonderstellung der wissenschaftlichen Elite bestimmend. Die Institution der Privatdozentur stützte diese Leitidee. In den USA war die Erlernbarkeit der wissenschaftlichen Leistung als eine Leistung wie in jeder anderen Profession bestimmend; das Sozialprestige der wissenschaftlichen Elite ist dementsprechend bis heute nicht so hoch wie in Deutschland. Diese amerikanische Leitidee bot Neuankömmlingen deshalb eine größere Chance des Zugangs, weil sie inklusiver war.¹⁰

Dies läßt sich an der unterschiedlichen internen Organisation der Universität zeigen. An dem bei Max Weber diskutierten Problem der Laufbahnstruktur knüpft die Studie von Martin Schmeiser über die Professionalisierung des Professorenberufs in Deutschland an. Als sich in den 1870er Jahren neue Funktionserfordernisse der Wissenschaft abzeichneten, war die Antwort eine Funktionsfusion, eine Verknüpfung von Ordinariat und Institutsdirektorat einerseits und von Privatdozentur und Assistentur andererseits. Diese Fusion verstärkte die Hierarchie zwischen Vollposition und Nachwuchsposition und führte zur Personalisierung der Selektionsmacht zum Professorenberuf. Auf der Ebene der horizontalen Differenzierung wurden nach Schmeiser Prozesse berufsförmiger Differenzierung selbständiger akademischer Teilfunktionen blockiert.¹¹

Schmeisers Untersuchung zeigt, daß die Professionalisierung des Hochschullehrerberufs in Deutschland ausbleibt, als zu Ende des 19. Jahrhun-

schaftsgebiet mit eigener Methode zu begründen. Außerdem sieht Plessner in der speziellen kulturellen Bedeutung und Bewertung der Forschung in Deutschland, also in ihrem kulturellen Kapital eine 'Kompensation' für das Wagnis und den Konkurrenzdruck: „Nur in Deutschland kann eine wissenschaftliche Theorie, ohne an dieser Dignität einzubüßen, fast religiöse Weihe erhalten. Von solchem Pathos ist alle große Wissenschaft bei uns getragen gewesen.“ (H. Plessner, *Zur Soziologie der modernen Forschung und ihrer Organisation in der deutschen Universität* [1924], in: Plessner *Gesammelte Schriften*, Bd. 10, Frankfurt a. M. 1985, S. 7-30. Vgl. aus heutiger Perspektive M. Borchow/H. Joas, *Der Lehrkörper der deutschen Hochschulen*, in: D. Goldschmidt u.a. (Hrsg.), *Forschungsgegenstand Hochschule. Überblick und Trendbericht*, Frankfurt a. M./New York 1984, S. 81-105; dies., *Wissenschaft und Karriere. Der berufliche Verbleib des akademischen Mittelbaus*, Frankfurt a. M./New York 1987.

10 Zu Professionen vgl. H. Siegrist (Hrsg.), *Bürgerliche Berufe. Zur Sozialgeschichte der freien und akademischen Berufe im internationalen Vergleich*, Göttingen 1988; B. R. Clark (Hrsg.), *The Academic Profession* (Anm. 5).

11 M. Schmeiser, *Akademischer Hasard. Das Berufsschicksal des Professors und das Schicksal der deutschen Universität 1870-1920*, Stuttgart 1994, S. 29; zur deutschen Hochschule im Kaiserreich vgl. K. H. Jarausch, *Universität und Hochschule*, in: *Handbuch der deutschen Bildungsgeschichte*, Bd. 4, 1870-1918. Von der Reichsgründung bis zum Ende des Ersten Weltkrieges, hrsg. von Ch. Berg, München 1991, S. 313-345.

derts die anderen Professionen ihre Probleme über die Organisation zu lösen suchen. Die Studie zeigt zum anderen, daß auf die Spannung zwischen Laufbahn und Universitätssituation mit einer Funktionsverknüpfung und Personalisierung der Entscheidungen geantwortet wird. Die Institute sind einerseits Ausdruck der Disziplindifferenzierung und Orte beruflicher Sozialisation, die Assistentur ist aber andererseits an die persönliche Selektionsmacht des Direktors gebunden.

Der Übergang zur disziplinären Differenzierung wurde in den USA mit einiger Verspätung vollzogen, dann beschleunigte die Reorganisation und Neuschöpfung allerdings die Dynamik dieses nachholenden Vorgangs. Das Department verknüpfte zwei Mitgliedschaften, nämlich die zur lokalen Fakultät und die zum nationalen Fachverband. Talcott Parsons und Gerald Platt haben diese Bündelung als „Schlüsselstruktur auf professioneller Ebene“¹² bezeichnet. Die Verknüpfung von Department und Fachverband bildete den Kernbezug der Hochschulangehörigen. Und erst diese Konstruktion aus Graduierten-Ausbildung und Fachverband führte dazu, daß der formale Nachweis für wissenschaftliche Qualifikation und deren Standardisierung zunehmend der Graduate School zufiel.

Die soziale Rolle des forschenden Wissenschaftlers wurde im Hinblick auf Nachwuchs und Professionalisierung ausdifferenziert. Nach Ben-David verband das Graduate-Department Forschung mit Ausbildung und konnte dadurch überhaupt den Anspruch auf eine professionelle Position anmelden. Die Etablierung des Graduate-Departments als forschungsgestützte Lehrinstitution schuf ein Konzept der akademischen Karriere mit der Berufsrolle des Wissenschaftlers, das mit dem Anspruch der anderen Professionen auf universalistische Standards, Berufsethik und Spezialisierung konkurrieren konnte.¹³

In diesem Zeitraum der Formation der amerikanischen Universität vollzog sich in Deutschland eine Funktionsfusion, nicht aber eine funktionale Spezifizierung. Um die problematische Verknüpfung von Ordinariat und Direktorat, von Privatdozentur und Assistentur deutlich zu machen, sei hier auf die Institution der Privatdozentur verwiesen. Die Einführung des Habilitationsverfahrens im Zuge der Reform der Berliner Universität zu Beginn des 19. Jahrhunderts schuf eine spezifische Karriere für den Professorenberuf. Die Einführung universalistischer Standards markierte den Übergang vom allgemeinen Gelehrtentum zur Wissenschaft.¹⁴

12 T. Parsons/G. Platt, Die amerikanische Universität (Anm. 6), S. 155.

13 J. Ben-David, Centers of Learning (Anm. 5); T. Parsons/G. Platt, Die amerikanische Universität (Anm. 6).

14 A. Busch, Die Stellung der Nichtordinarien innerhalb der Universitäten und Hochschulen, in: H. Plessner (Hrsg.), Untersuchungen zur Lage der deutschen Hochschullehrer, Bd. 2, Stellenplan und Lehrkörperstruktur der Universitäten und Hochschulen in der Bundesrepublik und in Berlin (West) 1953/54. Von A. Busch, Göttingen 1956, S. 33-60; A. Busch, Die Geschichte des Privatdozenten. Eine soziologische Studie zur großbetrieblichen Entwicklung der deutschen Universitäten, Stuttgart 1959.

Gleichzeitig wurde mit der Etablierung des Habilitationsverfahrens und der Privatdozentur zu Beginn des 19. Jahrhunderts eine Vorstellung von Forschung als charismatischer Akt institutionalisiert. Wissenschaftliche Forschung war danach nicht das Ergebnis einer erwerblichen Leistung, sondern Resultat außeralltäglicher Qualitäten einer Person: „Eine charismatische Leistung ist eine Qualifikation kraft Eigenleistung.“¹⁵ Die Privatdozentur bot maximale formale Freiheit und minimale institutionelle und funktionale Integration. Die mit der Habilitation erfolgende Zuordnung zur Berufsgruppe, dies hebt Schmeiser hervor, fand „unter ausdrücklicher Vorenthaltung von Mitgliedschaftsrechten“ statt.¹⁶ Mit dem Graduate-Department und seinem Positionsgefüge wurde demgegenüber in den USA eine fachliche und funktionelle Integration des wissenschaftlichen Nachwuchses etabliert.

Der Aufbau der Departments in Verbindung mit der Graduiertenausbildung schaffte Instrumente der disziplinären und professionellen Differenzierung. In Verbindung mit den Neugründungen von Universitäten erhielt der wissenschaftliche Nachwuchs Zugangs- und Karrierechancen, für die es in Deutschland zu dem Zeitpunkt kein Äquivalent gab. Die Formierung der modernen amerikanischen Universität eröffnete durch Neugründungen quantitativ nicht durch die Departmentstruktur qualitativ Chancen für den wissenschaftlichen Nachwuchs sowie für kognitive innovative Potentiale. Im Zuge dieses Modernisierungsvorgangs kamen Rahmenbedingungen zum Tragen, die sich von denen in Deutschland und Europa unterschieden.

Um die Jahrhundertwende expandierte das amerikanische Hochschulsystem und professionalisierte den Beruf der forschenden Wissenschaft. Private Initiativen waren in dieser Phase der Universitätsgründungen und der Etablierung wissenschaftlicher Kommunikation entscheidend. Dies zeigte sich an den neuen Universitäten des Mittleren Westens, die die ersten großen koedukativen Einrichtungen und soziologischen Departments gründeten. Hier wurden die Soziologie und die Frauen sogleich einbezogen.¹⁷

In Preußen hing die Chance für die Soziologie und für die Frauen von Neugründungen (Frankfurt, Köln) und einer Ministerialbürokratie ab, die zumeist gegen die Fakultäten, also gegen eine kohärente soziale Gruppe, versuchte, die Soziologie in der Weimarer Republik an den Universitäten zu etablieren. Im Unterschied zu Deutschland bestanden in dem multi-institutionellen Hochschulsystem der Vereinigten Staaten gleichzeitig verschiedene Zugangsmöglichkeiten: In den neunziger Jahren des letzten

15 M. Schmeiser, *Akademischer Hazard* (Anm. 11), S. 37.

16 Ebenda, S. 43.

17 Vgl. E. Fitzpatrick, *The Endless Crusade. Women Social Scientists and Progressive Reform*, Oxford/New York 1990; M. J. Deegan, *Early Women Sociologists and the American Sociological Society*, in: *American Scholar* 16 (1981), S. 14-34; dies., *Women in Sociology: 1890-1930*, in: *Journal of the History of Sociology* 1 (1988), S. 11-34; Th. Wobbe, *Wahlverwandtschaften* (Anm. 4), Teil II.; C. Honegger/T. Wobbe (Hrsg.), *Frauen in der Soziologie. Neun Portraits*, München 1998.

Jahrhunderts öffneten die ersten renommierten Colleges ihre Tore für Frauen; Frauen-Colleges existierten bereits seit einigen Jahrzehnten, und außerdem wurden eine Reihe neuer großer koedukativer Einrichtungen gegründet.¹⁸ Diese plurale Infrastruktur bot regional verschiedene Öffnungen und förderte die Konkurrenz zwischen den Institutionen. Die Errichtung des Graduate-Departments erhöhte diese Dynamik insofern, als die Colleges auf die Entwicklung der Professionalisierung durch Erhöhung und Formalisierung der Standards in den eigenen Einrichtungen reagierten. Für Frauen als Neuankömmlinge barg dies eine nicht zu unterschätzende Chance: Ihre Einbeziehung in die koedukativen Einrichtungen vollzog sich unter den Bedingungen einer Professionalisierungsphase, in der sie selbst formalisierten Verhaltenserwartungen begegneten, die durch Einbau in professionelle Rollen und Institutionen gesichert wurden.

In Deutschland wurde die Professionalisierung des Professorenberufs auf der organisatorischen Ebene durch die Spaltung zwischen Junior- und Senior-Fakultät blockiert. Dies zeigt die Nicht-Ordinarienbewegung, deren Mitglieder zu Beginn dieses Jahrhunderts ihre Interessen formulierten.¹⁹ Die Ordinarien festigten die soziale Distanz zum wissenschaftlichen Nachwuchs und zu den anderen Professionen und bekräftigten damit ihren Anspruch auf die Geltung eines exklusiven Status. In den USA zählte es zum Selbstbild der Professionen, die die Wissenschaft einschließt, daß sie „an avenue to democratization of power of knowledge“²⁰ waren. In Deutschland gehörte es zum Selbstbild der Hochschullehrer, eine exklusive Gruppe mit einem hohen Schließungsgrad zu sein. Naturwissenschaftler, Mediziner und Geisteswissenschaftler bewahrten gegenüber organisatorischen Initiativen wie im Rahmen des „Deutschen Hochschullehrertages“ ihre Distanz.²¹ Das hohe kulturelle Prestige des Professorenberufs wurde als Mittel eingesetzt und erwies sich als funktional, um Neuankömmlingen den Zugang zu verweigern oder zu erschweren. Die Neugründungen und infrastrukturellen Transformationen in den USA öffneten demgegenüber Zugänge und ermöglichten Spielräume für Frauen, für die sich in Deutschland kein Äquivalent finden läßt. Das Gewicht der Tradition und die Kohärenz der akademischen Trägergruppen schränkten im deutschen Fall Chancen ein.

18 Hierzu M. Rossiter, *Women Scientists in America. Struggles and Strategies to 1940*, Baltimore/London 1982; L. D. Gordon, *Gender and Higher Education in the Progressive Era*, New Haven/London 1990.

19 Hierzu M. Schmeiser, *Akademischer Hazard* (Anm. 11); R. vom Bruch, *Universitätsreform als soziale Bewegung. Zur Nicht-Ordinarienfrage im späten deutschen Kaiserreich*, in: *Geschichte und Gesellschaft* 10 (1984), S. 72-91; A. Busch, *Die Stellung*.

20 N. Cott, *The grounding of modern feminism*, New Haven/London 1987, S. 216.

21 Vgl. Schmeiser, *Akademischer Hazard* (Anm. 11), S. 26f.

4. Die Institution der Frauen-Colleges

Zu Beginn dieses Jahrhunderts waren Frauen zwar in beiden Ländern Neuankömmlinge im Wissenschaftssystem, und sie waren jeweils mit strukturellen und symbolischen Beschränkungen konfrontiert. So nahm ihre Zahl als Studierende zu, während sie als Lehrende in beiden Ländern untervertreten waren; schließlich bestand in beiden Ländern institutionell eine enge Koppelung von Wissenschaft und Männlichkeit.²²

In den USA verfügten Frauen allerdings über andere Möglichkeiten, um diese Beschränkungen zu umgehen. Im Unterschied zum deutschen staatlich-föderal gelenkten Wissenschaftssystem existierte eine Vielfalt von Bildungseinrichtungen. In den USA war die private Gründung von Universitäten die Regel, und auch jedem erlaubt. In diesem Rahmen entstand die Institution der Frauen-Colleges.²³

In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts wurden Frauen-Colleges gegründet, die den institutionellen Kontext für die Herausbildung professioneller Rollen und professioneller Kommunikation von Wissenschaftlerinnen darstellten. Frauen-Colleges waren eine kulturelle Ressource, eine Umwelt, in der eine berufliche Handlungssicherheit für Frauen sozialisiert wurde. Hierfür gab es im deutschen System höherer Bildung keine Entsprechung. Mit den Frauen-Colleges entstand ein institutionelles Gefüge, das eine Vorbildfunktion für das berufliche Handeln und die professionellen Stile von Frauen erlangte. Als die Frauen in den USA in die koedukativen Universitäten strebten, hatten sie dieses kulturelle Kapital im Rücken.

Die kognitive und kulturelle Bedeutung der Frauen-Colleges für die Geschichte und den professionellen Erfolg von amerikanischen Akademikerinnen und für die gesellschaftliche Anerkennung von intellektuellen Frauen erhält vor diesem Hintergrund schon eine gewisse Kontur. In den 1870er Jahren, als zunehmend mehr Frauen-Colleges eingerichtet wurden, repräsentierten sie 60 Prozent aller studierenden Frauen im Undergraduate-Bereich. Seitdem ging zwar der Anteil immer mehr zurück, in den 1950er Jahren betrug er nur noch zehn Prozent. Doch mehrere Generationen von Akademikerinnen wurden an den Frauen-Colleges ausgebildet.

Diese Einrichtungen stellen eine kulturelle Ressource für Frauen dar, die in Deutschland kein Äquivalent hat. Seit dem 19. Jahrhundert boten sie Frauen Positionen im wissenschaftlichen Lehrkörper. Hier wurde der wissenschaftliche Nachwuchs ausgebildet, und durch akademische Lehrerinnen erhielt die jüngere Generation eine berufliche Orientierung. Der Ausbau der Frauen-Colleges war mit der Etablierung eines Kommunikationsnetzes für gebildete Frauen und Wissenschaftlerinnen verbunden. Als zunehmend mehr Amerikanerinnen seit den 1890er Jahren an den neu ge-

22 Vgl. Rossiter, *Women* (Anm. 18); Gordon, *Gender* (Anm. 18); Huerkamp, *Bildungsbürgerinnen* (Anm. 7).

23 H. Lefkowitz Horowitz, *Alma Mater. Design and Experience in the Women's Colleges from their Nineteenth-Century Beginnings to the 1930s*, Boston 1984.

gründeten koedukativen Universitäten zu studieren begannen, konnten sie auf dieses kulturelle Kapital zurückgreifen. Parallel zu den männlichen Campus-Organisationen bauten sie eigene auf. Mit dem Ausbau einer Administration für Frauen und einer Campuskultur – Selbstorganisation, Veranstaltungen, Sport, Politik – knüpften sie an die Erfahrungen der Frauen-Colleges an. Deren kulturelle Tradition wurde also in einem neuen Kontext fortgesetzt, und in derselben Zeit modernisierten sich die Frauen-Colleges ebenfalls.²⁴

Im Zuge der Integration von Frauen in den koedukativen Bereich des Wissenschaftssystems ging der Besuch der Frauen-Colleges seit den 1920er Jahren zwar zurück. Mit der neuen Frauenbewegung der 1970er Jahre entstand dann allerdings eine Umwelt, in der die Frauen-Colleges erneut Bedeutung gewannen. Nun wurde die Frage der Koedukation neu reflektiert und Frauen-Colleges erhielten eine orientierende Funktion. Dies kann ein Beispiel illustrieren. Als amerikanische Historikerinnen die internationale Konferenz zur Historischen Frauenforschung „The Berkshires“ reaktivierten, beschlossen sie, diese Tagungen an den klassischen Frauen-Colleges der Ostküste stattfinden zu lassen. Bis heute werden diese feministisch orientierten und renommierten Konferenzen hier veranstaltet. Institutionelle Kontexte haben also als Ressource auch eine wichtige symbolische Funktion für die Traditionsbildung.

5. Die institutionentheoretische Perspektive

Das komparative Argument dieser Überlegungen macht die kulturelle Variabilität des institutionellen Kontexts von Wissenschaft sichtbar. In Deutschland erschwerte das exklusive Verständnis der Wissenschaft eher den Zugang zum wissenschaftlichen Beruf. In den USA bot die inklusive Leitidee von Wissenschaft und die Institution der Frauen-Colleges eher eine Handlungsressource. In der hier gewählten komparativ-institutionellen Perspektive rückt die Wechselbeziehung zwischen Institution und Organisation in den Vordergrund: Institutionelle Bedingungen sind Faktoren, mit denen zu rechnen ist, wenn Einbeziehungsmodi in Betracht gezogen werden. Denn wie Johan P. Olsen betont: „Institutions provide individuals with resources and therefore capabilities (...) Institutionalized resources create a capacity for practical action and for achieving results, such as changing or maintaining the natural and social environment.“²⁵

24 Zur Bedeutung einer spezifischen Campuskultur der Frauen in koedukativen Einrichtungen vgl. Gordon, *Gender* (Anm. 18), S. 1, 3, 9. Die eigene College- und Campuskultur hat Dokumente und Quellen hinterlassen, die in Deutschland für gebildete Frauen in dieser Systematik und in diesem Umfang nicht zur Verfügung stehen.

25 J. P. Olsen, *Analyzing institutional dynamics*, in: *Staatwissenschaften und Staatspraxis*, 3 (1992), S. 252f.; vgl. auch J. G. March/J. P. Olsen, *Rediscovering Institutions*, New York 1989.

In der institutionentheoretischen Perspektive werden Institutionen als Ressourcen für Akteure betrachtet: Da sie Handlungs- und Verhaltensabläufe auf Dauer stellen und ein strukturelles Arrangement sowie eine Konfiguration von Rollen bieten, stellen sie Potentiale für Akteure bereit. Allgemein zählen hierzu vor allem Handlungsrouinen und Handlungsschemata; bezogen auf das Wissenschaftssystem gehören berufliche Rollen und professionelle Kulturen, Wissenschaftskonzepte und Positionsgefüge dazu.

Unter diesem Gesichtspunkt war es zu Beginn des 20. Jahrhunderts im deutschen Wissenschaftssystem für Frauen schwierig, als Wissenschaftlerinnen einbezogen zu werden. Zunächst konnte die akademische Elite eine hohe kulturelle Vorrangstellung in der Gesellschaft geltend machen. M. Rainer Lepsius hat den Erfolg des hohen Prestiges dieser Gruppe mit der These von der ständischen Vergesellschaftung zum Bildungsbürgertum begründet.²⁶ Dieser hohe kulturelle Schließungsgrad bildete zusammen mit dem außeralltäglichen Wissenschaftsverständnis eine Hürde für Neuankömmlinge, und für Frauen besonders aus dem Grunde, weil das charismatische Verständnis von Wissenschaft männlich konnotiert war. Konnte diese Hürde überwunden und mit der Habilitation eine Laufbahn zum forschenden Wissenschaftler eingeschlagen werden, stellte sich für den männlichen und weiblichen Nachwuchs ein weiteres Problem. Das organisationale Positionsgefüge wies eine geringe Differenzierung auf und der Professorenberuf selbst war ebenfalls gering professionalisiert. Damit bot diese Organisationsumwelt für Neuankömmlinge, in spezifischer Weise für Frauen, kein differenziertes Rollenspektrum und Routinen, um einen individuellen Zugang zu entwickeln.

Im Unterschied dazu war das Sozialprestige der akademischen Elite, die sich in den Vereinigten Staaten zu diesem Zeitpunkt allererst bildete, geringer als in Deutschland. Die Professionalisierung des Professorenberufs vollzog sich in den Vereinigten Staaten zur gleichen Zeit wie die der anderen Professionen auch und generierte entsprechende professionelle Handlungsmuster. Außerdem wurde durch die Etablierung des Departments eine Rollenstruktur und eine professionelle Erwartungssicherheit geschaffen, die Neuankömmlingen kulturelle Orientierungen in einer neuen Umwelt bot.

Die organisationale Umwelt von Institutionen, dies zeigt der Vergleich, ist eine entscheidende Voraussetzung für Teilnahmemöglichkeiten und berufliche Integration. Die klassische pyramidale Personalstruktur der deutschen Universität bietet dem wissenschaftlichen Nachwuchs nicht wie in den Vereinigten Staaten die Gelegenheit, von einer Position zur anderen zu 'klettern'. Das bis heute gering differenzierte Positionsgefüge der Personalstruktur an deutschen Universitäten erfordert vielmehr vom wissenschaftlichen Nachwuchs, von einer zur anderen Position zu 'springen'.

26 Hierzu M. R. Lepsius (Hrsg.), *Bildungsbürgertum im 19. Jahrhundert. Teil III: Lebensführung und ständische Vergesellschaftung*, Stuttgart 1992.

Wie gegenwärtige Untersuchungen über Frauen und Männer in Universitäten und Forschungsorganisationen zeigen, ist die Organisationskultur ein relevanter Faktor, der Einfluß hat auf Karrierechancen.²⁷

In einer institutionentheoretischen Perspektive stellt die Organisationsumwelt einen entscheidenden Faktor der Gelegenheitsstruktur (Merton) für Neuankömmlinge dar. Denn soziale Differenzierung und Institutionalisierung bilden zwei Seiten der Ausbildung von Rationalitätskriterien, die zueinander in Wechselwirkung stehen.²⁸ Darüber hinaus wird die Interaktion in Organisationen und Institutionen durch verschiedene Erwartungsstile bestimmt, die unterschiedliche Lerneffekte implizieren können.²⁹

Der Vergleich zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten hat ergeben, daß das Konzept und die Organisation der Wissenschaft Neuankömmlingen unterschiedliche Gelegenheitsstrukturen und Grade der Einbeziehungsmodi bereit stellte. Für historische und soziologische Forschungen des Wissenschaftssystems, zumal für interkulturelle und internationale, stellt die institutionentheoretische Perspektive eine Erweiterung dar. Denn dieser Ansatz erlaubt es, die kulturell variablen Voraussetzungen von Inklusion sowie die Ressourcenpotentiale für Akteure verhältnismäßig präzise zu bestimmen.

Der institutionentheoretische Ansatz läßt sich somit gerade auch in Verbindung mit einer komparativen Perspektive für die historisch-soziologische Geschlechterforschung und Wissenschaftsforschung nutzen. Olsens Argument, das vor allem auf die Dynamik politischer Institutionen

27 Vgl. H. Joas, Das deutsche Universitätssystem und die Karrieremöglichkeiten junger Wissenschaftler, in: K.-U. Mayer (Hrsg.), *Generationsdynamik in der Forschung*, Frankfurt a. M./ New York 1992, S. 110-121. Neben den allgemeinen Strukturen des Wissenschaftssystems spielt die intermediäre Ebene der Universitäts- und der Institutsorganisation eine entscheidende Rolle. Dies zeigen erste Ergebnisse der Studie „Die beruflichen Werdegänge von Wissenschaftlerinnen in der Max-Planck-Gesellschaft“, die derzeit unter der Leitung von J. Allmendinger (München) durchgeführt wird sowie die qualitativ ausgerichtete Studie unter der Leitung von B. Kraus (Darmstadt); vgl. hierzu die Tagung „Wissenschaft und Geschlechterdifferenz“ der Sektion Wissenschaft und Technikforschung in der Deutschen Gesellschaft für Soziologie: B. Heintz/Th. Wobbe, Bericht, in: *Soziologie. Mitteilungsblatt der Deutschen Gesellschaft für Soziologie*, H. 4, Opladen 1994, S. 61-68.

28 Hierzu M. R. Lepsius, Modernisierungspolitik als Institutionenbildung: Kriterien institutioneller Differenzierung, in: ders., *Interessen, Ideen und Institutionen*, Opladen 1990, S. 53-62; ders., *Institutionalisierung und Deinstitutionalisierung von Rationalitätskriterien*, in: G. Göhler, *Institutionenwandel, Leviathan. Sonderheft 16/1996*, Opladen, S. 57-69; U. Schimank, *Theorien gesellschaftlicher Differenzierung*, Opladen 1996, S. 241-267.

29 Vgl. N. Luhmann, *Die Weltgesellschaft*, in: ders., *Soziologische Aufklärung 2. Aufsätze zur Theorie der Gesellschaft*, Opladen 1975, S. 51-71. Zur neueren Institutionentheorie vgl. W. W. Powell/P. J. DiMaggio (Hrsg.), *The new Institutionalism in Organizational Analysis*, Chicago/London 1991; R. W. Scott, *Institutions and Organizations*, Thousand Oaks/London/New Dehli 1995; ders./J. W. Meyer (Hrsg.), *Institutional Environments and Organizations. Structural Complexity and Individualism*, Thousand Oaks/London 1994.

zielt, gilt ebenfalls für unseren Zusammenhang: „In analyzing institutional dynamics, we have to understand the identity, history and internal dynamics of an institution, not only its contemporary context. We have to take into account both institutional ‘roots’ and ‘routes’ – the origins and the paths by which they have arrived where they are.“³⁰

In diesem Rahmen lassen sich für die Geschlechterforschung und Wissenschaftsforschung Anschlüsse von Vergangenheit und Gegenwart herstellen, die historische Varianz und kulturelle Variabilität im Hinblick auf Fremde, Marginalisierte und Neuankömmlinge zu rekonstruieren in der Lage sind. Frauen waren zu Beginn des Jahrhunderts im deutschen und US-amerikanischen Wissenschaftssystem Fremde und Marginalisierte. Als Neuankömmlinge konnten sie unterschiedliche Handlungsressourcen beanspruchen, um diese Positionen zu verändern. Diese Gelegenheitsstruktur, so läßt sich heute ermesen, hat verschiedene Möglichkeiten der Traditionsbildung eröffnet. Die Bildung einer Tradition stellt eine kulturelle Ressource dar. Denn das kollektive Gedächtnis (Halbwachs) bietet institutionalisierte Formen der Handlungssicherheit, so daß jedes Mitglied einer Gruppe und jede Generation nicht immer wieder aufs neue gleichsam von vorn zu beginnen hat. Dies schließt ein, daß neue Generationen neue Perspektiven entwickeln. Wie sie diese neuen Perspektiven entwerfen können, hängt unter anderem davon ab, auf welches Handlungsrepertoire, wie professionelle Rollen, wissenschaftliche Stile, wissenschaftliche Vorbilder sie zurückgreifen können. Akteure entwickeln Routinen, um Wandel zu adaptieren; gleichwohl können Institutionen nicht beliebig in irgendeine Richtung verändert werden. Denn, „institutions facilitate behavior, understanding and change *within* the possibilities and constraints of an institutional identity, history and internal dynamic“.³¹ Andernfalls wären die Geschichte und die systemsichernde Grenze einer Institution nicht mehr gegeben.

Das institutionelle Gefüge der Frauen-Colleges in den Vereinigten Staaten stellt z.B. eine kulturelle Tradition dar, die nicht beliebig in das deutsche Hochschulsystem transferiert werden kann. Das deutsche Konzept des Professors kann ebensowenig in die Umwelt eines US-amerikanischen Departments kopiert werden. In beiden Fällen sind die institutionellen Komponenten mit Erwartungsstilen und einer Geschichte der Organisation verbunden. Vor diesem Hintergrund scheint mir die vergleichende Perspektive nützlich. Denn der Vergleich relativiert nicht nur den eigenen Fall. Er zeigt auch, was woanders der Fall ist. Darin liegt die Chance eines Lerneffekts.

30 Olsen, *Analyzing* (Anm. 25), S. 251.

31 Ebenda, S. 257.

William Sewell

Sind Kulturgeschichte und die vergleichende Methode vereinbar?

In ihrem einschlägigen Buch „States and Social Revolutions“ (1979) nannte Theda Skocpol die vergleichende Analyse „eine vielfach einsetzbare Methode, auf die zurückgegriffen wird, wenn es zu viele Variable und nicht genug Fälle gibt.“¹ Aus wissenschaftlicher Sicht könnte der epistemologische und rhetorische Raum, den die vergleichende Geschichtswissenschaft heute in der Wissenschaft besetzt, nicht besser bezeichnet werden. Gewöhnlich gilt der historische Vergleich als ein Subtypus der normalen Forschungsmethode, als etwas, dessen Logik darin besteht, „Hypothesen zu prüfen“². Die Kulturgeschichte, die sich als eigenständiger Wissenschaftszweig erst in den 1980er Jahren Anerkennung verschaffen konnte, wurde bislang aus einer ganz anderen epistemologischen und rhetorischen Perspektive beurteilt: Man erachtete sie als eine Kombination aus Kulturanthropologie à la Geertz, französischem Poststrukturalismus und moderner Literaturtheorie. Zustande gekommen war sie darüber hinaus im wesentlichen als eine Kritik der weitgehend materialistischen Sozialgeschichte, mit welcher die vergleichende Analyse im allgemeinen immer noch in Zusammenhang gebracht wird. Kulturgeschichte ist ihrem Stil nach gewöhnlich interpretativ oder hermeneutisch; vergleichend zu analysieren, heißt dagegen, sich eines kausalen und positivistischen Ansatzes zu bedienen. Daher entsteht der Eindruck, Kulturgeschichte und vergleichende Methode seien unvereinbar.

Mit vorliegendem Beitrag möchte ich jedoch argumentieren, daß dieser Eindruck der Unvereinbarkeit weniger aus unversöhnlichen Gegensätzlichkeiten erwächst, als vielmehr aus scharf kontrastierenden Kategorien der „untersuchenden Rhetorik“, die bei der Darstellung kulturhistorischer Themen bzw. solchen der vergleichenden Geschichtswissenschaft normalerweise zum Einsatz kommen.³ Um freilich zu zeigen, daß diese beiden Ansätze zur Arbeit an der Geschichte eigentlich vereinbar sind, wird ein

1 Th. Skocpol, *States and Social Revolutions. A Comparative Analysis of France, Russia, and China*, Cambridge 1979, S. 36.

2 Zitiert nach einem frühen Verfechter vergleichender Geschichtsforschung als wissenschaftlicher Methode: W. H. Sewell, Jr., *Marc Bloch and the Logic of Comparative History*, in: *History and Theory* (1967).

3 Den Begriff der Rhetorik übernehme ich von D. N. McCloskey, *The Rhetoric of Economics*, Madison 1985, und J. S. Nelson/A. Megill/D. N. McCloskey, *The Rhetoric of the Human Sciences. Language and Argument in Scholarship and Public Affairs*, Madison 1987.

nicht unerhebliches Umdenken über die Bedeutung von Kultur und wissenschaftlichem Vergleich stattfinden, und aus diesem Umdenken eine epistemologische Perspektive entstehen müssen, in welcher Vergleich und Kultur als zwei notwendige Bestandteile erscheinen.

1. Den Begriff der „Kultur“ neu denken

In seinem Buch „Keywords“ schreibt Raymond Williams, daß „Kultur“ zu den „zwei oder drei kompliziertesten Wörtern in der englischen Sprache“ zählt. Ich glaube nicht, daß dies für die deutsche Sprache weniger wahr ist. Angesichts der Komplexität und der Vielfalt des sprachlichen und sozialen Umfeldes, in welchem der Begriff der „Kultur“ Anwendung findet, ist es nicht leicht, zu sagen, was wir eigentlich mit „Kultur“ meinen. Doch können wir m.E. davon ausgehen, daß die meisten Bedeutungen, in welchen der Begriff in den Sozialwissenschaften gebraucht wird, durch eine postulierte fundamentale Dichotomie zwischen dem Materiellen und dem Ideellen belastet sind.

Diese Dichotomie zeigt sich in einer Reihe verschiedener Formen. Eine der hartnäckigsten und bestimmendsten davon ist die von den Marxisten gemachte Unterscheidung zwischen „Basis“ und „Überbau“ – eine Unterscheidung, die in der Praxis auch von zahlreichen, nicht-marxistischen Wissenschaftlern übernommen worden ist. In jüngster Zeit jedoch spricht man – aufgrund der von innerhalb und außerhalb der marxistischen Tradition selbst kommenden offenen Angriffe auf diese Terminologie – immer weniger in diesen Kategorien, und in der Fachsprache der Soziologen erscheint zunehmend die analoge und weit weniger explizit formulierte Dichotomie von „Struktur“ und „Kultur“. Diese Dichotomie hat den informellen Diskurs der amerikanischen Soziologen ganz und gar unterwandert. Und insofern als auch im ersten Aufruf zu dieser Konferenz diese Dichotomie erscheint, wird ersichtlich, daß sie ebenfalls in Deutschland den wissenschaftlichen Diskurs der Soziologen beherrscht.

Obwohl die Struktur/Kultur-Dichotomie mit der Basis/Überbau-Dichotomie nicht identisch ist, ist sie ihr sehr ähnlich. Der wesentlichste Unterschied besteht darin, daß man im klassischen Marxismus annahm, die „Basis“ determiniere den „Überbau“, in der modernen soziologischen Fachsprache dagegen, der „Kultur“ eine eigene, autonome, Dynamik – ja, sogar eine gewisse Einflußnahme – im Hinblick auf die „Struktur“ zugestanden wird. Beide sind aber mit denselben grundsätzlichen Mängeln behaftet:

1. Eine wie die andere geht von der Voraussetzung aus, daß innerhalb der paarigen Gegensätzlichkeit das kulturelle bzw. ideelle Element einem jeweils anderen ontologischen Bereich angehört, und
2. daß die materielle Seite der Dichotomie wichtiger ist als die ideelle.

Die Gegensätze zwischen diesen beiden Bereichen gelten als selbstverständlich und systematisch: Die „Basis“ bzw. „Struktur“ ist materiell, hart,

besitzt Kraft und kann mit wissenschaftlicher Genauigkeit gewußt werden. Der „Überbau“ dagegen ist ideell, weich, schwach und nicht mit derselben Genauigkeit erfassbar. Die für die Erforschung des materiellen Bereichs geeignete Methode ist „wissenschaftlich“ – d.h. sie ist die klassische, in den Naturwissenschaften übliche Forschungsweise. Die für die Erforschung des ideellen Bereichs geeignete Methode ist „hermeneutisch“ – d.h. sie ist die klassische, in den Geisteswissenschaften übliche Forschungsweise. Diese Unterscheidung zwischen „Kultur“ und „Struktur“ hat – ebenso wie die zwischen „Basis“ und „Überbau“ – den großen Nachteil, das soziale Leben – ja, das menschliche Wesen, in zwei scharf voneinander getrennte Seinssphären aufzuspalten, deren jede einem anderen Erkenntnismodus unterliegt. Auf diese Weise wird der Zugang zur Erforschung des gesellschaftlichen Lebens außerordentlich erschwert.

Ich möchte eine ganz andere Art des Nachdenkens über die Beziehung von Kultur und dem übrigen sozialen Leben ins Auge fassen und in diesem Sinne vorschlagen, die „Kultur“ nicht als einen eigenen Tätigkeitsbereich, sondern als bedeutungsreiche Dimension des gesamten sozialen Lebens zu begreifen. Vor diesem Hintergrund setzt sich Handeln in der Gesellschaft stets aus mehreren unterscheidbaren, doch sich gegenseitig konstituierenden Dimensionen zusammen – z.B. der Dimension der Macht, der Dimension des Mangels, der der Bedeutung, Räumlichkeit, sozialen Interaktion und der Demographie.⁴ Mit „gegenseitig konstituierend“ meine ich, daß jede dieser Dimensionen hilft, jede der anderen zu bestimmen. So hängt z.B. die Macht der Kapitalisten über die Arbeiter in einem bestimmten Industriezweig von dem kulturell bestimmten Stellenwert der Lohnarbeit ab, aber auch von der relativen Verfügbarkeit der Arbeitskräfte, den räumlichen Gegebenheiten der Fabriken, der sozialen Kohäsion der Kapitalisten untereinander sowie dem Alter und der Mobilität der Arbeiterschaft. Analog wird die kulturell bedingte Definition von Lohnarbeit eine Funktion der Macht der Kapitalisten über die Arbeiter, der relativen Verfügbarkeit der Arbeitskräfte, der räumlichen Lage der Fabriken usw. sein. Wird soziales Handeln gemäß solcher Zusammenhänge verstanden, dann ist Kultur integraler Bestandteil jeder sozialen Aktion und liegt auch auf derselben ontologischen Ebene wie alle anderen Dimensionen des gesellschaftlichen Lebens.

Weit davon entfernt, einen *Gegensatz* zur Struktur zu bilden, muß Kultur als eine andere *Ordnung* von Struktur gesehen werden: Es gibt kulturelle Strukturen wie es politische, wirtschaftliche, geographische usw. Strukturen gibt. Wenn im Hinblick auf die wirtschaftliche Dimension des sozialen Lebens als von einer Struktur verschiedener Arten relativen Mangels, und von der geographischen Dimension als einer Struktur von Ört-

4 Eine eingehendere Darstellung dieser Dimensionen des sozialen Lebens gibt W. H. Sewell Jr. In: *Toward a Post-materialist Rhetoric in Labor History. Essays on Discourse and Class Analysis*, Urbana 1993, S. 27-35.

lichkeiten gesprochen werden kann, dann ist Kultur eine Struktur von *Be-deutungen*. Diese verschiedenen Strukturordnungen überschneiden sich und determinieren sich gegenseitig in bestimmten Kontexten sozialen Handelns, wobei jede dieser Dimensionen zugleich auch ihre eigene Logik und Dynamik besitzt. Die Logik – und somit die Dynamik – der kulturellen Struktur ist *semiotisch*, d.h. sie ist eingebunden in ein Beziehungsnetz bedeutungsvoller Gegensätze zwischen Symbolen oder Zeichen – einem Netz, das stets über jeden spezifischen Kontext der einzelnen sozialen Handlung hinausreicht. Wird Kultur auf diese Weise begrifflich festgehalten, trägt sie alle Zeichen von Struktur, d.h.:

1. sie hat eine von ihrem Benutzer unabhängige Existenz,
2. sie ist ihrem Wesen nach relationell und besteht aus einem, sich in Beziehung aufeinander definierendem Netz von Elementen,
3. sie läßt menschlichen Eingriff zu und zwingt diesen in einen Rahmen, und
4. unterliegt Kultur, wie jede andere Struktur, durch ihren Gebrauch herbeigeführten Veränderungen.

Wenn wir Kultur gemäß dieser Begrifflichkeiten denken, wird sie gezwungenermaßen Teil aller Geschichte – gleichgültig, ob wir diese Geschichte als Sozial-, Wirtschafts- oder Demographiegeschichte bezeichnen. Analog, kann Kulturgeschichte ebensowenig als etwas ontologisch Unabhängiges von der Sozial-, Wirtschafts- oder politischen Geschichte gedacht werden. Was geschieht, ist, daß Geschichte unter diesen Voraussetzungen einfach aus kultureller Sicht geschrieben wird – als Geschichte, die die Rolle semiotischer Determinierungen im Rahmen der komplizierten Entfaltungsprozesse sozialer Handlungen betont. Dies wiederum bedeutet, daß die vergleichende Geschichtswissenschaft (ganz wie Geschichte im allgemeinen) stets eine kulturelle Dimension haben muß.

2. Den Begriffs des „Vergleichs“ neu denken

Im Rahmen der für die vergleichende Geschichtswissenschaft charakteristischen wissenschaftlichen Rhetorik ist der Vergleich vor allem ein Mittel, das eingesetzt wird, um etwas zu beweisen. Die Logik der vergleichenden Geschichtswissenschaft bildet eine Weiterführung der experimentellen Logik. Die zum Vergleich herangezogenen historischen Fälle werden wie ein naturwissenschaftliches Experiment behandelt. Der Historiker versucht dabei, Fälle auszuwählen, die nur im Bereich einer einzelnen postulierten unabhängigen Variablen (oder mehrerer solcher Variablen) von einander abweichen, während alle anderen Faktoren so gleich wie möglich sind. So vergleicht z.B. Theda Skocpol mehrere Länder (Frankreich unter dem Ancien Regime, Rußland zur Zeit der späten Phase des sowjetischen Imperiums, das späte Ching-Reich in China, Japan während der Prä-Meji-Periode und Preußen vor der Zeit der großen Reformen), die alle ähnliche sozio-ökonomische und politische Systeme darstellten (sie alle waren quasi-

bürokratische Großreiche landwirtschaftlicher Prägung) und im internationalen Rüstungswettlauf gleichermaßen zurückfielen. Damit hatten diese Länder die Bedingung von der „Gleichheit aller anderen Faktoren“ erfüllt. Doch denjenigen dieser Länder, in denen große soziale Revolutionen stattfanden – nämlich Frankreich, Rußland und China – sei noch etwas anderes gemeinsam gewesen, das in Japan und Preußen nicht vorlag: eine herrschende Klasse von Großgrundbesitzern, die mächtig genug war, vom Staate geplante Reformen zu blockieren. Aus diesem Grunde habe es auch in Frankreich, Rußland und China besagte Revolutionen gegeben, in Japan und Preußen aber seien Neuprägungen dadurch erfolgt, daß politische, wirtschaftliche und soziale Reformen von der Staatsspitze her eingefädelt und nach unten weitergeleitet worden seien.

Diese „experimentelle“ Logik verleiht den Schlußfolgerungen Theda Skocpols Autorität. Hätte sie aber nur die verschiedenen, für ihre Fälle charakteristischen Konfigurationen von Variablen aufgezeigt, wäre sie mit einem kurzen Artikel ausgekommen und hätte kein dickes Buch schreiben müssen. Sie aber schrieb ihr Buch, denn es hätte sich niemand – gleichgültig wie schlüssig ihre experimentelle Logik auch gewesen wäre – durch ihre Überlegungen überzeugen lassen, wenn sie nicht anhand der für geschichtliche Darstellung typischen narrativen Argumentationsweise hätte zeigen können, daß die von ihr postulierten kausalen Zusammenhänge erkennbar werden, sobald sie in beredete Prosadarstellungen der fünf ausgewählten Fallbeispiele verwoben sind.

Dies aber heißt nichts anderes, als daß mit den üblichen „experimentellen“ Abhandlungen der vergleichenden Geschichtswissenschaft etwas nicht in Ordnung ist. Und was nicht in Ordnung ist, ist natürlich, daß der Vergleich der Geschichten der fünf Länder sehr weit davon entfernt ist, ein wissenschaftliches, kontrolliertes Experiment zu sein, denn erstens weisen die fünf Länder, außer den einigen wenigen „Variablen“, die in Betracht gezogen worden waren, noch andere Details auf, durch die sie sich in signifikanter Weise von einander unterschieden, und zweitens deckten die „Experimente“ eine Zeitspanne von mehreren Jahren oder Jahrzehnten ab und erstreckten sich nicht nur über einige Stunden oder Tage. Die kausalen, Revolutionen erzeugenden Prozesse sind viel zu komplex und kontingent, um in einem experimentellen Modell eingefangen zu werden. Ich würde daher sagen, daß der Vergleich als Forschungsmethode weniger als ein Mittel gesehen werden sollte, Hypothesen zu beweisen oder umzustößen, als vielmehr als ein Mittel, durch das Hypothesen aufgestellt werden können – Hypothesen, die dann nur noch die üblichen Tests der historischen narrativ vermittelten Plausibilität und der Standfestigkeit der ins Feld geführten Details zu bestehen hätten.

Aus dem Englischen von Ingrid I. Racz

Willfried Spohn

Kulturanalyse und Vergleich in der historischen Soziologie

Die Soziologisierung der Geschichte und die Historisierung der Soziologie, wie sie seit drei Jahrzehnten vonstatten gegangen sind, waren mit einem deutlichen Aufschwung komparativer Forschung in der Sozialgeschichte und der historischen Soziologie begleitet. Der Vergleich hat sogar als Königsweg der sozialgeschichtlichen und historisch-soziologischen Forschung gegolten und trug entsprechend zum Wachstum der vergleichenden Forschung in beiden Disziplinen bei.¹ Die methodologische Grundlage hierfür waren freilich die in der Soziologie und den Sozialwissenschaften vorherrschenden strukturtheoretischen Ansätze, die historisch-soziale Entwicklungen eher als Variationen allgemeiner Prozesse sozialen Wandels und weniger in ihren kulturspezifischen Eigenarten zu analysieren, darzustellen und zu erklären trachten.²

Inzwischen vollzieht sich in Sozialgeschichte und historischer Soziologie eine wachsende kulturgeschichtliche und -soziologische Kritik an den vorherrschenden strukturtheoretischen Ansätzen und ihren methodologischen Grundlagen. Sie reicht von der Forderung nach einer verstärkten Berücksichtigung kultureller Phänomene und Dimensionen bis hin zur Grundannahme der Kulturgebundenheit und kulturellen Konstitution sozialer Prozesse. Entsprechend verstärken sich in Sozialgeschichte und historischer So-

-
- 1 Für die vergleichende Sozialgeschichte geben einen Überblick H.-G. Haupt und J. Kocka (Hrsg.), *Geschichte und Vergleich. Ansätze und Ergebnisse internationaler vergleichender Geschichtsschreibung*, Frankfurt a. M. 1996; H. Kaelble, *Vergleichende Sozialgeschichte im 19. und 20. Jahrhundert: Forschungen europäischer Historiker*, in: *Jahrbuch für Wirtschaftsgeschichte* 1 (1993), S. 173-198; J. Kocka, *Comparative Historical Research: German Examples*, in: *International Review of Social History* 38 (1993), S. 369-379; oder auch P. Burke, *History and Social Theory*, Ithaca, NY 1992 und A. Stinchcombe, *Theoretical Methods in Social History*, Orlando, FL 1978; für die historische Soziologie Th. Skocpol (Hrsg.), *Vision and Method in Historical Sociology*, Cambridge/Mass. 1984; D. Smith, *The Rise of Historical Sociology*, Philadelphia 1992; Ch. Tilly, *Big Structures, Large Processes, Huge Comparisons*, New York 1984; jetzt auch hierzulande W. Spohn, *Zur Programmatik und Entwicklung der neuen historische Soziologie*, in: *Berliner Journal für Soziologie* 3 (1996), S. 363-376; ders., *Historische Soziologie zwischen Theorien sozialen Wandels und Sozialgeschichte*, in: G. Dux (Hrsg.), *Geschichte und Soziologie*, Frankfurt a. M. 1998 (i. E.) und H.-G. Vester, *Geschichte und Gesellschaft. Ansätze historisch-komparativer Soziologie*, München 1995.
 - 2 Programmatisch vor allem H.-U. Wehler, *Geschichte als Historische Sozialwissenschaft*, Frankfurt a. M. 1973; ders., *Modernisierungstheorie und Geschichte*, Göttingen 1975; Ph. Abrams, *Historical Sociology*, London 1982; Ch. Tilly, *As Sociology Meets History*, New York 1981.

ziologie narrative, interpretative und konstruktivistische Ansätze, die die Einzigartigkeit, Kontextgebundenheit und kulturelle Konstitution historisch-sozialer Phänomene und Prozesse voraussetzen.³

Diese wachsende kulturgeschichtliche und kultursoziologische Entwicklungstendenz – positiv als Kulturwende und negativ als Kulturalismus markiert – geht zugleich mit einer deutlichen forschungsstrategischen Abwertung vergleichender Verfahren in Sozialgeschichte und historischer Soziologie einher. Aus der Perspektive der kulturellen Eigenart und der kulturellen Konstruktion historischer und sozialer Phänomene und Prozesse heraus verliert der systematische und theorieorientierte Vergleich an Bedeutung. Im Vordergrund stehen statt dessen verschiedene Formen und Methoden der Kulturanalyse, die von mehr hermeneutischen und interpretativen bis hin zu mehr dekonstruktivistischen Verfahren reichen. Sie leitet vor allem die Absicht einer angemessenen Interpretation und Dekonstruktion historischer und sozialer Phänomene, während der Methode des Vergleichs dabei nur eine sekundäre Rolle zukommt.⁴

Durch diese Forschungsentwicklung in Sozialgeschichte und historischer Soziologie kehrt freilich in einer Art ironischem Zirkel die traditionelle Unterscheidung zwischen ideographischen und nomothetischen Methoden und ihre arbeitsteilige Aufteilung auf Geschichte und Soziologie wieder. Kulturanalyse, verstehendes Erklären und Erzählen scheint allein der Geschichtswissenschaft und einer historisch orientierten Soziologie angemessen zu sein, während Strukturanalyse, vergleichendes Erklären und Theorie eher einer sozialwissenschaftlich orientierten Soziologie zuzukommen scheint.⁵

Eine solche methodologische Zweiteilung sollte freilich durch die Soziologisierung der Geschichte und die Historisierung der Soziologie überwunden werden. So stellt der wissenschaftliche Gegenstand von Geschichte wie Soziologie die historisch-soziale Wirklichkeit dar, in der nicht nur Struktur und Handlung, sondern auch Kultur konstitutiv ineinander ver-

3 Allgemein hierzu D. Chaney, *The Cultural Turn*, London 1994; zur kulturwissenschaftlichen Reaktion in der Sozialgeschichte etwa N. Dirks/G. Eley/Sh. Ortner (Hrsg.), *Culture, Power, History*, Princeton 1994; L. Hunt (Hrsg.), *The New Cultural History*, Berkeley 1989; B. Palmer, *Descent into Discourse*, Philadelphia 1990; oder auch M. Hettling u.a. (Hrsg.), *Was ist Gesellschaftsgeschichte?*, München 1993; zur kulturwissenschaftlichen Entwicklung in der historischen Soziologie insb. E. Morawska/W. Spohn, 'Cultural Pluralism' in *Historical Sociology*, in: D. Crane (Hrsg.), *The Sociology of Culture. Emerging Theoretical Perspectives*, Boulder 1995.

4 Auch wenn in Sozialgeschichte und historischer Soziologie vergleichende Arbeiten keineswegs abnehmen (vgl. hierzu H. Kaeble, *Vergleichende Sozialgeschichte* [Anm. 1]), so nehmen doch zugleich kulturwissenschaftlich orientierte Arbeiten ohne explizite Vergleichsmethodologie in beiden Disziplinen seit einem Jahrzehnt enorm zu.

5 Siehe etwa J. Kocka/Th. Nipperdey (Hrsg.), *Theorie und Erzählung in der Geschichte*, München 1979. Neuerdings auch: W. Hardtwig/H.-U. Wehler (Hrsg.), *Kulturgeschichte Heute*, Göttingen 1996 (GG Sonderheft 16); Th. Mergel/Th. Welskopp (Hrsg.), *Geschichte zwischen Kultur und Gesellschaft. Beiträge zur Theoriedebatte*, München 1997.

schränkt sind. Das Verfahren des Vergleichs als die systematische Analyse der Ähnlichkeiten und Unterschiede historisch-sozialer Phänomene und Prozesse ist deshalb auch nicht an die strukturellen oder kulturellen Dimensionen der historisch-sozialen Wirklichkeit gebunden. Vergleich und Kulturanalyse, Strukturvergleich und Kulturvergleich schließen sich nicht aus, sondern sind vielmehr aufeinander bezogen.⁶

Der folgende Beitrag beabsichtigt, die angedeutete kulturwissenschaftliche Reorientierung in Sozialgeschichte und historischer Soziologie und ihre Konsequenzen für eine vergleichende Methodologie aus der Perspektive der historischen Soziologie nachzuzeichnen. Dabei sollen zunächst in einem ersten Schritt die Eigenarten des Vergleichs in der historischen Soziologie im Unterschied zur Sozialgeschichte charakterisiert werden. Dann sollen in einem zweiten Schritt die unterschiedlichen Richtungen der Kulturanalyse in der historischen Soziologie umrissen werden. Schließlich sollen in einem dritten Schritt die Auswirkungen dieser kulturwissenschaftlichen Entwicklung für die vergleichende Forschung in der historischen Soziologie analysiert werden und abschließend in einige forschungsstrategische Schlußfolgerungen münden.

1. Zum Vergleich in der historischen Soziologie

Mit der Soziologisierung der Geschichte und der Historisierung der Soziologie haben einige paradigmatische Ansätze die grundsätzliche Einheit von Geschichte und Soziologie formuliert. Hierzulande erfolgte dies vor allem in Form der historischen Sozialwissenschaft durch Hans-Ulrich Wehler und der Figurationssoziologie durch Norbert Elias, im angelsächsischen Raum in Form der Positionsbestimmungen der historischen Soziologie durch Philip Abrams und Anthony Giddens oder auch durch Charles Tilly und Theda Skocpol.⁷ Dabei wurde im Kern die prinzipielle Historizität und Kontextualität sozialer Prozesse oder die Raum- und Zeitgebundenheit der sozialen Wirklichkeit betont, in der sich Ereignis und Prozeß, Handlung und Struktur, Individuum und Gesellschaft, Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft ineinander verschränken, und zwar unabhängig davon, ob solche sozialen Prozesse in der Vergangenheit geschahen oder in der Gegenwart geschehen. Entsprechend unterscheiden sich auch beide Disziplinen nicht grundsätzlich

6 Etwa E. Morawska/W. Spohn, 'Cultural Pluralism' (Anm. 3); J. Osterhammel, Transkulturell vergleichende Geschichtswissenschaft, in: H.- G. Haupt/J. Kocka (Hrsg.), Geschichte und Vergleich (Anm. 1), S. 271-313; J. Matthes (Hrsg.), Zwischen den Kulturen? Die Sozialwissenschaften vor dem Problem des Kulturvergleichs, Göttingen 1992.

7 Ph. Abrams, Historical Sociology (Anm. 2); N. Elias, Was ist Soziologie?, München 1970; ders., Über den Rückzug der Soziologen in die Gegenwart, in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie (1983), S. 29-40; ders., Soziologie und Geschichtswissenschaft, in: ders., Die höfische Gesellschaft, Frankfurt a. M. 1983, S. 9-59; A. Giddens, Die Konstitution der Gesellschaft, Frankfurt a. M. 1988; Th. Skocpol, Vision and Method in Historical Sociology (Anm. 1); Ch. Tilly, As Sociology Meets History (Anm. 2).

in ihrem Bezug auf die empirisch-historische Wirklichkeit und in ihren theoretisch-explanatorischen Grundlagen. In einem solchen wissenschaftslogischen Sinn gibt es gute Gründe für eine solche paradigmatisch formulierte Einheit von Geschichte und Soziologie oder von Geschichts- und Sozialwissenschaften. Doch aus ebenso guten wissenschaftspraktischen Gründen haben die jeweiligen Fachvertreter aus Soziologie und Geschichte sich gegen eine methodologische Vereinheitlichung beider Disziplinen zur Wehr gesetzt und statt dessen auf den jeweils bewährten Verfahren und Eigenarten beider Disziplinen beharrt. Auf der Seite der Geschichtswissenschaften gehören hierzu vor allem die empirische Grundlage der historischen Quellen, die eine kontextgebundene Interpretation und einen narrativen Bezugsrahmen nahelegen und sich deshalb gegen eine vorschnelle theoretische Erklärung sperren.⁸ Auf Seiten der Soziologie gehören hierzu repräsentative Datenerhebung und deduktiver Theoriebezug, die theoretische Erklärung und einen generalisierenden Bezugsrahmen verlangen.⁹ Wie wünschenswert auch immer eine noch stärkere wissenschaftspraktische Annäherung beider Disziplinen sein mag, so folgt doch aus den unterschiedlichen methodologischen Grundlagen beider Disziplinen, daß die Soziologisierung der Geschichte einerseits und die Historisierung der Soziologie nicht zu einer einheitlichen Disziplin einer historischen Soziologie oder historischen Sozialwissenschaft geführt haben.

Entsprechend sind auch Sozialgeschichte und historische Soziologie wissenschaftspraktisch keineswegs identisch, auch wenn sich aufgrund der gegenseitigen Annäherung von Geschichte und Soziologie zunehmend gegenseitige Überschneidungen ergeben.¹⁰ Die Sozialgeschichte hat wohl zunehmend das begriffliche und theoretische Arsenal der Soziologie übernommen, doch legt der Bezug zu den empirischen Quellen und ihrer Darstellung eher eine theoriegeleitete oder soziologische Geschichtsschreibung nahe als eine explizite theoretische Generalisierung. Ebenso hat die historische Soziologie wohl umgekehrt zunehmend einen historischen Kontextbezug hergestellt, doch liegt diesem häufig ein theoretisch-generalisierendes Interesse zugrunde und weniger eine explizite Quellenerfassung und -darstellung als solche. Entsprechend macht es Sinn, zwischen Sozialgeschichte und historischer Soziologie begrifflich und methodologisch zu unterscheiden. Sozialgeschichte bewegt sich vorrangig in einem narrativen Bezugsrahmen, während

8 K. G. Faber/Ch. Meier (Hrsg.), *Historische Prozesse*, München 1978; J. Kocka/Th. Nipperdey, *Theorie und Erzählung in der Geschichte* (Anm. 5); R. Koselleck/H. Lutz/ J. Rüsen (Hrsg.), *Formen der Geschichtsschreibung*, München 1982.

9 Ch. Ludz (Hrsg.), *Soziologie und Sozialgeschichte*, Sonderheft der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 1972; J. Goldthorpe, *The Uses of History in Sociology*, in: *The British Journal of Sociology* (1991) und die daran dort anschließende Debatte (1994) mit Christopher Bryant, Nicos Mouzelis, Michael Mann u. a.

10 Hierzu vor allem R. M. Lepsius, *Zum Verhältnis von Geschichtswissenschaft und Soziologie*, in: J. Baumgartner/J. Rüsen (Hrsg.), *Seminar: Geschichte und Theorie. Umriss einer Historik*, Frankfurt a. M. 1976, S. 118-138.

historische Soziologie stärker einem generalisierenden Bezugsrahmen verpflichtet ist. Diese Unterscheidung soll nicht besagen, daß in der Sozialgeschichte nicht auch generalisierende Komponenten und umgekehrt in der historischen Soziologie nicht auch narrative Komponenten eine Rolle spielen. Sie soll vielmehr bedeuten, daß in der Regel Sozialgeschichte und historische Soziologie sich nach dem in ihnen zur Geltung kommenden theoretischen Generalisierungsgrad de facto unterscheiden.¹¹

Der jeweilig in Sozialgeschichte und historischer Soziologie vorherrschende Bezugsrahmen hat nun auch Konsequenzen für die jeweils zur Anwendung kommende Form des Vergleichs.¹² Das methodologische Verfahren des Vergleichs bedeutet zunächst ganz allgemein oder formal, daß zwei oder mehrere Gegenstände auf Gemeinsamkeiten und/oder Unterschiede hin untersucht werden. Der Vergleich setzt eine gemeinsame Vergleichsebene (*tertium comparationis*) und insofern eine analytische Abstraktion von den verglichenen Phänomenen voraus und kann mehr oder weniger systematisch, theorieorientiert und selbstreflexiv durchgeführt werden. In dieser allgemeinen Definition kommt die Operation des Vergleichens sowohl in der Geschichte und Sozialgeschichte als auch in der Soziologie und der historischen Soziologie zur Anwendung. Doch hat der in der Sozialgeschichte und der historischen Soziologie jeweils vorherrschende Abstraktions- oder Generalisierungsgrad einen deutlichen Einfluß auf die Eigenart und das Ziel des jeweils zur Anwendung kommenden Vergleichsverfahrens und führt dazu, daß der Vergleich in der Sozialgeschichte und der historischen Soziologie methodologisch keineswegs identisch ist.

Da sich die vergleichende Sozialgeschichte in der Regel in einem narrativen Bezugsrahmen bewegt, sind auch die in ihr zur Anwendung gelangenden Vergleichsverfahren deutlich durch die methodischen Leitvorstellungen des geschichtswissenschaftlichen Vergleichs geprägt.¹³ Heinz-Gerhard Haupt und Jürgen Kocka haben jüngst seine wichtigsten methodischen und forschungspraktischen Besonderheiten zusammengefaßt: „Geschichtswissenschaftliche Vergleiche sind dadurch gekennzeichnet, daß sie zwei oder mehrere historische Phänomene systematisch nach Ähnlichkeiten und Unterschieden untersuchen, um auf dieser Grundlage zu ihrer möglichst zuverlässigen Beschreibung und Erklärung wie zu weiterreichenden Aussagen über geschichtliche Handlungen, Erfahrungen, Prozesse und Strukturen zu gelangen.“¹⁴ Auf dieser Grundlage werden geschichtswissenschaftliche Vergleiche zunächst gegen Einzelfallanalysen (einschließlich nicht-komparativer transnationaler, transkultureller und beziehungsgeschichtlicher Analy-

11 Eine nähere Begründung in W. Spohn, Zur Programmatik und Entwicklung in der neuen historischen Soziologie (Anm. 1).

12 Zur Methodologie des Vergleichs vor allem E. Durkheim, Regeln der soziologischen Methode, Neuwied/Berlin 1965; J. St. Mill, Philosophy of Scientific Method, hrsg. von E. Nagel, New York 1950; J. Topolsky, Methodology of History, Boston, Mass. 1976.

13 H.-G. Haupt/J. Kocka (Hrsg.), Geschichte und Vergleich (Anm. 1).

14 Ebenda, S. 9.

sen) abgegrenzt. Dann werden ihre methodisch unterschiedlichen Funktionen wie die heuristische Präzision von Fragestellungen, die deskriptive Profilierung des Einzelfalls, die erklärende Analyse und die paradigmatische Reflexion der kulturellen Eigenperspektive betont. Weiterhin werden ihre unterschiedlichen Erkenntnisziele wie die Spezifizierung der eigenen Geschichte, die typologische Klassifikation, die Stufentheorie geschichtlicher Entwicklung und die analytische Synthese hervorgehoben. Und schließlich werden die Eigenarten geschichtswissenschaftlicher Vergleiche, namentlich die Quellennähe, der Zeit- und Kontextbezug der vergleichenden Aussagen herausgestellt.

Sozialgeschichtliche Vergleiche arbeiten demgegenüber stärker mit soziologischen oder sozialwissenschaftlichen Begriffen, Konzepten und Theorien.¹⁵ Historische Phänomene und Ereignisketten werden hier unter dem Gesichtspunkt strukturgeschichtlicher Prozesse wie Modernisierung, Industrialisierung und Urbanisierung, Staatsentwicklung, Bürokratisierung oder Nationbildung, Sozialstruktur, Klassenbildung oder Geschlechterdifferenzierung, Religionsentwicklung oder Säkularisierung begrifflich gebündelt und in ihren jeweiligen Besonderheiten miteinander verglichen. Der geschichtswissenschaftliche Vergleich von historischen Phänomenen wird auf diese Weise begrifflich und theoretisch systematisiert, Phänomen- und Partikularvergleiche zu Struktur-, Prozeß- und Globalvergleichen synthetisiert. Insofern hat der sozialgeschichtliche Vergleich einen deutlich höheren Abstraktions- und Generalisierungsgrad als der geschichtswissenschaftliche Vergleich und steht deshalb auch in einem deutlichen Spannungsverhältnis zur temporalen und kontextuellen Komplexität historischer Phänomene. Doch da sich auch der sozialgeschichtliche Vergleich in der Regel in einem narrativen Bezugsrahmen bewegt und der darin enthaltene begriffliche und theoretischen Abstraktionsprozeß eher induktiv von der Komplexität der historischen Wirklichkeit aufsteigt, ist er zugleich auch wiederum durch Quellen-, Kontext- und Zeitnähe deutlich begrenzt. Für sozialgeschichtliche Vergleiche sind deshalb auch typisch: der kontrastierende Vergleich eines Einzelfalls, der systematische Vergleich von zwei und selten mehr Fällen und die Begrenzung des Vergleichs auf eng umgrenzte Zeitperioden – sei es in einem Einzelfall oder sei es in wenigen miteinander verglichenen Fällen.

Demgegenüber ist der Vergleich in der historischen Soziologie – bei allen Überschneidungen mit sozialgeschichtlichen Vergleichen – doch stärker von der Methodologie des systematischen, theoriegeleiteten und deduktiv orientierten soziologischen oder sozialwissenschaftlichen Vergleichs geprägt.¹⁶ Der soziologische Vergleich geht wesentlich von der Vergleichsein-

15 J. Breuilly, Introduction: Making comparisons in history, in: ders., *Labour and Liberalism in Nineteenth-Century Europe. Essays in Comparative History*, Manchester 1992, S. 1-25; H.-G. Haupt/J. Kocka (Hrsg.), *Geschichte und Vergleich* (Anm. 1).

16 V. Bonnell/Th. Skocpol, The Uses of Theory, Concepts and Comparison in Historical Sociology, in: *Comparative Studies in Society and History* 22/2 (1980), S. 156-173; M. Kohn (Hrsg.), *Cross-National Research in Sociology*, Newbury Park, CA 1989; A.

heit der nationalstaatlichen Gesellschaft aus und versteht sich primär als internationaler, intergesellschaftlicher oder interkultureller Vergleich. Er hat dadurch methodologische Entsprechungen vor allem mit dem politikwissenschaftlichen Vergleich.¹⁷ Melvin Kohn hat für die vergleichende Soziologie in einer kürzlichen Übersicht insbesondere vier Haupttypen des internationalen Vergleichs unterschieden:

1. der Vergleich von Nationen und ihre strukturierenden Institutionen;
2. der Vergleich von Beziehungen zwischen Komponenten oder Variablen in unterschiedlichen nationalen Kontexten;
3. der Vergleich von Nationen als gesellschaftlichen Einheiten; und
4. der transnationale Vergleich von Nationen in einem übergeordneten internationalen oder globalen System.¹⁸

Einerseits ist die rahmentheoretische Grundlage dieser Formen des soziologischen Vergleichs ein Gesellschaftsbegriff, der Gesellschaft als eine allgemeine Struktur mit Systemeigenschaften, Kausalbeziehungen oder empirischen Regelmäßigkeiten unterstellt, die freilich je nach Umgebung oder Kontext variieren. Der Vergleich hat entsprechend die vornehmliche Aufgabe, die konstanten und variablen Beziehungen zwischen den verschiedenen Komponenten einer Gesellschaft oder ihren Untereinheiten festzustellen. Andererseits ist die empirisch-theoretische Grundlage eines solchen soziologischen Vergleichs die theoriegeleitete Produktion oder Selektion von generalisierbaren Daten – in Form sowohl quantitativ als auch qualitativ repräsentativer Daten. Im Vordergrund des soziologischen Vergleichs und insofern in dentlichem Kontrast zum geschichtswissenschaftlichen Vergleich steht also der systematische Theoriebezug und weniger der zeit-räumliche Kontextbezug.

Eine der wesentlichen Motive der neuen historischen Soziologie ist die Kritik an einem in der vergleichenden Soziologie häufig zugrunde gelegten überhistorischen und kontextunabhängigen Gesellschaftsbegriff und seiner nationalstaatlichen, system- oder evolutionstheoretischen Verdinglichung.¹⁹ Statt dessen ist die Orientierung auf zeit-räumlich oder historisch-kontextuell verortete soziale Interaktionsnetze konstitutiv. Sie werden dabei räumlich in einer Reichweite von lokalen, regionalen, nationalen, transnationalen und globalen Zusammenhängen bzw. von der Mikro- über die Meso- bis zur

Przeworsky/H. Teune, *The Logic of Comparative Social Inquiry*, New York 1970; Ch. Ragin, *The Comparative Method*, Berkeley 1987; St. Rokkan, *Vergleichende Sozialwissenschaft*, Frankfurt a. M. 1970; N. Smelser, *Comparative Methods in the Social Sciences*, Engelwood Cliffs, N. J. 1976; I. Vallier (Hrsg.), *Comparative Methods in Sociology*, Berkeley 1971.

17 K. v. Beyme, *Der Vergleich in der Politikwissenschaft*, Frankfurt a. M. 1988; W. Dirk-Schlosser, *Vergleichende Politikwissenschaft*, Opladen 1993; J. Hartmann, *Vergleichende Politikwissenschaft*, Frankfurt a. M. 1995.

18 M. Kohn, Einleitung zu ders. (Hrsg.), *Cross-National Research in Sociology* (Anm. 16), S. 17-31.

19 Der Begriff der neuen historischen Soziologie zuerst bei P. Sztompka, *The Sociology of Social Change*, Chicago 1994.

Makroebene und zeitlich als sich wandelnde soziale Prozesse, als Strukturierung (Abrams, Giddens), pfadabhängige Entwicklung (Tilly), Figuration (Elias) oder dynamisches Feld (Sztompka) konzeptualisiert.²⁰ Entsprechend nimmt der historisch-soziologische Vergleich durch diese Historisierung und Kontextualisierung des Gesellschaftsbegriffs die Tugenden der Zeit- und Kontextnähe des geschichtswissenschaftlichen und sozialgeschichtlichen Vergleichs auf, bleibt aber doch in seinem Theoriebezug und seiner Systematik der Methodologie des soziologischen Vergleichs verhaftet.²¹ Charakteristisch ist für den historisch-soziologischen Vergleich deshalb auch die systematische Untersuchung von mehreren Komponenten oder Strukturelementen in zwei oder mehreren Fällen. Während bei dem sozialgeschichtlichen Vergleich letztlich doch Quellennähe und Kontexttiefe den Vorzug haben und darüber die Anzahl der Komponenten und Fälle praktisch begrenzt werden, versucht der historisch-soziologische Vergleich, Kontexttiefe und Generalisierung auszubalancieren und sich letztlich auf Kosten der Kontexttiefe eher zugunsten der Stringenz des generalisierenden Vergleichs zu entscheiden.

In einer solchen systematischen Perspektive hat Charles Tilly bisher den überzeugendsten Vorschlag einer Klassifikation der in der historischen Soziologie praktizierten Vergleichsverfahren gemacht.²² Tilly konstruiert hierzu ein zweidimensionales Feld, in dem er auf der einen Dimension die Anzahl der untersuchten Fälle und auf der anderen Dimension die Anzahl der untersuchten Komponenten innerhalb der jeweiligen Fälle unterscheidet. Auf diese Weise ergeben sich vier Extrempole eines Möglichkeitsraums historisch-soziologischer Vergleichsstrategien:

1. Der individualisierende Vergleich, der die Spezifizierung einer Komponente in mindestens zwei Fällen vornimmt;
2. der umfassende Vergleich, der möglichst alle konstitutiven Elemente in einem Fall herausarbeitet;
3. der universalisierende Vergleich, der zumindest eine Komponente in möglichst vielen Fällen untersucht; und
4. der variationsorientierte Vergleich, der im Extrem möglichst viele Elemente in möglichst vielen Fällen untersucht.

In diesem Feld möglicher Vergleichsstrategien ist der von Tilly und seiner Generation historischer Soziologen bevorzugte Typus des Vergleichs der variationsorientierte Vergleich mit einer freitlich je unterschiedlichen Balance zwischen der Anzahl der untersuchten Fälle und den dabei berücksich-

20 Ph. Abrams, *Historical Sociology* (Anm. 2); N. Elias, *Was ist Soziologie?* (Anm. 7); A. Giddens, *Die Konstitution der Gesellschaft* (Anm. 7); P. Sztompka, *The Sociology of Social Change* (Anm. 19); Ch. Tilly, *Big Structures* (Anm. 1).

21 A. A. van den Braembussche, *Historical Explanation and Comparative Method: Towards a Theory of the History of Society*, in: *History and Theory* 28 (1989), S. 2-24; St. Kalberg, *Max Weber's Historical and Comparative Sociology*, Berkeley 1994; Ch. Ragin, *The Comparative Method* (Anm. 16); Ch. Tilly, *Big Structures* (Anm. 1).

22 Ch. Tilly, *Big Structures* (Anm. 1), S. 83-85.

tigten Variablen. Hierzu zählen die hauptsächlichsten Wegbereiter der neueren historischen Soziologie wie etwa Reinhard Bendix, Shmuel N. Eisenstadt, Seymour Martin Lipset, Barrington Moore oder auch Neil Smelser.²³ Hier werden typischerweise mehrere nationale Fälle oder mehrere Regionen in einem nationalen Fall auf verschiedenen zentralen Dimensionen wie der Staatsbildung (Bürokratisierung und Demokratisierung), Klassenbildung (Sozialstruktur, soziale Konflikte) und des kollektiven Handelns (Organisationen, soziale Bewegungen) allerdings mit sehr unterschiedlichen Graden von Kontexttiefe und Systematik vergleichend untersucht. In diese Rubrik gehören auch – allerdings mit größerer Kontextnähe – eine Reihe von jüngeren Untersuchungen wie etwa die von Daniel Chirot, Mary Fulbrook, Liah Greenfeld, Richard Münch, Theda Skocpol, Ellen Kay Trimberger oder auch Robert Wuthnow.²⁴

Ausgehend von diesem Zentrum des historisch-soziologischen Vergleichs kann nun einerseits die Anzahl der untersuchten Fälle und Komponenten in unversalisierender und umfassender Richtung erhöht werden und nähert sich dadurch dem systematisch-soziologischen Vergleich. In Richtung auf Universalisierung sind dabei Shmuel N. Eisenstadt in seinem Vergleich der Achsenzeit-Zivilisationen und Seymour M. Lipset in seinem Vergleich der sozialen Grundlagen von Demokratie gegangen; dazu gehören etwa auch Stein Rokkan mit seiner historisch-analytischen Europakarte, Ernest Gellner in seinen systematischen Entwürfen zu Modernisierung, Staatsentwicklung und Nationbildung, Anthony Smith's historische Soziologie von Nationbildung und Nationalismus, David Martins allgemeine Säkularisierungstheorie, die Generalisierung der Moore-These durch Dietrich Rüschemeyer, Evelyne Stephens-Huber und John Stephens, oder auch die historisch-systematische Theorie von Entwicklung und Unterentwicklung durch Dieter Senghaas.²⁵ In Richtung auf den umfassenden Vergleich – und

-
- 23 R. Bendix, *Könige und Volk*, Frankfurt a. M. 1978; Sh. N. Eisenstadt, *The Political System of Empires*, New York 1963; S. M. Lipset, *Political Man. The Social Basis of Politics*, Baltimore, MD 1981; B. Moore, *Soziale Ursprünge von Diktatur und Demokratie*, Frankfurt a. M. 1968; N. Smelser, *Social Paralysis and Social Change. Working-Class Education in Nineteenth-Century Britain*, Berkeley 1992.
- 24 D. Chirot, *Modern Tyrants. The Power of Evil in Our Age*, New York 1994; M. Fulbrook, *Piety and Politics. Religion and the Rise of Absolutism in England, Württemberg and Prussia*, Cambridge 1983; L. Greenfeld, *Nationalism. Five Roads to Modernity*, Cambridge 1992; R. Münch, *Die Kultur der Moderne*, Frankfurt a. M. 1993; Th. Skocpol, *States and Social Revolution*, Cambridge 1979; E. K. Trimberger, *Revolution from Above: Military Bureaucrats and Development in Japan, Turkey, Egypt and Peru*, New Brunswick 1978; R. Wuthnow, *Communities of Discourse*, Cambridge/Mass. 1989.
- 25 Sh. N. Eisenstadt (Hrsg.), *Kulturen der Achsenzeit I.1 und 2; II. 1, 2 und 3*, Frankfurt a. M. 1992; S. M. Lipset, *Political Man* (Anm. 23); St. Rokkan, *Dimension of State Formation and Nation-building: A Possible Paradigm for Research on Variations in Europa*, in: Ch. Tilly (Hrsg.), *The Formation of National States in Western Europe*, Princeton 1975, S. 562-600; A. Smith, *National Identity*, Reno, CA 1992; E. Gellner, *Nationalismus und Moderne*, Berlin 1991; D. Martin, *A General Theory of Secularization*, Oxford 1978; D.

hier geleitet durch die Idee einer systematischen Evolutionsgeschichte – sind die Arbeiten von Perry Anderson und John A. Hall zur Staatsgeschichte, von Michael Mann zur Geschichte sozialer Macht und auch von Immanuel Wallerstein zur Weltgeschichte des Kapitalismus zu sehen.²⁶

Andererseits kann der historisch-soziologische Vergleich die Anzahl der untersuchten Fälle und Komponenten in Richtung auf Spezifizierung und Kontextvertiefung auch reduzieren und nähert sich dadurch dem sozialgeschichtlichen Vergleich. In Richtung auf systematisch orientierte Spezifizierung sind aus der älteren Generation schon Reinhard Bendix, Shmuel Eisenstadt und Barrington Moore gegangen, ebenso wie auch Norbert Elias.²⁷ Dazu gehören auch neuere Arbeiten wie die von Ron Aminzade, Richard Bernacki, Victoria Bonnell, John Breuilly, Rogers Brubaker, Klaus Eder, Bernhard Giesen, Timothy McDaniel, Martin Riesebrod, Sonya Rose, Margaret Somers, George Steinmetz oder auch Abram de Swaan.²⁸ Und in Richtung auf Kontextvertiefung nähert sich der historisch-soziologische Vergleich der sozialgeschichtlichen, kontrastiv vergleichenden Einzelfallsynthese. Hierzu sind vor allem Fernand Braudel, Thomas Nipperdey, Jürgen Kocka und Hans-Ulrich Wehler oder Edward P. Thompson, aber auch die Arbeiten der jüngeren historischen Soziologen wie etwa Ewa Morawska oder William Sewell zu nennen.²⁹

Rüchemeyer/E. Stephens-Huber/J. Stephens, *Capitalist Development and Democracy*, Chicago 1992; D. Senghaas, *Von Europa Lernen?*, Frankfurt a. M. 1986.

- 26 P. Anderson, *Von der Antike zum Feudalismus*, Frankfurt a. M. 1979; ders., *Die Entstehung des absolutistischen Staats*, Frankfurt a. M. 1979; J. A. Hall, *Powers and Liberties. Causes and Consequences of the Rise of the West*, Oxford 1985; M. Mann, *The Sources of Social Power I und II*, Cambridge 1986, 1993; I. Wallerstein, *The Modern World System, I, II, III*, New York 1974, 1979, 1989.
- 27 R. Bendix, *Könige und Volk* (Antn. 23); Sh. N. Eisenstadt, *Die Transformation der Israelischen Gesellschaft*, Frankfurt a. M. 1987; ders., *Japanese Civilization*, Oxford 1997; B. Moore, *Unrechtsbewußtsein*, Frankfurt a. M. 1981; N. Elias, *Über den Prozeß der Zivilisation. I und II*, Frankfurt a. M. 1969.
- 28 R. Aminzade, *Class, Politics, and Early Industrial Capitalism: a study of mid-nineteenth-century Toulouse, France*, Albany, NY 1981; R. Bernacki, *The Fabrication of Labor. Germany and Britain 1640–1914*, Berkeley 1995; V. Bonnell, *Roots of Rebellion*, Berkeley 1983; J. Breuilly, *Nationalism and the State*, Manchester 1994; R. Brubaker, *Citizenship and Nationhood in France and Germany*, Cambridge 1992; K. Eder, *Geschichte als Lernprozeß. Zur Pathogenese politischer Modernität in Deutschland*, Frankfurt a. M. 1985; B. Giesen, *Die Intellektuellen und die Nation in Deutschland*, Frankfurt a. M. 1991; T. McDaniel, *Autocracy, Capitalism and Revolution in Russia*, Berkeley 1988; S. Rose, *Limited Livelihoods: gender and class in 19th-century England*, Berkeley 1992; M. Somers, *Narrativity, narrative identity, and social action: rethinking English working-class formation*, in: *Social Science History* 16 (1992), S. 591–630; G. Steinmetz, *Regulating the Social. The Welfare State and Local Politics in Imperial Germany*, Princeton, NJ 1993; A. de Swaan, *Der sorgende Staat. Wohlfahrt, Gesundheit und Bildung in Europa und den USA*, Frankfurt a. M. 1993.
- 29 F. Braudel, *Sozialgeschichte des 15. bis 18. Jahrhunderts*, München 1986; J. Kocka, *Weder Stand noch Klasse. Unterschichten um 1800*; ders., *Arbeiterexistenzen und Arbeitsverhältnisse. Grundlagen der Klassenbildung im 19. Jahrhundert*, Bonn 1990; Th. Nipperdey, *Deutsche Geschichte 1800–1866 und 1867–1918 (I und II)*, München 1984,

Überblickt man die Entwicklungsrichtung der vergleichenden Forschung in der historischen Soziologie, so ist die Tendenz zu einer stärkeren historischen Kontextualisierung der historisch-soziologischen Ansätze unübersehbar. Deutlich verstärkt sich in der jüngeren historisch-soziologischen Forschung die Tendenz zur Kontextvertiefung und Spezifizierung der verglichenen Fälle. Die Folge ist eine stärkere Annäherung an den sozialgeschichtlichen Vergleich und eine dadurch vergrößerte Überschneidungszone zwischen historischer Soziologie und Sozialgeschichte. Doch wird dadurch der systematische Theoriebezug und generalisierende Bezugsrahmen des historisch-soziologischen Vergleichs nicht aufgegeben.

2. Zur Kulturalisierung in der historischen Soziologie

Die Tendenz zur Kontextvertiefung und Fallspezifizierung in der jüngeren historischen Soziologie zeigt sich auch in der parallel zu beobachtenden Tendenz zur Kulturalisierung historisch-soziologischer Ansätze.³⁰ Sie geht eng mit der durch Anthropologie, Ethnologie und Linguistik beeinflussten „Kulturwende“ einher, wie sie sich in der Soziologie in Form der neuen Kultursoziologie und in der Geschichte in Form der neuen Kulturgeschichte vollzieht.³¹ Diese Tendenz zur Kulturalisierung kann als kulturwissenschaftliche Reaktion auf die in der Soziologie, der historischen Soziologie und der Sozialgeschichte vorherrschenden sozialwissenschaftlichen Rahmentheorien – entweder in ihren systemtheoretischen und strukturfunktionalistischen oder ihren modernisierungstheoretischen und neomarxistischen Spielarten – gesehen werden. In dieser allgemeinen kritischen Stoßrichtung wird auf sehr vielfältige Weise die kulturelle Dimension der historisch-sozialen Wirklichkeit konzeptionell und rahmentheoretisch zur Geltung gebracht und schlägt sich in einer deutlichen Verstärkung der Kulturalanalyse in der historisch-soziologischen Forschung nieder. Die hier im Mittelpunkt stehende Frage ist, welche Konsequenzen diese Tendenz zur Kulturalisierung für die vergleichende Methodologie und Forschung in der historischen Soziologie hat. Bevor ich jedoch auf diese Frage eingehe, soll hier zunächst versucht werden, die unterschiedlichen analytischen Richtungen dieser Tendenz zur Kulturalisierung in der historischen Soziologie zu kennzeichnen.

Ich sehe die kulturwissenschaftliche Wende in der historischen Soziologie im wesentlichen in drei methodologischen Problemfeldern vorstatten gehen: der Frage der Autonomie von Kultur, der Frage der inneren Zusammen-

1989 und 1991; H.-U. Wehler, *Gesellschaftsgeschichte Deutschlands 1700–1815, 1815–1845/49, 1849–1914*, München 1987, 1995; E. P. Thompson, *The Making of the English Working Class*, Harmondsworth 1968; E. Morawska, *Insecure Prosperity. Jews in Small-Towns Industrial America, 1890–1940*, Princeton 1996; W. Sewell, *Work and Revolution in France: the language of labor from the old regime to 1848*, Cambridge 1980.

30 Dies habe ich zu zeigen versucht in: W. Spohn, *Zur Programmatik und Entwicklung der neuen historischen Soziologie* (Anm. 1).

31 L. Hunt (Hrsg.), *The New Cultural History* (Anm. 3); D. Crane, *The Sociology of Culture*; T. McDonald (Hrsg.), *The Historic Turn in the Human Sciences*, Ann Arbor 1993.

mensetzung von Kultur und der Frage der Kausalrelevanz von Kultur.³² Auf der ersten Ebene der Autonomie von Kultur läßt sich angeben, in welcher Richtung die Kulturanalyse in der historischen Soziologie rahmentheoretisch konzeptualisiert wird. Kritisch richtet sie sich dabei gegen zwei Formen des sozialwissenschaftlichen Reduktionismus von Kultur, wie sie für die erste Phase der neuen historischen Soziologie typisch sind: gegen strukturfunktionalistische Ansätze einerseits, die Kultur im wesentlichen als institutionell geronnenes Wertesystem und nicht in ihrer eigenständigen sozio-kulturellen Wirklichkeit analysieren, und gegen die neo-marxistischen und modernisierungstheoretischen Ansätze andererseits, die Kultur im Kern als Epiphänomen aus ökonomischen Interessenlagen und politischen Institutionengefügen ableiten. Auf dieser Ebene unterscheiden sich zunächst die historisch-soziologischen Kulturanalysen vor allem danach, welchen Autonomiegrad sie der kulturellen Dimension zumessen: ob sie sie als eine Ebene neben anderen gesellschaftlichen Ebenen, als eine praxeologisch in der sozio-kulturellen Lebenswelt verschränkte Dimension, oder als eine die soziale Wirklichkeit konstituierende Dimension begreifen. Auf der zweiten Ebene der inneren Zusammensetzung von Kultur läßt sich dann unterscheiden, welche kulturellen Komponenten im Vordergrund der Kulturanalyse stehen: von den ideellen über die institutionellen und die materiellen Formen von Kultur. Und auf der dritten Ebene der Kausalrelevanz von Kultur läßt sich bestimmen, welche soziale Wirkungsmacht der Kultur zugemessen wird: von einer sekundären, gleichgewichtigen oder gar primären Kausalwirkung.

Die Kulturanalyse in der historischen Soziologie im Zwischenraum zwischen Soziologie und Geschichte ist wiederum dadurch beeinflusst, in welcher Weise sich die kulturwissenschaftliche Wende einerseits in der Soziologie in Form der neuen Kultursoziologie und andererseits in der Geschichte in Form der neuen Kulturgeschichte entwickelt hat. In der Soziologie richtet sich die Entwicklung der neuen Kultursoziologie nicht so sehr auf neue Gegenstandsbereiche der Kulturanalyse – wenn auch die dynamisch sich entwickelnden Kommunikationstechnologien, Konsumformen und Lebensstile neue Gebiete der Kulturanalyse eröffnet hat –, sondern auf neue Methoden der Kulturanalyse der sozialen Wirklichkeit.³³ Während die überkommenen soziologischen Traditionen der Kulturanalyse durch den Gegensatz zwischen subjektiv-individuellen Sinnorientierungen und objektiv-systemischen Strukturen – vom ökonomischen Strukturalismus über den Systemfunktionalismus bis zum kulturafalistischen Strukturalismus – geprägt waren, versu-

32 Zu den analytischen Ebenen der neuen Kultursoziologie und -geschichte insbesondere J. Alexander/S. Seidman (Hrsg.), *Culture and Society. Contemporary Debates*, Cambridge 1990; R. Wuthnow, *Meaning and Moral Order. Explorations in Cultural Analysis*, Berkeley 1987; E. Morawska/W. Spohn, 'Cultural Pluralism' (Anm. 3).

33 D. Crane (Hrsg.), *The Sociology of Culture* (Anm. 1); F. Neidhardt/R. M. Lepsius/J. Weiß (Hrsg.), *Kultur und Gesellschaft, Sonderheft 27 der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, Köln 1987; F. Tenbruck, *Die kulturellen Grundlagen der Gesellschaft. Der Fall der Moderne*, Opladen 1989.

chen die neuen methodologischen Tendenzen der Kulturanalyse, diesen Gegensatz auf unterschiedliche Weise rahmentheoretisch zu überwinden. Robert Wuthnow unterscheidet dabei systematisch drei Ebenen einer solchen poststrukturalistischen Kulturanalyse, die auf verschiedene Weise versuchen, Kultur und Struktur konzeptuell miteinander zu vermitteln:

1. die strukturelle Analyse von objektivierten kulturellen Formen (symbolische Codes);
2. die dramaturgische Analyse der expressiven Dimensionen kultureller Formen (Rituale, Ideologien); und
3. die institutionelle Analyse der sozialen Ressourcen kultureller Produktion (kulturelle Medien und Institutionen).³⁴

In der Geschichte richtet sich die neue Kulturgeschichte ebenfalls nicht nur auf die historische Analyse von den durch die Sozialgeschichte eher vernachlässigten kulturellen Dimensionen oder Teilbereichen, sondern auch auf eine neue kulturwissenschaftliche Orientierung der Sozialgeschichte.³⁵ Auch hier besteht die zentrale kulturtheoretische Tendenz in einer poststrukturalistischen Orientierung, die in unterschiedlicher Weise von der kulturell-lebensweltlichen Einbettung strukturgeschichtlicher Dimensionen ausgeht. Zwei rahmentheoretische Richtungen lassen sich dabei ausmachen. Einerseits gewinnt – in paralleler Weise wie in der neuen Kultursociologie – die Sozialanthropologie mit ihrer praxeologischen Vermittlung von Struktur und Kultur einen verstärkten Einfluß. Andererseits verstärkt sich die Orientierung an der kritischen Literaturtheorie, die in ihren interpretativen wie dekonstruktivistischen Strömungen von einer kulturellen oder lebensweltlichen Einbettung sozialer Kategorien ausgeht. Diese poststrukturalistische Grundtendenz kommt in Deutschland vor allem in der ideengeschichtlich orientierten historischen Semantik und der anthropologisch fundierten Alltagsgeschichte zum Tragen.³⁶ In Frankreich zeigt sie sich in der mentalitätsgeschichtlichen Reorientierung der Annales-Schule.³⁷ In Großbritannien ist sie vor allem in der kulturmarxistischen Geschichtsschreibung wirksam.³⁸ Und in den USA hat sie unter Aufnahme dieser verschiedenen Strömungen als anthropologisch und literaturtheoretisch orientierte neue Kulturgeschichte einen zunehmenden Einfluß.³⁹ Lynn Hunt hat ihre Zielsetzung so zusammengefaßt: „Das Schwergewicht in der Kulturgeschichte liegt, um den materialistischen Reduktionismus von Marxismus und Annales-Schule

34 R. Wuthnow, *Meaning and Moral Order* (Anm. 32).

35 N. Dirks/G. Elty/Sh. Ortner (Hrsg.), *Culture. Power. History* (Anm. 3); L. Hunt (Hrsg.), *The New Cultural History* (Anm. 3); A. Lüdtko (Hrsg.), *Alltagsgeschichte. Zur Rekonstruktion historischer Erfahrungen und Lebensweisen*, Frankfurt a. M. 1989.

36 R. Koselleck, *Vergangene Zukunft. Zur Semantik geschichtlicher Zeiten*, Frankfurt a. M. 1989; A. Lüdtko (Hrsg.), *Alltagsgeschichte* (Anm. 35).

37 L. Raffael, *Die Erben von Bloch und Febvre*, Stuttgart 1994.

38 H. Kaye, *The British Marxist Historians*, Cambridge 1984; ders./K. MacClelland (Hrsg.), *E. P. Thompson. Critical Perspectives*, Philadelphia 1990.

39 L. Hunt (Hrsg.), *The New Cultural History* (Anm. 3).

zu ersetzen, auf einer genauen Untersuchung von Texten, Bildern und Handlungen und einer Offenheit gegenüber den Ergebnissen dieser Untersuchungen und nicht auf der Entwicklung neuer Meistererzählungen oder Gesellschaftstheorien.⁴⁰

So wie in der Soziologie in Form der neuen Kulturosoziologie und in der Sozialgeschichte in Form der neuen Kulturgeschichte läßt sich auch im Feld der praktizierten Forschungsansätze in der historischen Soziologie insgesamt eine deutliche Tendenz zu einer stärkeren Kulturalisierung feststellen. Dabei hat die Kulturanalyse in der historischen Soziologie gegenüber der neuen Kulturosoziologie einerseits einen deutlich tiefschärferen Zeit- und Kontextbezug. Andererseits ist die Kulturanalyse in der historischen Soziologie gegenüber der neuen Kulturgeschichte wiederum theoriebezogener und systematischer ausgerichtet. Parallel zur neuen Kulturosoziologie und Kulturgeschichte zeigt sich diese Kulturalisierungstendenz in der historischen Soziologie in drei Richtungen. Erstens verstärkt sich die analytische Tendenz zu einer Autoomisierung von Kultur: von der Einbeziehung der Kultur als einer zentralen Gesellschaftsdimension bis hin zur kulturellen Konstitution von Gesellschaft. Zweitens gewinnen dadurch die verschiedenen Aspekte von Kultur: von den Bedeutungs- und Sinnstrukturen, den Glaubens- und institutionalisierten Wertsystemen bis hin zu den symbolischen Codes und kulturellen Praktiken an analytischer Relevanz. Und drittens besteht die zunehmende Tendenz, die strukturellen und kulturellen Dimensionen rahmentheoretisch ineinander zu verschränken. Dabei unterscheiden sich diese verschiedenen Tendenzen der Kulturalisierung in der historischen Soziologie vor allem nach dem Generalisierungsgrad der jeweiligen historisch-soziologischen Ansätze. Entsprechend dieser unterschiedlichen Generalisierungsgrade gehe ich im folgenden die Tendenzen zur Kulturalisierung in der historischen Soziologie von der Makro- über die Meso- bis zur Mikroebene durch.

Auf der Ebene der historischen Makrosoziologie zeigt sich die Tendenz zur Kulturalisierung darin, daß die Autonomie und Wirkungsmächtigkeit der kulturellen Dimension gegenüber der gesellschaftlichen Wirklichkeit in wachsendem, wenn auch sehr unterschiedlichem, Grad rahmentheoretisch und methodologisch vorausgesetzt wird. Am schwächsten wird die Eigenständigkeit und Kausalrelevanz von Kultur in den neomarxistischen Ansätzen etwa der historischen Theorie des kapitalistischen Weltsystems von Immanuel Wallerstein oder der historischen Staatstheorie von Perry Anderson unterstellt, in denen Kultur als Ideologie letztlich durch die sozioökonomischen und politischen Kräftekonstellationen bestimmt bleibt.⁴¹ Eine deutlich höhere Autonomie von Kultur wird dann in den webermarxisti-

40 Ebenda, S. 22.

41 P. Anderson, Von der Antike zum Feudalismus; ders., Die Entstehung des absolutistischen Staats (beide Anm. 26); ders., On the Tracks of Historical Materialism, London 1983; I. Wallerstein, The Modern World System (Anm. 26); ders., Unthinking Social Science, Oxford 1991; ders., Geopolitics and Geoculture, Cambridge/Mass. 1991.

schen Ansätzen etwa von Michael Mann oder John A. Hall unterstellt, in denen Ideologie als eine eigenständige soziale Machtquelle neben den ökonomischen, politischen oder militärischen Machtquellen fungiert.⁴² Die Kausalbedeutung von Kultur verstärkt sich noch weiter in den neoweberianischen Ansätzen etwa von Shmuel N. Eisenstadt oder auch von Norbert Elias, in denen Kultur entweder in ihren mentalen und institutionellen oder ihren symbolischen und internalisierten Formen gegenüber den materiellen Dimensionen eine deutlich stärkere Prägekraft gewinnt.⁴³ Am wirkungsmächtigsten wird Kultur schließlich in den kommunikationstheoretischen oder praxeologischen Rahmentheorien etwa von Jürgen Habermas oder Pierre Bourdieu angesetzt, in denen die Eigenlogik der kulturellen Deutungsmuster oder die kulturellen Habitusformen zum eigentlichen Zentrum gesellschaftlichen Wandels werden.⁴⁴

Auch wenn so auf der Ebene der historischen Makrosoziologie die kulturelle Dimension insgesamt an Bedeutung gewinnt, so bleibt doch hier zugleich die Tendenz am stärksten, die jeweilig privilegierte Dimension systemtheoretisch in Gestalt entweder eines sozialen Strukturalismus oder eines kulturellen Strukturalismus vorauszusetzen. Auch auf der Ebene der historischen Mesosozialogie haben diese unterschiedlichen Rahmentheorien eine deutliche konzeptionelle Auswirkung, doch wird hier nun stärker das jeweilige Kausal- oder Beziehungsverhältnis zwischen den sozialstrukturellen und kulturellen Faktoren und Dimensionen in jeweiligen historischen Kontexten in den Mittelpunkt gerückt. Am schwächsten ist dabei die Wirkungsmächtigkeit von kulturellen Faktoren in den neomarxistisch oder strukturtheoretisch angelegten (an der Barrington Moore-These orientierten) Ansätzen wie etwa von Theda Skocpol oder von Dietrich Rüschemeyer, Evelyne Stephens-Huber und John Stephens, in denen inter- und transnationale ökonomische, sozialstrukturelle und staatliche Bedingungskonstellationen als entscheidend für nationalstaatliche politische Entwicklungen angesetzt werden, während den ideologischen Faktoren keine strukturelle, sondern nur eine kontextuelle Wirksamkeit zugemessen wird.⁴⁵ Eine deutlich stärkere Wirkungsmacht kultureller Dimensionen liegt dann den mehrdimensionalen Ansätzen wie etwa denen von Barrington Moore, Stein Rokkan, Ernest Gellner oder auch Anthony Smith zugrunde, die analytisch von multi-kausalen Wirkungszusammenhängen zwischen sozialstrukturellen und kul-

42 J. A. Hall, *Powers and Liberties* (Anm. 26); M. Mann, *The Sources of Social Power I,II* (Anm. 26).

43 Zuletzt Sh. N. Eisenstadt, *Power, Trust and Meaning*, Chicago 1995; N. Elias, *Theory of Symbols*, London 1993.

44 J. Habermas, *Theorie kommunikativen Handelns*, I und II, Frankfurt a. M. 1981; P. Bourdieu/L. Wacquant, *Reflexive Anthropologie*, Frankfurt a. M. 1996.

45 D. Rüschemeyer/E. Stephens-Huber/J. Stephens, *Democracy and Capitalist Development* (Anm. 25); Th. Skocpol, *States and Social Revolution* (Anm. 24) und ihre hochinteressante Auseinandersetzung mit William Sewell, in dies., *Social Revolutions in the Modern World*, Cambridge 1994, S. 169-211.

turellen Faktoren ausgehen und deshalb auch eine Analyse spezifischer kultureller Konstellationen vornehmen.⁴⁶ Eine noch stärkere Strukturierungskraft gewinnt die kulturelle Dimension wiederum in verschiedenen neoparsonianischen, neweberianischen und neodurkheimianischen Ansätzen wie etwa von Neil Smelser, David Martin, Reinhard Bendix, Daniel Chirot oder auch von Robert Wuthnow, die den kulturellen Institutionen, Mentalitäten und Praktiken – allerdings in konfigurationeller Beziehung mit sozialstrukturellen Dimensionen – eine zentrale Prägekraft beimessen.⁴⁷ Die größte Wirkungsmacht erhält schließlich die kulturelle Dimension in verschiedenen neofunktionalistischen, kommunikationstheoretischen oder praxeologischen Ansätzen wie etwa von Richard Münch, Klaus Eder oder Bernd Giesen, die der Eigenlogik kultureller Ideen, Deutungsmuster und Codes eine primäre Erklärungskraft für soziokulturellen Wandel zumessen.⁴⁸

Auch auf der Ebene der mikroanalytischen historisch-soziologischen Ansätze, die sich teilweise mit einer Sozial- und Kulturgeschichte überschneiden, verstärkt sich in sehr unterschiedlicher Weise die Einbeziehung der Kulturanalyse. Auch auf dieser Ebene wirken sich die vorausgesetzten soziologischen Rahmentheorien aus und präjudizieren das Beziehungsverhältnis zwischen den sozialstrukturellen und kulturellen Dimensionen. Doch verstärkt sich hier zugleich die methodologische Tendenz, dieses Beziehungsverhältnis in seiner jeweiligen kontextuell-lebensweltlichen Verschränkung zu analysieren. Am schwächsten ist wiederum die Autonomie und Wirkungsmächtigkeit kultureller Faktoren in den sozialstrukturell orientierten Ansätzen. Etwa in dem mobilisierungstheoretischen Ansatz von Charles Tilly spielen einerseits sozio-ökonomische und staatlich-politische Bedingungskonstellationen, andererseits die organisatorischen Ressourcen und die kulturellen Repertoires der kollektiven Akteure eine zentrale Rolle; wobei dann freilich die instrumentellen Interessen und die organisatorische Machtressourcen für kollektives Handeln entscheidender sind als der kulturelle Gehalt dieser Repertoires.⁴⁹ Ein stärkeres Kausalgewicht gewinnt die kulturelle Dimension in den strukturgeschichtlichen Ansätzen etwa von Hans-Ulrich Wehler, Jürgen Kocka, Ira Katznelson, Aristide Zolberg oder auch John Breuilly, indem diese als eigenständige Dimension kultureller Institutionen sowie von Erfahrungs-, Mentalitäts- und Bewußtseinslagen

46 B. Moore, Unrechtsbewußtsein (Anm. 27); St. Rokkan, Dimensions of State Formation and Nation-building (Anm. 25); E. Gellner, Pflug, Schwert und Buch, Stuttgart 1990; A. Smith, National Identity (Anm. 25); ders., Nations and Nationalism in a Global Era, Oxford 1995.

47 N. Smelser, Social Paralysis and Social Change (Anm. 23); D. Martin, A General Theory of Secularization (Anm. 25); R. Bendix, Nation-building and Citizenship, Berkeley 1977; D. Chirot, Social Change in the Modern Era, San Diego 1986; R. Wuthnow, Communities of Discourse (Anm. 24).

48 R. Münch, Die Kultur der Moderne (Anm. 24); K. Eder, Geschichte als Lernprozeß? (Anm. 28); B. Giesen, Die Intellektuellen und die Nation (Anm. 28).

49 Ch. Tilly, The Contentious French, Cambridge/Mass. 1986; ders., Contention in Great Britain 1758–1834, Cambridge/Mass. 1995.

untersucht, dabei allerdings auf einen eher sekundären Status eingeschränkt wird.⁵⁰ Eine deutlich stärkere Strukturierungskraft gewinnt Kultur in einer Reihe von neoweberianischen, kulturmarxistischen und praxeologischen Ansätzen, die ein gleichgewichtiges, lebensweltlich verschränktes Verhältnis zwischen sozialstrukturellen und kulturellen Dimensionen annehmen und deshalb mit einer stärker akzentuierten Kulturanalyse verbunden sind. Dazu zählen klassische Arbeiten wie etwa Norbert Elias' europäisch vergleichende Zivilisationsgeschichte; Edward P. Thompsons Analyse der Arbeiter- und Unterschichten Englands und Thomas Nipperdeys kulturelle Sozialgeschichte Deutschlands, aber auch jüngere Arbeiten wie etwa William Sewells Sozialgeschichte der französischen Arbeiterschaft, Mary Fulbrooks Analyse religiöser und politischer Bewegungen in England, Preußen und Württemberg oder Ewa Morawskas historische Soziologie ethnischer Gruppen in Pennsylvania.⁵¹ Die stärkste Wirkungsmacht erhält schließlich die kulturellen Dimension in einer Reihe von kulturtheoretisch orientierten Ansätzen, die forschungsstrategisch deutlich an Einfluß gewinnen. Dazu sind einerseits neo-weberianische Ansätze wie Liah Greenfelds Untersuchung von fünf Nationalismen oder Roger Brubakers Analyse von Staatsbürgerrechten zu rechnen, in denen die ideellen, kulturellen oder institutionalisierten Wertmuster als konstitutiv angenommen werden.⁵² Andererseits sind hierzu auch eine Reihe neuerer poststrukturalistisch-anthropologisch orientierter Ansätze zu zählen wie etwa Jean und John Comaroffs Analyse der Kolonialisierung Südafrikas oder Richard Bernackis Analyse der kulturellen Konstitution von Arbeit in Deutschland und England oder auch die verschiedenen Ansätze zu einer Alltagsgeschichte wie etwa von David Blackburn, Geoff Eley, Hans Medick und Alf Lüdtkke.⁵³ Die skizzierten Tendenzen zur Kulturalisierung in der historischen Soziologie können in drei

50 J. Breuilly, *Nationalism and the State* (Anm. 28); J. Kocka, *Lohnarbeit und Klassenbildung der Arbeiterschaft*, Bonn 1983; I. Katznelson/A. Zolberg (Hrsg.), *Working-Class Formation. Nineteenth-Century Patterns in Western Europe and the United States*, Princeton 1986; H.-U. Wehler, *Vorüberlegungen zur historischen Analyse sozialer Ungleichheit*, in: ders. (Hrsg.), *Klassen in der europäischen Sozialgeschichte*, Göttingen 1979, S. 9-32.

51 N. Elias, *Über den Prozeß der Zivilisation* (Anm. 27); E. P. Thompson, *The Making of the English Working Class* (Anm. 29); Th. Nipperdey, *Deutsche Geschichte* (Anm. 29); W. Sewell, *Work and Revolution in France* (Anm. 29); M. Fulbrook, *Piety and Politics* (Anm. 24); E. Morawska, *For Bread With Butter: Life-worlds of the east central Europeans in Johnstown, Pennsylvania, 1890-1940*, London/New York 1985; dies., *Insecure Prosperity* (Anm. 29).

52 L. Greenfeld, *Nationalism* (Anm. 24); R. Brubaker, *Citizenship and Nationhood* (Anm. 28).

53 J. Comaroff/J. Comaroff, *Of Revelation and Revolution. Christianity, Colonialism and Consciousness in South Africa*, Chicago 1992; R. Bernacki, *The Fabrication of Labor* (Anm. 28); D. Blackburn/G. Eley, *The Peculiarities of German History*, Oxford 1984; H. Medick, *Weben und Überleben in Laichingen 1650-1900. Studien zur Sozial-, Kultur- und Wirtschaftsgeschichte aus der Perspektive einer lokalen Gesellschaft im frühneuzeitlichen Württemberg*, Göttingen 1997; A. Lüdtkke, (Hrsg.), *Alltagsgeschichte* (Anm. 35).

Richtungen zusammengefaßt werden: Eimal verstärkt sich die rahmentheoretische Annahme der Kausalrelevanz von Kultur; diese Tendenz reicht von strukturtheoretischen Ansätzen, die die kulturelle Dimension zusätzlich analytisch einbeziehen, bis hin zu kulturtheoretischen Ansätzen, die in unterschiedlicher Weise von der kulturellen Strukturierung der gesellschaftsgeschichtlichen Wirklichkeit ausgehen. Zum andern verstärkt sich dadurch die Tendenz zur Analyse der verschiedenen Komponenten von Kultur. Und schließlich verstärkt sich parallel zur Kontextvertiefung und Fallspezifizierung die Tendenz zur Analyse von Kultur in ihrer lebensweltlichen Verschränkung mit sozialen Dimensionen. Wenden wir uns damit der hier zentralen Frage zu, welche Konsequenzen diese Kulturalisierungstendenz für die vergleichenden Methodologie und Forschung in der historischen Soziologie hat.

3. Zum Verhältnis von Kulturanalyse und Vergleich in der historischen Soziologie

Beginnen wir mit der nochmaligen Feststellung, daß das methodische Verfahren des Vergleichs – allgemein gesprochen – davon unberührt ist, ob die auf Ähnlichkeiten oder Unterschiede hin untersuchten gesellschaftsgeschichtlichen Wirklichkeitsbereiche sozialer oder kultureller Natur sind. In diesem allgemeinen Sinne gibt es deshalb auch keinen methodologischen Unterschied zwischen Kulturvergleich und Strukturvergleich. Die methodologischen Unterschiede kommen vielmehr erst dann ins Spiel, wenn die verschiedenen Abstraktions- und Konkretionsstufen oder die Generalisierungs- und Spezifizierungsgrade der Kulturanalyse mit in Betracht gezogen werden. Aus dieser Perspektive wird die vergleichende Kulturanalyse in der Soziologie häufig mit der Analyse allgemeiner kultureller Strukturmuster und die vergleichende Kulturanalyse in der Geschichte üblicherweise mit der Analyse kulturspezifischer Erscheinungen und Prozesse verbunden. Doch läßt sich die daraus folgende Unterteilung zwischen Strukturvergleich und Kulturvergleich – zumal im Blick auf die kulturwissenschaftlichen Traditionen in der Soziologie – keineswegs in reiner Form auf Soziologie und Geschichte abtragen; und zudem stellt sie mit der Verbindung von Soziologie und Geschichte nun eher ein inneres methodologisches Spannungsverhältnis in der neuen historischen Soziologie wie der neuen Sozial- und Kulturgeschichte dar. Ich versuche deshalb, den Kulturvergleich zunächst in Soziologie und Geschichte näher zu charakterisieren, bevor ich auf die verschiedenen Varianten des Kulturvergleichs in der historischen Soziologie eingehe.

In der sozialwissenschaftlichen Tradition der Soziologie ist nicht nur der Vergleich allgemein, sondern auch der Kulturvergleich eher systematisch, theoriegeleitet und deduktiv orientiert. Kultur wird dabei als eigenständige gesellschaftliche Dimension von kulturellen Verhaltensorientierungen, Symbolsystemen oder Institutionen auf einem möglichst hohen Abstrak-

tionsniveau definiert, um so die Vergleichbarkeit verschiedener kultureller Prozesse und Strukturen zu ermöglichen.⁵⁴ Der Kulturvergleich kann sich dann wieder auf nationale Kulturen und ihre Untereinheiten, auf kulturelle Komponenten innerhalb nationaler Kulturen oder auf transkulturelle Zivilisationen beziehen. Einflußreich waren hier etwa in der vergleichenden Modernisierungsforschung vor allem die „pattern variables“ von Talcott Parsons, die den Kulturwandel moderner und sich modernisierender Gesellschaften analytisch zu vergleichen erlaubten.⁵⁵ Auf einer solchen analytischen Grundlage können unterschiedliche kulturelle Handlungsorientierungen und Institutionen unterschieden, in Form einer repräsentativen Survey-Forschung oder auch einer historisch-sequentiellen Entwicklungsanalyse operationalisiert und auf ihre Ähnlichkeiten und Unterschiede hin verglichen werden. Die Methode eines solchen soziologischen Kulturvergleichs orientiert sich deutlich an der Leitvorstellung einer sozialwissenschaftlichen Soziologie, die allgemeine soziale Gesetzmäßigkeiten auf ihre Variationen hin analysieren und erklären will.

An einem solchen sozialwissenschaftlichen Kulturvergleich sind aus kulturwissenschaftlicher Perspektive – sowohl in der Soziologie wie in der Geschichte – immer wieder eine Reihe von Einwänden formuliert worden.⁵⁶ Einmal wird der Mangel an Kulturanalyse betont, d.h. die unzureichende Erfassung der spezifischen Kulturgehalte: der individuellen Bedeutungen, Sinn- und Symbolgehalte in spezifischen Ereignissen, Handlungsorientierungen oder Lebenswelten. Zum andern unterliegt ein von den spezifischen Kulturgehalten abstrahierender Kulturvergleich der Gefahr der Projektion der eigenen, meist westlich-modernen, Kultur auf andersartige Kulturen und erstellt somit den Blick auf die Einmaligkeit fremder Kulturen. Stattdessen erfordert die Operation des Vergleichens – wie es namentlich Joachim Matthes herausgestellt hat⁵⁷ – den Blick auf gegenseitige Interaktionsprozesse zwischen der eigenen und fremden Kultur und die dabei eingehenden kulturellen Übersetzungsleistungen. Aus einer solchen kulturwissenschaftlichen Perspektive ist ein auf allgemeine Strukturen angelegter Kulturvergleich vor allem dann problematisch, wenn er nicht in eine solche kommunikative Kulturvergleichung eingebettet ist. Für die vergleichende Kulturgeschichte hat Hans Medick denselben Sachverhalt aus der Sicht einer anthropologisch orientierten Mikrohistorie formuliert.⁵⁸ Danach kommt es zuallererst auf die Erfassung der individuellen Kulturgebundenheit historischer Phänomene und Lebenswelten an; und erst auf dieser Grundlage ist ein hi-

54 M. Kohn, *Cross-national Research in Sociology* (Anm. 16).

55 T. Parsons, *Gesellschaften*, Frankfurt a. M. 1975; R. Münch, *Die Kultur der Moderne* (Anm. 24).

56 Zuletzt J. Matthes (Hrsg.), *Zwischen den Kulturen? Die Sozialwissenschaften vor dem Problem des Kulturvergleichs*, Göttingen 1992.

57 J. Matthes, *The Operation Called 'Vergleichen'*, in: ebenda, S. 75-99.

58 H. Medick, *Entlegene Geschichte? Sozialgeschichte und Mikrohistorie im Blickpunkt der Kulturanthropologie*, in: ebenda, S. 167-178.

storisches Vergleichen sinnvoll, „ein dezentrierendes Vergleichen“, „das nicht über die Einzelfälle hinweggeht, sondern sie stets als Bezugspunkt nimmt, von dem her die Frage nach Ähnlichkeiten, Gemeinsamkeiten und Unterschieden historischer Phänomene und deren Erklärung zu stellen ist.“⁵⁹

Der Vergleich in der historischen Soziologie steht wiederum zwischen diesen beiden Extrempolen eines analytisch abstrahierenden und eines kulturspezifisch gebundenen Vergleichs.⁶⁰ Einerseits basiert er auf der Kritik an unhistorischen oder zeit-räumlich unspezifischen Kulturanalysen und Kulturvergleichen. Andererseits hält er eine von der spezifischen Kulturgebundenheit historischer Phänomene und Lebenswelten abstrahierende Form des Kulturvergleichs für legitim. Entsprechend besteht im historisch-soziologischen Kulturvergleich eine deutliche Spannung zwischen der Kulturanalyse, die möglichst angemessen die Kulturgebundenheit historisch-sozialer Prozesse zu erfassen sucht, und dem Kulturvergleich, der mehrere jeweils kulturgebundene Prozesse unter theoretischen und dadurch notwendig abstrahierenden Gesichtspunkten miteinander vergleicht und zu erklären versucht. Charakteristisch ist in der historischen Soziologie deshalb auch die methodologische Spannbreite zwischen einer kontrastiv vergleichenden, die kulturelle Komplexität eines Einzelfalls möglichst tiefenscharf erfassende Kulturanalyse, die sich dann mit einer vergleichenden Kulturgeschichte überschneiden kann, und eines auf zwei oder mehrere, kulturanalytisch so tiefenscharf wie möglich spezifizierte, Fälle ausgerichteten systematischen Kulturvergleichs, der sich dann wieder mehr einer theorieorientierten vergleichenden Kultursoziologie annähert. Versuchen wir, diese methodologischen Spannungen des historisch-soziologischen Kulturvergleichs zwischen kulturanalytischer Tiefenschärfe und vergleichender Generalisierung auf den verschiedenen Abstraktionsebenen historisch-soziologischer Ansätze genauer zu charakterisieren und dabei zu fragen, welche Folgen die verzeichnete Tendenz zur Kulturalisierung für den historisch-soziologischen Kulturvergleich hat.

Auf der Ebene der historischen Makrosoziologie läßt sich feststellen, daß die systematische Bedeutung des Kulturvergleichs nicht einfach proportional zur unterstellten Kausalmächtigkeit von Kultur in der Strukturierung historisch-sozialer Prozesse zunimmt. So hat der Kulturvergleich einen nur marginalen methodologischen Stellenwert in den strukturalistischen Ansätzen, und zwar sowohl auf der sozialstrukturellen als auch auf der kulturellen Seite. Trotz der konträr angenommenen Kausalrelevanz von Kultur spielt auf beiden Polen der spezifische Kulturgehalt für die kulturelle Wirkungsmächtigkeit von Kultur nur eine sekundäre Rolle und entsprechend kommt auch dem Kulturvergleich keine besondere methodologische Funktion zu. Auf der sozialstrukturellen Seite hat Kultur ohnehin einen eher abgeleiteten kausalanalytischen Status, so daß der Kulturvergleich ebenfalls eine nur un-

59 Ebenda, S. 174.

60 E. Morawska/W. Spohn, 'Cultural Pluralism' (Anm. 3).

bedeutende Rolle spielt. Etwa in den neomarxistischen Ansätzen von Immanuel Wallerstein und Perry Anderson werden Kulturphänomene wie Ideologien den sozio-ökonomischen Weltsystemhierarchien und sozio-politischen Klassenkonstellationen eher zugeordnet, als daß die spezifische Art von Ideologien von kausaler Relevanz wäre und damit auch ihre kulturvergleichende Erfassung erforderte.⁶¹ Auf der anderen Seite der verschiedenen kulturtheoretischen Ansätze hat Kultur umgekehrt eine privilegierte Wirkungsmächtigkeit für historisch-soziale Prozesse. Doch da hier vor allem die allgemeinen Strukturen von Kultur analytisch im Mittelpunkt stehen, liegt der Akzent des Kulturvergleichs eher auf einem allgemeinen Strukturvergleich von Kultur und nicht so sehr auf einer kulturvergleichenden Tiefenschärfung. So kommt es etwa Jürgen Habermas im Rahmen seiner kommunikationstheoretisch angelegten Evolutionstheorie primär auf einen Strukturvergleich von moralischen Codes oder Pierre Bourdieu im Rahmen seiner praxeologischen Kulturtheorie auf einen Strukturvergleich von Klassenkulturen an und weniger auf einen Vergleich ihrer jeweiligen kulturspezifischen Gehalte.⁶² Eine ganz andere methodologische Bedeutung gewinnt der Kulturvergleich dagegen in den historisch-soziologischen Ansätzen zwischen diesen struktur- und kulturtheoretischen Polen. Hier wird die kulturelle Dimension in ihrer eigenständigen Kausalrelevanz rahmentheoretisch eher auf einer mittleren Ebene vorausgesetzt, wodurch aber gerade der spezifische Kulturgehalt für die Form der kulturellen Wirkungsmächtigkeit relevant wird. Entsprechend bekommt auch der Kulturvergleich eine zentrale methodologische Funktion. Eine gewisse Bedeutung besitzt er in den webermarxistischen Ansätzen etwa von Michael Mann oder John Hall, da hier die kulturelle Dimension vor allem in Form von religiösen Strukturen einen, wenn auch begrenzten, kausalen Einfluß auf sozio-politische Prozesse der Machtbildung haben und so die komparative Spezifizierung ihrer jeweiligen Kulturformen erfordert.⁶³ Eine wesentliche Rolle spielt der Kulturvergleich in den neoweberianischen Ansätzen etwa von Norbert Elias und Shmuel Eisenstadt, in denen Kultur als Religion oder als Zivilisation eine umfassende soziale Strukturierungsmacht besitzt und diese nur über eine kulturvergleichende Tiefenschärfung erfaßt werden kann.⁶⁴

Auf der mittleren Generalisierungsebene im Feld historisch-soziologischer Ansätze haben die rahmentheoretischen Gegensätze zwischen den struktur- und kulturtheoretischen Polen durchaus analytische Konse-

61 P. Anderson, Die Entstehung des absolutistischen Staats (Anm. 26); I. Wallerstein, The Modern World System I, II, III (Anm. 26).

62 J. Habermas, Zur Rekonstruktion des historischen Materialismus, Frankfurt a. M. 1976; P. Bourdieu, Entwurf einer Theorie der Praxis, Frankfurt a. M. 1976.

63 J. A. Hall, Powers and Liberties (Anm. 26); M. Mann, The Sources of Social Power I, II (Anm. 26).

64 N. Elias, Über den Prozeß der Zivilisation (Anm. 27); Sh. N. Eisenstadt, Religion and the Civilizational Dimensions of Politics, in: S. A. Arjomand (Hrsg.), The Political Dimensions of Religion, New York 1993, S. 13-42.

quenzen, doch stehen hier eher die multidimensionalen Beziehungs- und Kausalanalysen im Mittelpunkt der Analyse und entsprechend verstärkt sich die methodologische Funktion des Kulturvergleichs. Damit erhöht sich aber auch die Spannung zwischen kulturvergleichender Abstraktion und kulturalistischer Tiefenschärfe. Dabei ist die Bedeutung des Kulturvergleichs vor allem davon abhängig, welche Kausalrelevanz der Kultur gegenüber anderen Gesellschaftsdimensionen zugemessen wird. Auf der Seite der strukturtheoretisch angelegten Ansätze hat der Kulturvergleich parallel zur bloß geringen Wirkungsmächtigkeit kultureller Faktoren nur eine marginale Funktion. Etwa in der Revolutionstheorie Theda Skocpols oder in der Demokratietheorie von Rüschemeyer/Stephens/Stephens werden den Revolutionsideologien oder Prozessen der nationalen Identitätsbildung gegenüber strukturellen Faktoren nur eine sekundäre Rolle eingeräumt; doch in einem konjunkturellen Sinn wird der komparativen Kulturalanalyse von politischen Ideologien dann durchaus eine methodische Bedeutung zugestanden.⁶⁵ Deutlich gewichtiger wird – zusammen mit der kulturellen Dimension – der Kulturvergleich in der gleichgewichtig multidimensional angelegten Ansätzen. Zugleich macht sich hier auch die Spannung im Kulturvergleich zwischen kulturalistischer Generalisierung und Spezifizierung, die zudem oft durch die Arbeiten der jeweiligen Autoren hindurchgeht, am stärksten bemerkbar. Der eher von spezifischen Kulturgehalten abstrahierende Kulturvergleich ist häufig typisch für die mehr generalisierend-komparativen Arbeiten, etwa von Seymour M. Lipset, Stein Rokkan, David Martin, Barrington Moore, Ernest Gellner und Anthony Smith.⁶⁶ Kulturvergleiche in der eher kulturspezifizierenden Richtung konzentrieren sich auf wenige Fälle, so Barrington Moore in seiner Analyse des Ungerechtigkeitsbewußtseins der deutschen Arbeiterschaft, Reinhard Bendix in seinem Vergleich betrieblicher und politischer Herrschaftsideologien, Neil Smelser in seiner vergleichenden Analyse von Arbeitererziehung oder auch Robert Wuthnows in seiner vergleichenden Analyse der unterschiedlichen Ausprägung von Reformation, Aufklärung und Sozialismus im modernen Europa.⁶⁷ Der kulturalistisch vertiefende Vergleich ist schließlich für solche Ansätze charakteristisch, die Kultur nicht als kulturelle Dimension in einem mehrdimensionalen Modell, sondern als konzentrische Strukturierungsmacht konzeptualisieren. Hier geht es dann vorrangig um die kulturalistische Tiefenschärfung des Kulturvergleichs, die aber oft durch einen Mangel an generalisierender Vergleichsschärfe erkauft wird. Dabei kann der spezifizierende Kulturvergleich

65 So etwa Th. Skocpol, *Social Revolutions in the Modern World* (Anm. 45), S. 208.

66 S. M. Lipset, *Political Man* (Anm. 23); St. Rokkan, *Dimensions of State Formation and Nation-building* (Anm. 25); D. Martin, *A General Theory of Secularization* (Anm. 25); B. Moore, *Soziale Ursprünge von Diktatur und Demokratie* (Anm. 23); E. Gellner, *Nationalismus und Moderne* (Anm. 25); A. Smith, *National Identity* (Anm. 25).

67 B. Moore, *Unrechtsbewußtsein* (Anm. 27); R. Bendix, *Work and Authority*, Berkeley 1964; N. Smelser, *Social Paralysis and Social Change* (Anm. 23); R. Wuthnow, *Communities of Discourse* (Anm. 24).

entweder mehrere Fälle analysieren wie etwa in Reinhart Bendix' Studie politischer Herrschaft, Liah Greenfelds Untersuchung von Nationalismus oder Daniel Chirots Studie politischer Tyrannis, unterliegt dann aber leicht dem Mangel an konsistenter Systematik.⁶⁸ Oder der kulturspezifisierende Vergleich konzentriert sich auf einen Fall mit kontrastiven Vergleichsfolien wie etwa in Klaus Eders Studie zum deutschen Sonderweg oder in Bernhard Giesens Untersuchung zum Verhältnis von Intellektuellen und Nation in Deutschland, ohne eine systematische kulturelle Ortsbestimmung des untersuchten Einzelfalls vorzunehmen.⁶⁹

Auf der mikroanalytischen Ebene historisch-soziologischer Ansätze steht die Tendenz im Vordergrund, die kontextuelle Verschränkung von strukturellen und kulturellen Dimensionen oder Faktoren in jeweiligen kontextuellen Verschränkungen in spezifischen gesellschaftlichen Konfigurationen und Lebenswelten zu analysieren. Doch auch hier haben die rahmentheoretischen Konzeptualisierungen und theoretischen Relationen zwischen sozialstrukturellen und kulturellen Dimensionen einen Einfluß auf den methodologischen Stellenwert von Kulturanalyse und Kulturvergleich. In allgemeiner Weise läßt sich auf dieser Ebene feststellen, daß parallel zur theoretisch vorausgesetzten Kausalrelevanz kultureller Faktoren die Bedeutung der tiefenverschärfenden Kulturanalyse zunimmt, jedoch die Bedeutung des systematischen Kulturvergleichs eher begrenzt bleibt. Auf der sozialstrukturellen Seite haben die kulturellen Faktoren nur eine sekundäre Bedeutung und entsprechend hat auch der Kulturvergleich keinen systematischen Stellenwert. Etwa in der mehrere Länder und Regionen vergleichenden Analyse des Strukturwandels sozialen Protests durch Charles Tilly fehlt ein spezifizierender Vergleich der kulturellen Protestrepertoires.⁷⁰ Oder die wohl mehrdimensional, aber vorrangig strukturgeschichtlich angelegten Ansätze von Hans-Ulrich Wehler und Jürgen Kocka oder auch Ira Katznelson und Aristide Zolberg enthalten eine stärkere Orientierung auf die Analyse kultureller Dimensionen, aber ohne eine gleichbedeutende Einbeziehung des Kulturvergleichs.⁷¹ Demgegenüber gewinnt in den mehrdimensional, doch vorrangig kulturgeschichtlich angelegten Ansätzen nun sowohl Kulturanalyse wie Kulturvergleich eine zentrale methodologische Bedeutung. Entsprechend nimmt hier vor allem die Bedeutung der tiefenschärfenden Kulturanalyse zu, ohne daß dem systematischen Kulturvergleich eine gleichrangige Bedeutung

68 R. Bendix, *Könige und Volk* (Anm. 23); L. Greenfeld, *Nationalism* (Anm. 24); D. Chirot, *Modern Tyrants* (Anm. 24).

69 K. Eder, *Geschichte als Lernprozeß?* (Anm. 28); B. Giesen, *Die Intellektuellen und die Nation* (Anm. 28).

70 Ch. Tilly, *The Contentious French*; ders., *Contention in Great Britain* (beide Anm. 49). Diese Kritik formuliert L. Hunt, *Charles Tilly's Collective Action*, in: Th. Skocpol, *Vision and Method in Historical Sociology* (Anm. 1), S. 244-275.

71 H.-U. Wehler, *Gesellschaftsgeschichte Deutschlands* (Anm. 29); J. Kocka, *Weder Stand noch Klasse*; ders., *Arbeiterexistenzen und Arbeitsverhältnisse* (beide Anm. 29); I. Katznelson/A. Zolberg, *Working-Class Formation* (Anm. 50).

zukommt. Die historisch-soziologische Kulturanalyse nähert sich hier der Kulturgeschichte an, konzentriert sich vor allem auf die kulturelle Komplexität des Einzelfalls und dessen angemessene Darstellung und Interpretation, und entsprechend nimmt der Kulturvergleich häufig die Form des kontrastiven Vergleichs und seltener die Form eines Vergleichs zwischen mehreren Fällen an. So folgen Edward P. Thompson, William Sewell, Ewa Morawska oder auch Thomas Nipperdey alle einem Ideal einer mehrdimensionalen dichten Beschreibung, doch der darin enthaltene Kulturvergleich ist typisch auf systematische Kontrastpunkte orientiert.⁷² Selten sind hier Kulturvergleiche von zwei oder gar mehreren Fällen – die zivilisationsgeschichtlichen Arbeiten von Norbert Elias gehen in diese Richtung –, da sie mit dem Ideal einer tiefenscharfen Kulturanalyse weniger methodologisch als vielmehr praktisch konfligieren.⁷³ Auf der anderen Seite nimmt in den stärker kulturalistischen Ansätzen aufgrund der kulturtheoretischen Vorannahmen die Bedeutung der tiefenschärfenden Kulturanalyse eher ab, erleichtert dadurch aber wieder den Kulturvergleich. Beispiele eines systematisch angelegten mikroanalytischen Kulturvergleichs von zwei Fällen (mit Erweiterungen auf weitere Fälle) sind hier die Arbeiten von Rogers Brubaker und Richard Bernacki.⁷⁴ Auch auf der mikroanalytischen Ebene historisch-soziologischer Ansätze steht der Kulturvergleich in einer charakteristischen Spannung zwischen einer kulturanalytischen Interpretationsdichte und einer komparativen Vergleichssystematik.

4. Schlußbemerkung

Der hiermit abgeschlossene Gang durch das Feld historisch-soziologischer Ansätze unter dem Gesichtspunkt der methodologischen Beziehung von Kulturanalyse und vergleichender Forschung hat im wesentlichen drei Spannungsverhältnisse offengelegt:

Erstens besteht eine Spannung zwischen unterschiedlichen Graden der Generalisierung im historisch-soziologischen Vergleich. Stärker generalisierende Vergleichsverfahren kontrastieren mit stärker spezifizierenden Vergleichsverfahren, die sich dann auch dem geschichtlichen Vergleich annähern.

Zweitens besteht eine Spannung zwischen stärker strukturtheoretisch und stärker kulturtheoretisch angelegten Bezugsrahmen. Strukturtheoretische Ansätze mindern die Kausalwirkung kultureller Faktoren und Dimensionen, während kulturtheoretische Ansätze sie steigern, zudem in Abhängigkeit von der Art des vorausgesetzten kulturtheoretischen Analyserahmens.

72 E. P. Thompson, *The Making of the English Working Class* (Anm. 29); W. Sewell, *Work and Revolution in France* (Anm. 29); E. Morawska, *Insecure Prosperity* (Anm. 29); Th. Nipperdey, *Deutsche Geschichte* (Anm. 29).

73 N. Elias, *Über den Prozeß der Zivilisation* (Anm. 27).

74 R. Bernacki, *The Fabrication of Labor* (Anm. 28); R. Brubaker, *Citizenship and Nationhood* (Anm. 28).

Drittens besteht eine Spannung zwischen einer systematischen Vergleichsmethodologie – unabhängig von einer eher struktur- oder kulturtheoretischen Anlage – und einer kulturanalytischen Tiefenschärfung konkreter Lebenswelten.

Wissenschaftspraktisch werden diese methodologischen und analytischen Spannungsverhältnisse häufig durch disziplinäre Spezialisierung entschärft. In meinen Augen bieten diese Spannungsverhältnisse jedoch eine forschungsstrategische Chance, sie durch gezielte interdisziplinäre Kooperation und methodische Vermittlungsverfahren im Interesse wissenschaftlicher Erkenntnis auszuloten und fruchtbar zu machen. Entsprechend dieser Spannungsfelder sehe ich dabei vor allem drei Desiderata:

Erstens wäre eine strategische Konfrontation und Vermittlung von Vergleichen unterschiedlicher Generalisierungsgrade sinnvoll, insbesondere zwischen dem stärker generalisierend-deduktiven historisch-soziologischen und dem stärker spezifizierenden historisch-soziologischen oder sozialgeschichtlich-induktiven Vergleich. Ein interessantes Feld wäre hier etwa die Vermittlung der an der Barrington-Moore-These über mehrere Länder und Kontinente systematisch-generalisierenden Analysen und der meistens im kontrastiven oder Zweiervergleich arbeitenden sozialgeschichtlichen Sonderwegsdebatte.⁷⁵ Ein anderes und teilweise in Angriff genommenes Feld wäre etwa die Vermittlung von systematischen Religions- und Säkularisierungstypologien mit vergleichenden Sozialgeschichten der Religion einzelner Länder.⁷⁶

Zweitens wäre eine strategische Konfrontation und Vermittlung unterschiedlicher sozial- und kulturtheoretischer Analysen und Erklärungsweisen wünschenswert, um die Erklärungsreichweite rahmentheoretischer Voraussetzungen an identischen, aber unterschiedlich analysierten Gegenstandsbereichen zu überprüfen. Ein in Angriff genommenes Feld ist hier die Debatte in der vergleichenden Revolutionsforschung zwischen sozialtheoretischen, kultur- und konfigurationstheoretischen Ansätzen.⁷⁷ Ein anderes fruchtbares Feld besteht in der vergleichenden Forschung zu Staats- und Nationbildung

75 Etwa zwischen B. Moore, *Soziale Ursprünge von Diktatur und Demokratie* (Anm. 23); D. Rüschemeyer/E. Stephens-Huber/J. Huber, *Capitalist Development and Democracy* (Anm. 25); J. Kocka (Hrsg.), *Bürgertum im 19. Jahrhundert*, München 1995; D. Blackburn/G. Eley, *The Peculiarities of German History* (Anm. 53); G. Stokes, *The Social Bases of Politics in Eastern Europe*, in: D. Chirot (Hrsg.), *The Origins of Backwardness in Eastern Europe*, Berkeley 1989, S. 210-251.

76 Etwa D. Martin, *A General Theory of Secularization* (Anm. 25); J. Casanova, *Public Religions in the Modern World*, New York 1994; St. Bruce (Hrsg.), *Religion and Modernization*, Oxford 1992; H. McLeod (Hrsg.), *European Religion in the Age of the Great Cities, 1830-1930*, Oxford 1995.

77 Etwa Th. Skocpol, *Social Revolutions in the Modern World* (Anm. 45), und der darin enthaltene Dialog mit W. Sewell; L. Hunt, *Politics, Culture, and Class in the French Revolution*, Berkeley 1984; R. Chartier, *The Cultural Origins of the French Revolution*, Durham 1991; T. McDaniel, *Autocracy, Capitalism and Revolution in Russia* (Anm. 28); ders., *Autocracy, Modernization, and Revolution in Russia and Iran*, Princeton 1992.

und einer methodologischen Vermittlung zwischen eher staatsorientierten Strukturanalysen und eher nationorientierten Kulturanalysen.⁷⁸

Drittens wäre eine gezielte Konfrontation und Vermittlung zwischen einer generalisierenden Vergleichssystematik mehrerer Fälle und der kulturanalytischen Tiefenschärfung von Einzelfällen fruchtbar. Die verstärkte Tendenz zu lebensweltnahen Kulturanalysen in historischer Soziologie und neuer Kulturgeschichte wäre durch eine umgekehrte Strategie eines systematischen Struktur- und Kulturvergleichs mehrerer tiefensehrend erfaßter Fälle zu ergänzen. Ein in Frage kommendes Feld ist hier die vergleichende Forschung zur Klassenbildung mit einer strategischen Vermittlung von eher strukturtheoretischen und eher kulturvertiefenden Analysen von Klassenmentalitäten und -identitäten.⁷⁹ In dieser Spannung habe ich etwa mein eigenes Forschungsprojekt zu Modernisierung, Religion und sozialer Identitätsbildung der Arbeiterschaft angesiedelt.⁸⁰ Ein anderes fruchtbares Feld könnte etwa auch eine vergleichende Forschung zu Staatsbürgerrechten, Minderheiten und kollektiver Identitätsbildung sein.⁸¹

Die hier angeführten Forschungsdesiderata zielen darauf, einen strategischen Dialog zwischen methodologisch unterschiedlichen Vergleichsverfah-

78 Etwa B. Anderson, *Imagined Communities*, London 1989; E. Gellner, *Nationalismus und Moderne* (Anm. 25); A. Smith, *National Identity* (Anm. 25); J. Breuilly, *Nationalism and the State* (Anm. 28); G. Eley/R. Suny (Hrsg.), *Becoming National*, Oxford 1996; B. Giesen, *Die Intellektuellen und die Nation* (Anm. 28); P. Alter, *Nationalismus*, Frankfurt a. M. 1986; Th. Schieder, *Nationalismus und Nationalstaat*, Göttingen 1992; H. Schulze, *Staat und Nation in der europäischen Geschichte*, München 1994; H.-A. Winkler/H. Kaelble (Hrsg.), *Nationalismus, Nationalitäten, Supranationalität*, Stuttgart 1993; E. François/H. Siegrist/J. Vogel (Hrsg.), *Nation und Emotion*, Göttingen 1995.

79 Etwa J. Kocka (Hrsg.), *Europäische Arbeiterbewegungen im 19. Jahrhundert. Deutschland, Österreich, England, Frankreich im Vergleich*, Göttingen 1984; I. Katznelson/A. Zolberg (Hrsg.), *Working-Class Formation* (Anm. 50) in *Vermittlung mit den vielfältigen, überwiegend länder- und regionalspezifischen Analysen zu Klassenkulturen und -identitäten der Arbeiterschaft*; siehe etwa G. A. Ritter (Hrsg.), *Arbeiterkultur*, Königstein 1980; K. Tenfelde (Hrsg.), *Arbeiter im 20. Jahrhundert*, Stuttgart 1991, oder P. Joyce (Hrsg.), *Class*, Oxford 1995.

80 W. Spohn, *Modernisierung, Religion und soziale Identität der Arbeiterschaft im 19. Jahrhundert. Deutschland, Frankreich, England und die USA im Vergleich*, in: ders., *Modernisierung, Religion und kollektive Identität. Zur historischen Soziologie Deutschlands zwischen West- und Osteuropa* (i. E.).

81 Etwa R. Bendix, *Nation-building and Citizenship* (Anm. 47); R. Brubaker, *Citizenship and Nationhood* (Anm. 28); V. Yans-McLaughlin (Hrsg.), *Immigration Reconsidered: History, Sociology, and Politics*, New York 1990; darin auch E. Morawska, *The Sociology and Historiography of Immigration*, 187-241; R. Vecoli/S. M. Sinke (Hrsg.), *A Century of European Migrations, 1830-1930*, Chicago 1991; J. Rex, *Ethnic Minorities in the Modern Nation State*, New York 1986; H. Berding (Hrsg.), *Nationales Bewußtsein und kollektive Identität*, Frankfurt a. M. 1994; J. A. Hall (Hrsg.), *Civil Society. Theory, History, Comparison*, Oxford 1995; B. Giesen (Hrsg.), *Nationale und kulturelle Identität*, Frankfurt a. M. 1991; B. Estel/T. Mayer (Hrsg.), *Das Prinzip Nation in modernen Gesellschaften*, Opladen 1994; R. Köbber/T. Schiel (Hrsg.), *Nationalstaat und Ethnizität*, Münster 1994; Y. Soysal, *The Limits of Citizenship. Migrants and Postnational Membership in Europe*, Chicago 1994.

ren im Spannungsfeld zwischen historischer Soziologie und Sozialgeschichte, Sozialstrukturtheorien und Kulturtheorien sowie generalisierend-abstrahierenden Makroanalysen und konkret-dichten Mikroanalysen herzustellen. Ein solcher strategischer Dialog erfordert dabei freilich nicht zuletzt eine verstärkte, die Grenzen eingeschliffener Wissenschaftstradition und handwerklicher Einzelproduktion übergreifende, interdisziplinär organisierte Forschungskoooperation.

Hartmut Elsenhans

Aufstieg und Niedergang des realen Sozialismus. Einige politökonomische Anmerkungen

Hobsbawms¹ kurzes 20. Jahrhundert beginnt mit dem Ersten Weltkrieg, der zur Oktoberrevolution führte, und der nicht zuletzt deshalb „riskiert“ wurde, weil das Ancien Regime in Mitteleuropa um seinen Bestand fürchtete. Es endet mit dem Fall der Berliner Mauer. Aufstieg und Niedergang des realen Sozialismus bestimmen wesentlich den Verlauf. Warum war dieser reale Sozialismus, letztlich eine Planwirtschaft, attraktiv, wenigstens bis in die vierziger Jahre, auch für demokratische Linke, insbesondere in den westlichen Ländern des Kontinents; warum wurde er, anders als das Ancien Regime, ohne wirkliche Revolution gestürzt? Anders als im 19. Jahrhundert verteidigten die herrschenden Klassen ihre Privilegien nicht: er kollabierte; die alte „Elite“ reagierte auf den Massenprotest mit einem Wettrennen um die besten Plätze in der neuen kapitalistischen Gesellschaft.² Für dieses wechselvolle Schicksal des realen Sozialismus gibt es sicher nur vielschichtige Erklärungen. Eine wurde bisher meines Wissens wenig diskutiert, nämlich die *Abhängigkeit der Entfaltung der inneren Widersprüche der Planwirtschaft von der konjunkturellen Entwicklung des Kapitalismus*.

Es gab Phasen, in denen der „reale Sozialismus“, die Planwirtschaft, wirtschaftlich überlegen schien, aber nur deshalb, weil im real existierenden Kapitalismus die „Kapital“-Interessen zu stark geworden waren. Die inneren Widersprüche des realen Sozialismus mußten sich entfalten, wann immer im Kapitalismus Arbeit mächtig genug wurde, und über die Expansion ihrer Einkommen im Verhältnis zur geleisteten Arbeitszeit, also über Reallohnsteigerungen und Arbeitszeitverkürzung, für Wachstum sorgte. Der reale Sozialismus zerbrach, als Arbeit im Kapitalismus die Logik, auf der Kapitalismus beruhte, nämlich ihre eigene auch ökonomische Befreiung von Armut durch Wohlfahrtsstaat und Massenkonsum, begriff und durchzusetzen in der Lage war.³

1 E. Hobsbawm, *The Age of the Extremes. A History of the World, 1914–1991*, New York 1996, S. 3.

2 F. Unger, Landnahme im Osten, in: *Neue Gesellschaft – Frankfurter Hefte* 40, 3 (März 1993), S. 221.

3 Zu meiner Interpretation, daß Kapitalismus auf Massenkonsum beruht und der Übergang zu Kapitalismus erst durch Reduktion der Überschüsse auf den unabweisbaren Finanzierungsbedarf für Investitionen zurückzuführen ist, vgl. H. Elsenhans, *Rising Mass Incomes as a Condition of Capitalist Growth: Implications for the World Economy*, in: *International Organization*, 37 (Winter 1983) 1, S. 1-38; ders., *Egalité et développe-*

Eine Endlichkeit des Kapitalismus ist nicht aus seiner ökonomischen Ineffizienz abzuleiten, sondern könnte entstehen, wenn andere als materielle Bedürfnisse außerhalb der Privatsphäre befriedigt werden müssen, wie die derzeitige Diskussion über Postmoderne und die neue Rolle der Zivilgesellschaft andeutet.

Zur Begründung meines Arguments über die zeitlich befristete Leistungsfähigkeit des realen planwirtschaftlichen Sozialismus und seines späteren Niedergangs führe ich drei Hypothesen ein, die ich hier nicht weiter diskutiere:

1. Wettbewerb auf Märkten um bessere Produkte zu günstigsten Preisen ist effizienter als jede andere Form der Kontrolle von „Investoren“, also jener zwangsläufig zahlenmäßig begrenzten Gruppe, die finanzielle Überschüsse kontrolliert. Ineffiziente kapitalistische Unternehmer werden sofort durch den anonymen Markt sanktioniert, wenn auch nur ein einziges anderes Unternehmen bessere oder billigere Produkte gleicher Qualität anbieten kann. In einem kapitalistischen Unternehmen wird nicht einmal diskutiert, ob das Unternehmen nicht doch „wertvolle Arbeit“ leistet, wenn es Verluste macht. Die Kosten der Kommunikation, in der Ineffizienz signalisiert wird, sind grundsätzlich gering. Ein kleiner, aber wettbewerbsfähiger Unternehmer kann zumindest auf nahen Märkten weniger wettbewerbsfähige, auch große Unternehmen verdrängen. Hohe Kosten von Werbung beschleunigen nur die Durchsetzung von besseren und billigeren Produkten. Man mag hier Einwände von der Form anbringen, daß heute wegen der oft hohen Mindestgrößen einer neuen Produktion Marktzugangsbarrieren bestehen, die Kosten der Vermarktung verursachen. Dieser Punkt wird im folgenden nicht mehr weiter verfolgt.
2. Weil nach dem Bortkiewicz-Kriterium⁴ im Kapitalismus nur Technologien rentabel sind, die bei konstanten Reallöhnen entweder die Stückkosten bekannter Güter senken oder zusätzlich neue Bedürfnisse be-

ment. L'expérience européenne et le monde sous-développé d'aujourd'hui, in: Cultures et développement, 15 (1983) 2, S. 187-216; ders., Lohnerhöhungen: Wachstumschance für den Kapitalismus. Eine Kritik am Gesetz vom tendenziellen Fall der Profitrate, in: Forum DS. Zeitschrift für Theorie und Praxis des demokratischen Sozialismus, 1 (1976) 2, S. 78-133; ders., Kapitalismus und Massenkonsum, in: Comparativ. Leipziger Beiträge zur Universalgeschichte und vergleichenden Gesellschaftsforschung, 2 (1992) 1, S. 7-29; ders., Grundlagen der Entwicklung der kapitalistischen Weltwirtschaft“, in: D. Senghaas (Hrsg.), Kapitalistische Weltökonomie. Kontroversen über ihren Ursprung und ihre Entwicklungsdynamik, Frankfurt a. M. 1979, S. 101-148.

4 L. von Bortkiewicz, Wertrechnung und Preisrechnung im Marxschen System, 3. Teil, in: Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik, 25 (1907) 2, S. 456ff.; N. Okishio, Technical Changes and the Rate of Profit, in: Kobe University Economic Review, 7 (1961), S. 181. Zur Diskussion: H. Elsenhans, A Welfare Capitalist World System or the Feudalisation of the Global System, in: B. R. Babu (Hrsg.), Changing Global Political/Ideological Context and Afro-Asia. Strategies for Development, New Delhi 1996, S. 59f., 104, Anm. 18 und 19.

friedigen, sind Nettoinvestitionen (nach dem Wert höhere Investitionen als die Kosten der verbrauchten bzw. ausgemusterten Kapitalgüter) nur bei steigendem Verbrauch möglich, der nur dann nicht zur Abschaffung der Konkurrenz unter den „Bessergestellten“ führt, wenn die Masseinkommen steigen (die Alternativen wären: mehr Luxuskonsum der Reichen oder mehr Staatskonsum).

3. Die Kapitalproduktivität sinkt mit steigender Investitionsquote. Die Hypothese ist plausibel, solange technischer Fortschritt nicht unbegrenzt ist. Vereinfacht ausgedrückt: Es gibt wenigstens nicht zu allen Zeiten eine unbegrenzte Zahl von technischen Neuerungen: Je höher die Investitionsquote, desto geringer die Produktionssteigerung pro zusätzlicher Investition.

Zu beweisen ist, erstens, daß unter der Voraussetzung, daß das kapitalistische System das Innovationspotential wegen Unterbeschäftigung und unzureichender Nachfrage nicht ausnützt, das planwirtschaftliche System höhere Wachstumsraten bei gleichzeitig wachsendem Konsum erzielen kann, und zweitens, daß das planwirtschaftliche System bei den Wachstumsraten zurückfallen muß, wenn im kapitalistischen System das Innovationspotential durch ein dem Produktivitätswachstum entsprechendes Produktionswachstum und Vollbeschäftigung genutzt wird. Dem wirkt das planwirtschaftliche System durch ein überproportionales Wachstum der Investitionen entgegen, in dessen Folge die Rate des Wachstums des Konsums gegenüber dem Wachstum der Produktion sinkt und im vorgestellten Modell sogar negativ werden kann.

Die Wachstumsrate der realisierten (im Gegensatz zur möglichen) Produktion ist abhängig von der Wachstumsrate des Kapitalstocks (also den Investitionen) und der Kapitalproduktivität, dem Kehrwert des Kapitalkoeffizienten. Der Kapitalkoeffizient K/Y beschreibt das Verhältnis zwischen dem Wert des Kapitalstocks und dem Wert des produzierten Volkseinkommens. Je höher der Kapitalkoeffizient, desto mehr muß zusätzlich investiert werden, um einen bestimmten Zuwachs des Volkseinkommens zu erreichen. Die Entwicklung der Kapitalproduktivität beeinflusst damit nicht nur das Wachstum der Produktion, sondern auch deren Verteilung. Je niedriger die Kapitalproduktivität und je höher der Kapitalkoeffizient, desto niedriger ist bei gegebener Wachstumsrate die mögliche Konsumquote. Die durch eine Verschlechterung der Kapitalproduktivität eintretende Absenkung der Konsumquote läßt sich durch gesellschaftliche Kämpfe nicht korrigieren.

Für das realisierte Wachstum der Produktion schreiben wir:

$$(1) \quad y Y = i K \frac{Y}{K}; \quad \frac{Y}{K} = \alpha; \quad y = \alpha i$$

Die Produktion wächst, wenn viel investiert wird und die Kapitalproduktivität hoch bleibt.

Das potentielle Wachstum ist bestimmt durch die Entwicklung des technischen Fortschritts, die sich in der Steigerung der Arbeitsproduktivität niederschlägt. Dafür schreiben wir:

$$(2) \quad y Y = I L \frac{Y}{L}; \quad \frac{Y}{L} = \beta; \quad y = \beta I$$

Die Möglichkeit, die Produktion zu steigern, hängt von der Verfügbarkeit von Arbeitskräften und der Entwicklung der Arbeitsproduktivität ab. Je höher das Wachstum der Beschäftigung und das Wachstum der Arbeitsproduktivität, desto höher das Produktionswachstum.

Zwischen Kapitalproduktivität und Arbeitsproduktivität besteht eine Beziehung, weil wegen (1) und (2)

$$(3) \quad \beta I = \alpha i$$

$$(4) \quad \beta = \frac{\alpha i}{I},$$

so daß β eine Funktion von α und $i/I = \gamma$, nämlich der Veränderung der Kapitalausstattung pro Arbeitsplatz ist:

$$(5) \quad \beta = f(\alpha, \gamma)$$

Die Steigerung der Arbeitsproduktivität ist hier Folge der Kapitalausstattung pro Arbeitsplatz. Entsprechend der Hypothese (2) wirkt deren Steigerung eine mit Beschleunigung der Akkumulation einhergehende Senkung der Kapitalproduktivität entgegen, sofern nicht unbegrenzt technischer Fortschritt verfügbar ist, der der Senkung der Kapitalproduktivität entgegenwirkt.

Aus der Hypothese (1), der mikroökonomischen Unterlegenheit (geringere Produktivität) des planwirtschaftlichen Systems gegenüber einem marktwirtschaftlichen, definiere ich:

$$(6) \quad \alpha_K > \alpha_P$$

Aus Gleichung (5) erhalten wir für alle Fälle, bei denen die Kapitalausstattung in beiden Systemen gleich hoch ist, also

$$(7) \quad \gamma_K = \gamma_P \text{ gilt,}$$

$$(8) \quad \beta_K > \beta_P$$

Die Arbeitsproduktivität im kapitalistischen System ist höher als im planwirtschaftlichen, wenn die Kapitalausstattung pro Arbeitsplatz gleich hoch ist, und wächst im kapitalistischen System schneller, wenn in beiden Systemen die Kapitalausstattung pro Arbeitsplatz gleich schnell wächst.

Bei gleichem Wachstum der Kapitalausstattung pro Arbeitsplatz ist das kapitalistische System dem planwirtschaftlichen bei der Steigerung der Arbeitsproduktivität überlegen.

Die Bedingung der Überlegenheit des Kapitalismus läßt sich aus (1), (2) und (6) wie folgt formulieren:

$$(9) \quad \frac{y_K}{y_S} = \frac{\alpha_K \cdot i_K}{\alpha_P \cdot i_P} = \frac{\beta_K \cdot l_K}{\beta_P \cdot l_P} > 1$$

Unter der in Gleichung (6) gemachten Annahme ist die Bedingung der Gleichung (9) dann nicht zwangsläufig erfüllt, wenn eine der folgenden Bedingungen (10), (11) und (12) erfüllt ist:

– Die Investitionen im planwirtschaftlichen System wachsen rascher als im kapitalistischen; dann gilt:

$$(10) \quad i_K < i_P$$

– Die Arbeitsproduktivität wächst im planwirtschaftlichen System rascher als im kapitalistischen; dann gilt:

$$(11) \quad \beta_K < \beta_P$$

– Im planwirtschaftlichen System wird ein höheres Beschäftigungsniveau erreicht als im marktwirtschaftlichen; dann gilt:

$$(12) \quad l_K < l_P$$

Wir vernachlässigen (11), weil wir aus (7) und (8) wissen, daß (11), d.h. ein höheres Wachstum der Arbeitsproduktivität des planwirtschaftlichen Systems, nur in Abhängigkeit von (10), also einem niedrigeren Wachstum der Investitionen im kapitalistischen System, auftritt. Dies gilt letztlich auch für (12), wenn wir das Wachstum der Beschäftigung als eine Veränderung der Erwerbsquote interpretieren, also ein sinkendes l im kapitalistischen System Arbeitslosigkeit indiziert.

Wir können Gleichung (2) als Beschreibung des potentiellen Wachstums betrachten, weil β als die erreichbare Steigerung der Arbeitsproduktivität die Rate des potentiellen Wachstums der Wirtschaft begrenzt. Ist eine maximale Erwerbsquote, damit ein maximales l erreicht, kann nach (2) die Wachstumsrate y nicht über β liegen. Selbst bei Vollbeschäftigung kann die Wirtschaft nicht schneller als die Arbeitsproduktivität wachsen.

Wir können Gleichung (1) als die Beschreibung des realisierten Wachstums interpretieren, weil hier y abhängt von der tatsächlich von den Unternehmern vorgenommenen Erweiterung des Kapitalstocks, ohne daß dabei das verfügbare Arbeitspotential ausgeschöpft wird.

Ich unterstelle nun, daß entsprechend Hypothese (2) das Wachstum einer kapitalistischen Wirtschaft von der Nachfrage abhängt, weil die Unternehmer nur bei der Erwartung ausreichender Absatzmöglichkeiten in der Zukunft kapazitätserweiternde Investitionen, also Nettoinvestitionen tätigen. Daraus ergibt sich die Möglichkeit, daß das Wachstumspotential β nicht ausgeschöpft wird, so daß

$$(13) \quad y_K < \beta_K, \text{ weil } l_{Kt} < l_{Kt-1}, \text{ also sinkt.}$$

Hier liegt das Produktivitätswachstum über dem Produktionswachstum, so daß Arbeit „freigesetzt“ wird. Das mögliche Produktionswachstum wird nicht realisiert.

Die Arbeitsproduktivität wächst hier rascher als die Produktion und geht mit einer sinkenden Beschäftigungsquote einher, die sich in einem sinkenden l ausdrückt. In der Gleichung (1) wird $y = \alpha i$ dadurch kleiner als das mögliche y , daß angesichts der Investitionszurückhaltung der Unternehmer die Wachstumsrate des Kapitalstocks i gering ist.

In einer solchen Situation kann das planwirtschaftliche System eine höhere Wachstumsrate y erreichen, wenn es die Bedingung (10) erfüllt. Es ist davon auszugehen, daß damit automatisch die Bedingung (12) erfüllt wird, nämlich eine höhere Beschäftigungsquote. Aus (5) ergibt sich, daß das planwirtschaftliche System dabei sogar in der Lage sein kann, die Rate des Wachstums der Arbeitsproduktivität gegenüber dem kapitalistischen zu steigern, weil es der annahmegemäß niedrigeren Kapitalproduktivität durch eine hohe Investitionstätigkeit entgegenwirkt. Zur Veranschaulichung: Viele sozialistische Planer setzten deshalb auf industrielle Großprojekte.

Bei Unterbeschäftigung gilt für das kapitalistische System Gleichung (13). Ist der niedrigere Wert für y im Verhältnis zu β Folge einer niedrigen Rate des Wachstums des Kapitalstocks (die durchaus auch negativ sein kann, wie während der Großen Depression der dreißiger Jahre), ergibt sich, daß die Steigerung der Arbeitsproduktivität weit höher liegen kann als die Wachstumsrate des Kapitalstocks, so daß auch ein Kapital weniger effizient nutzendes planwirtschaftliches System mit einer insgesamt niedrigen (wenn auch im Vergleich zum kapitalistischen höheren) Wachstumsrate der Investitionen z. B. durch Imitation des technischen Fortschritts des kapitalistischen Systems durchaus hohe Steigerungsraten der Arbeitsproduktivität erzielen kann. Dabei schließt die Hypothese (3) nicht aus, daß ein solches Wachstum im Bereich niedriger Wachstumsraten von Produktionen und Investitionen möglich ist, ohne daß die Investitionsquote steigt. Die für Überlegenheit des planwirtschaftlichen Systems gegenüber dem marktwirtschaftlichen notwendige höhere Investitionsquote des planwirtschaftlichen Systems kommt nicht über eine Erhöhung der Investitionsquote durch im Vergleich zur Produktion rascher wachsende Investitionen zustande, sondern durch die Absenkung der Investitionsquote im marktwirtschaftlichen System.

Das planwirtschaftliche System kann damit die Bedingung erreichen:

$$(14) \quad y_p = \beta_p \geq i_p$$

In dieser Situation erhält das planwirtschaftliche System die Möglichkeit, sich für eine foreierte investitionsgetriebene Industrialisierung zu entscheiden oder unter Verlangsamung der Investition den Konsum zu för-

dem. Es wird berichtet, daß es Kontroversen über diese Frage auch in der DDR-Geschichte gegeben hat.⁶

Die Bedingungen für die Überlegenheit des planwirtschaftlichen Systems lauten:

(15) Wegen $\beta_K > i_K$ trotz $\beta_P < \beta_K$ gilt $\beta_P > i_K$ und $\beta_P = y_P > y_K$.

Dabei ist unterstellt, daß das planwirtschaftliche System Vollbeschäftigung aufrechterhält, so daß $I = \text{konstant}$.

Daraus ergibt sich die Möglichkeit, daß das planwirtschaftliche System ohne Erhöhung der Investitionsquote schneller wächst als das kapitalistische. Wichtig ist hier, daß die Bedingung $\beta_K > i_K$ der Gleichung (15) Unterbeschäftigung im kapitalistischen System impliziert.

Da das planwirtschaftliche System die Wachstumsrate der Produktion durch Vollbeschäftigung stets auf die Wachstumsrate der Arbeitsproduktivität anheben kann, ist es in der Krise des Kapitalismus möglich, daß das planwirtschaftliche System mit Wachstum des Kapitalstocks proportional zur Produktion eine höhere Wachstumsrate der Produktion ohne Verminderung der Konsumquote erreicht als das kapitalistische. Es mag dahin gestellt bleiben, ob unter den Bedingungen des Stalinismus diese Möglichkeit realisiert wurde. Davon unabhängig ist diese Wahlmöglichkeit aber an die Krise des Kapitalismus gebunden.

Gelingt nämlich im Kapitalismus die Nutzung der Wachstumsmöglichkeiten durch ausreichende Nachfrage, dann stellt die Gleichung (1) über die Entwicklung der Kapitalproduktivität die Grenze für das Wachstum dar.

Dazu bemerke ich weiterhin, daß im Kapitalismus die Produktion nicht wesentlich schneller wachsen kann als der Kapitalstock, weil zur Vollbeschäftigung sichernden Nachfrage in diesem Fall die Lohnquote steigen müßte und dies bei verminderter Investitionsgüternachfrage und damit weniger sicheren Arbeitsplätzen schwer durchgesetzt werden kann. Gleichzeitig gibt es im Kapitalismus Grenzen für die Steigerung des Kapitalkoeffizienten, weil in diesem Fall ein akzeptable Profitraten sichernder Anteil der Kapitaleigentümer am Volkseinkommen auf die Grenzen des verfügbaren Volkseinkommens (das bei steigendem Kapitalkoeffizienten langsamer wächst als der Kapitalstock) stößt.⁷

6 Ich danke für diesen Hinweis Herrn Matthias Middell.

7 Diese unterschiedlichen Modi des kapitalistischen Wachstums habe ich thematisiert in: H. Elsenhans, Lohnerhöhungen: Wachstumschance für den Kapitalismus (Anm. 3), S. 100. Vgl. weiter: ders., Rent, State and the Market: The Political Economy of the Transition to Self-sustained Capitalism, in: Pakistan Development Review, 33 (Dezember 1994) 4, S. 401–405; ders., Der Mythos der Kapitalintensität und die notwendig falsche Technologiewahl der Entwicklungsländer, in: B. Kohler-Koch (Hrsg.), Technik und internationale Entwicklung, Baden-Baden 1986, S. 267–274.

Ich nehme für die weitere Analyse deshalb an, daß bei Vollbeschäftigung im Kapitalismus die Wachstumsrate der Produktion y und die Wachstumsrate des Kapitalstocks i mit zeitlichen Abweichungen insgesamt so nahe beieinander liegen, daß ich sie für die weitere Argumentation als gleich setzen kann, also bei Vollbeschäftigung $y = i$. Das impliziert die weitere Annahme, daß der Kapitalkoeffizient und damit die Kapitalproduktivität innerhalb von geringen Schwankungsbreiten gleich bleiben. Die Entwicklung des Kapitalkoeffizienten in der Nachkriegszeit in den meisten westlichen Industrieländern bestätigt diese Annahme, insbesondere wenn man die Kapitalkoeffizienten mit planwirtschaftlichen Systemen im Osten und Süden vergleicht.

Will das planwirtschaftliche System aus „Systemkonkurrenz“ eine gleich hohe Wachstumsrate der Produktion wie das *vollbeschäftigte* kapitalistische System erzielen, gilt bei konstantem Kapitalkoeffizienten im kapitalistischen System

$$(16) \quad y_K = y_P = i_K < i_P,$$

weil nach (1) $y = \alpha i$ und nach (6) $\alpha_K > \alpha_P$, so daß $\alpha_K i_K = \alpha_P i_P$ nur möglich ist, wenn $i_P > i_K$.

Dieser Zusammenhang läßt sich wie folgt zusammenfassen: Das planwirtschaftliche System kann auf die Herausforderung durch den vollbeschäftigten Kapitalismus nur mit einer Erhöhung der Wachstumsrate des Kapitalstocks reagieren. Dies ist nur möglich, wenn die Wachstumsrate des Kapitalstocks i durch Anhebung der jährlichen Wachstumsrate der Investitionen i' erhöht wird. Sobald das kapitalistische System auf einen Wachstumspfad zurückkehrt, bei dem die Produktion parallel zu den Investitionen wächst und Vollbeschäftigung herrscht, kann das planwirtschaftliche System nur noch durch ein im Verhältnis zum Volkseinkommen rascheres Wachstum der Investitionen mithalten.

In beiden Systemen kann nur verteilt werden, was produziert wird. Die jährliche Produktion kann an eine der beiden Verwendungen gehen: Konsum oder Investition, so daß

$$(17) \quad Y = C + I.$$

Dynamisiert liest sich die Gleichung wie folgt:

$$(18) \quad y Y = c C + i' I$$

Da wir die Annahme gemacht haben, daß im kapitalistischen System die Wachstumsrate der Produktion und die Wachstumsrate des Kapitalstocks und damit auch der Investitionen gleich sind, ergibt sich wegen (16), daß das planwirtschaftliche System die Bedingung der Gleichung (18) nur erfüllen kann, wenn folgende Bedingung gilt:

$$(19) \quad c_P > y_P$$

Der Konsum muß im planwirtschaftlichen System langsamer wachsen als die Produktion, wenn das planwirtschaftliche System die Wachstumsrate

der Produktion eines vollbeschäftigten kapitalistischen Systems erreichen will.

Das planwirtschaftliche System muß also eine sinkende Konsumquote hinnehmen. Je nach relativem Anteil von Konsum und Investition am Volkseinkommen in der Ausgangslage (z. B. bei niedriger Investitionsquote) kann dies sehr wohl zunächst noch mit einem wachsenden Konsum einher gehen. Je größer aufgrund der überproportional wachsenden Investitionen der Anteil der Investitionen am Volkseinkommen im Verlauf des Akkumulationsprozesses wird, desto größer die prozentuale Verminderung der jährlichen Wachstumsrate des Konsums, um bei steigender Investitionsquote eine weiterhin über der Wachstumsrate der Produktion liegende Wachstumsrate des Kapitalstocks zu sichern.

Diese Situation⁸ war offenbar Anfang der achtziger Jahre erreicht. Um der sinkenden Kapitalproduktivität entgegenzuwirken, wurde Technologie importiert. Man übersah dabei, daß der Kapitalismus nicht primär wegen seines technischen Wissens, sondern wegen der den „Privilegierten“ aufgezwungenen Marktkonkurrenz knappe finanzielle Ressourcen (Kapital) kostengünstiger einsetzte, und dies, solange Arbeit stark genug war, um hohe Masseneinkommen durchzusetzen. Im planwirtschaftlichen System stoppten die Wachstumsprozesse ab, weil Akkumulation trotz stagnierenden Konsums nicht mehr finanzierbar war, während die Öffnung gegenüber dem Weltmarkt zum Zweck des Technologieimports zur Verschuldung führte.

Die im planwirtschaftlichen System als Überlegenheit des Sozialismus hoch gelobten hohen Kapitalkoeffizienten und Investitionsquoten waren vielleicht Ausdruck planwirtschaftlicher Überlegenheit in Zeiten der Krise im Westen: sie waren in Zeiten wohlfahrtsstaatlichen Wachstums des Kapitalismus aber Ausdruck von „Ausbeutung durch Ineffizienz“.⁹

Der eigentliche Grund für dieses Scheitern des „realen Sozialismus“ liegt nicht in dieser unabweisbaren Unfähigkeit, bei Systemkonkurrenz mit

8 Zum empirischen Beleg hoher und steigender Kapitalkoeffizienten im realen Sozialismus: A. Bergson, *Communist Efficiency Revisited*, in: *American Economic Review*, 82 (Mai 1992) 2, S. 26-30; ders., *Development under Two Systems: Comparative Productivity Growth Since 1950*, in: *World Politics*, 23 (Juli 1971) 4, S. 579-617; M. Polanyi, *Towards a Theory of Conspicuous Production*, in: *Soviet Survey*, 34 (Oktober/Dezember 1960), S. 90-99; W. Easterly/S. Fischer, *The Soviet Economic Decline*, in: *World Bank Economic Review*, 9 (September 1995) 3, S. 341-371; M. Myant, *The Czechoslovak Economy 1948-1988. The Battle for Economic Reform. Soviet and Eastern European Studies*, Cambridge 1989, S. 223f.; W. Obst, *Reiz der Idee - Pleite der Praxis. Ein deutsch-deutscher Wirtschaftsvergleich*, Zürich 1983, S. 63; G. R. Feiwel, *Poland's Industrialization Policy: A Current Analysis. Sources of Economic Growth and Retrocession*, New York 1971, S. 470.

9 Darauf habe ich einige Zeit vor dessen Ende verwiesen: H. Elsenhans, *Abhängiger Kapitalismus oder bürokratische Entwicklungsgesellschaft. Versuch über den Staat in der Dritten Welt*, Frankfurt a. M./New York 1981, S. 90, Anm. 89. Das in Deutsch seit langem verfügbare Buch ist jetzt in Englisch verfügbar: H. Elsenhans, *State, Class and Development*, New Delhi/London 1996, S. 144, Anm. 90.

wohlfahrtsstaatlichem Kapitalismus hohe Konsumquoten mit hohem Wachstum zu erreichen. Der eigentliche Grund liegt in der Definition der Bedingungen der Systemkonkurrenz. Der reale Sozialismus wollte den Kapitalismus auf dem Gebiet der Versorgung mit materiellen Gütern überholen. Das hatte ihm noch nicht einmal Marx zugetraut. Für diesen war nämlich der Kapitalismus deshalb zeitlich begrenzt, weil er annahm, daß gerade seine große Leistungsfähigkeit bei der Steigerung der Produktivität (dem Wachstum der Produktivkräfte) in der Herstellung materieller Güter zur Folge haben müsse, daß die Bedeutung materieller Bedürfnisse irgendwann abnehme.

Dieses Ergebnis hat nichts mit der heute oft von Nostalgikern eines marktfeindlichen „Sozialismus“ vorgebrachten These zu tun, daß Lenins Versuch, den Sozialismus in einem rückständigen Land aufzubauen, scheitern mußte, weil Rußland rückständig war. Dieser Versuch scheiterte an der auch von Lenin geteilten Überzeugung, daß die Aneignung ihres Schicksals durch die Gesellschaft Aneignung dieses Schicksals durch eine Partei, die zur Bürokratie werden mußte, sein konnte und dabei die Planwirtschaft bei der Produktion materieller Güter der Marktwirtschaft überlegen sein würde. Die entscheidende Ursache war, daß kein vom Kapitalismus verschiedenes Modell entwickelt wurde, in dem der Befriedigung nichtmaterieller Bedürfnisse Vorrang eingeräumt worden wäre. Eine solche Orientierung auf nichtmaterielle Bedürfnisse, die definitionsgemäß nicht auf Märkten verkauft und deshalb nicht marktwirtschaftlich produziert werden können, wäre nur bei radikaler Demokratisierung und partizipativer Assoziation möglich gewesen.

Die politischen Kämpfe über die Frage der zukünftigen Gesellschaftsordnung im Westen handeln von dieser Frage. Es ist bezeichnend, daß Debatten darüber im realen Sozialismus wenigstens erkennbar nicht stattgefunden haben. Marx hatte von der Steigerung der Produktivkräfte im Kapitalismus die Befreiung der Menschen, die Befreiung der Menschheit von materieller Not erwartet und daraus abgeleitet, daß auch alle anderen Formen von Abhängigkeit und Ausbeutung verschwinden würden, weil in einem „Schlaraffenland“, in dem die Produktivität so hoch ist, daß die materiellen Güter praktisch zu freien Gütern werden, Verteilungskämpfe schon deshalb sinnlos sind, weil sie Transaktionskosten verursachen, ohne zu mehr Bedürfnisbefriedigung zu führen.

Ob diese Marxsche Hoffnung zutrifft, daß mit dem Ende von Verteilungskonflikten über materielle Güter auch tatsächlich sein „Reich der Freiheit“ eintreten werde, befürchte ich bezweifeln zu müssen. Es kann ja durchaus sein, daß auch die Positionierung innerhalb von Hierarchien ein menschliches Bedürfnis ist, dem die Menschen um so nachdrücklicher nachgehen werden, als die im Kapitalismus erzeugte künstliche Knappheit von Gütern, und damit auch der Zwang zu Rationalität, durch das Produktivitätswachstum beseitigt werden und, z. B. in der Folge von größerer

Freizeit, Ressourcen für den Kampf um die Befriedigung eines Bedürfnisses nach Anerkennung usw. vermehrt verfügbar werden.

Y	y	=	Volkseinkommen und seine Veränderungsrate
K	i	=	Kapitalstock und seine Veränderungsrate
L	l	=	Beschäftigung und ihre Veränderungsrate
α		=	Kapitalproduktivität Y/K
β		=	Arbeitsproduktivität Y/A
γ		=	Veränderung der Kapitalausstattung pro Arbeitsplatz
C	c	=	Konsum und seine Veränderungsrate
I	i'	=	jährliche Investitionen und ihre Veränderungsrate (Stromgröße)

Mitteilungen und Berichte

Theorie und Praxis des Diktaturvergleichs

Unter der Leitung von *Günther Heydemann* (Universität Leipzig, Lehrstuhl für Neuere und Zeitgeschichte) und *Eckhard Jesse* (TU Chemnitz-Zwickau, Lehrstuhl für politische Systeme/politische Institutionen) fand am 9. und 10. Mai 1997 im Geschwister-Scholl-Haus der Universität Leipzig eine Tagung zur „Theorie und Praxis des Diktaturvergleichs“ statt. Die Konferenz stellte zugleich das V. Symposium der Fachgruppe Geschichte der „Gesellschaft für Deutschlandforschung“ (GfD) dar und widmete sich somit einer Thematik, die auch in der öffentlichen Debatte umstritten ist.

Am ersten Tag standen vornehmlich theoretische Überlegungen im Mittelpunkt der Tagung, während am zweiten Tag erste Ergebnisse empirisch vergleichender Studien vorgestellt wurden.

In seiner Einleitung wies *Karl Eckart* (Universität/GHS Duisburg, Vorsitzender der GfD) darauf hin, daß die gegenwärtigen Probleme des Zusammenwachsens beider deutscher Gesellschaften nur aus der Geschichte heraus zu verstehen seien. Daran knüpfte Prorektor *Günther Wartenberg* in seiner Begrüßung an und fügte hinzu, daß eine Schwierigkeit der Diktaturforschung u. a. darin bestehe, daß der Begriff des Totalitarismus Kampf- und Analysebegriff zugleich sei.

Zu dieser Ambivalenz des Totalitarismusbegriffs käme, so *Heydemann* das Unbehagen vieler Zeitgenossen gegenüber einem Vergleich beider deutscher Diktaturen: Die bisher gegen einen Vergleich vorgebrachten Gründe seien jedoch wissenschaftlich nicht überzeugend, da schon der Verweis auf die fundamentale Unterschiedlichkeit von NS-Staat und SBZ/DDR den Vergleich zur Voraussetzung habe. Es gehe im Diktaturvergleich nicht um eine undifferenzierte

Gleichsetzung, sondern um die geschichtswissenschaftliche Analyse der „actio“ diktatorischer Gewalt und der „reactio“ der Beherrschten.

Im ersten Beitrag charakterisierte *Eckhard Jesse* das 20. Jahrhundert als ein „Zeitalter des Totalitarismus“. Der Konflikt zwischen demokratischen Verfassungsstaaten und totalitären Diktaturen gebe diesem Jahrhundert seine maßgebliche Prägung; der Totalitarismus habe sich dabei – anders als Despotien – scheindemokratischer Mechanismen bedient, indem er sich beispielsweise durch permanenten Massenbezug eine Pseudo-Legitimierung verschaffte. Er sei in der Verbindung von absoluter Gewalt und absoluter Rechtfertigung gleichsam „postdemokratisch“.

Achim Siegel (Dresden) erörterte anschließend Möglichkeiten der Weiterentwicklung klassischer Totalitarismustheorien. Die systemtheoretisch orientierte Totalitarismustheorie von Carl J. Friedrich habe in den sechziger Jahren für viele Wissenschaftler an Glaubwürdigkeit verloren, da das für totalitäre Systeme konstituierende Wesensmerkmal einer „terroristisch operierenden Geheimpolizei“ so nicht mehr zu konstatieren sei; erst die Modifizierung dieses Kriteriums zu einer „vollentwickelten Geheimpolizei“ ermögliche eine Anwendung der Theorie auch auf nachstalinistische Regime und mache den Ansatz für entwicklungstheoretische Modelle kompatibel.

Wolfgang-Uwe Friedrich (Hildesheim) stelle Kaderpolitik als totalitäre Herrschaftspolitik dar, indem er das Kaderkonzept der SED erläuterte und in einem zweiten Schritt dessen Umsetzung in die Praxis an Beispielen verdeutlichte. Die Rekrutierung zuverlässigen Lei-

tungspersonals nehme in der kommunistischen Bewegung früh eine zentrale Rolle ein, wobei weniger eine Leistungs- als vielmehr eine Machtelite mit eingeschränktem Handlungsspielraum angestrebt worden sei. In der Praxis habe diese Vorgehensweise zu ineffizienten Kompromissen zwischen Parteilichkeit und Fachkompetenz geführt; zudem hätten sich die Generationen der Kader wechselseitig blockiert, was schließlich zur markanten Überalterung der DDR-Machtelite geführt habe.

Steffen Kailitz (Chemnitz-Zwickau) betrachtete die Thesen des amerikanischen Historikers Daniel J. Goldhagen aus totalitarismustheoretischer Sicht. Dabei steche die methodisch fragwürdige Verwendung des Begriffs 'Totalitarismus' ins Auge: Prinzipiell von Goldhagen selbst abgelehnt, verwende er diesen Begriff sowohl in bezug auf die christliche Kirche des Mittelalters als auch auf die Institution des Konzentrationslagers. Freilich sei die von Goldhagen aufgeworfene Frage nach der Motivation der Täter für die Totalitarismusforschung von großer Bedeutung, hier aber gebe es überzeugendere Ansätze, etwa von Herbert Jäger, Wolfgang Sofski und Christopher R. Browning.

Markus Hultner (Leipzig) stellte anschließend die Anfänge der Totalitarismuskussion in England dar. Diese Anfänge hätten zwar keine unmittelbare wissenschaftliche Wirkung entfaltet, an ihnen lasse sich aber die Durchsetzung bestimmter Vorstellungen vergleichender Diktaturbetrachtung aufzeigen. Bereits 1926 verwendete der Italiener Luigi Sturzo den Begriff 'totalitarism' vergleichend für den italienischen Faschismus und den sowjetischen Bolschewismus. In der Folge seien sowohl der Begriff 'totalitarism' als auch die Notwendigkeit des Vergleichs von Diktaturen publizistisch angegriffen und insbesondere in Großbritannien diskutiert worden, ohne allerdings in den Bereich wissenschaftlicher Analyse vorzustoßen.

Den ersten Tag schloß *Rainer Eckert* (Berlin/Leipzig) mit einer Erörterung der

Forschungslandschaft zum Bereich Widerstand und Opposition im Dritten Reich und in der DDR. Auf diesem Gebiet sei ein deutliches Ungleichgewicht auszumachen zwischen einer institutionalisierten NS-Widerstandsforschung und einer noch weitgehend improvisierten Forschung zum Widerstand in der DDR, von dem längst noch nicht alle Facetten wahrgenommen würden. Widerstand als Element des Alltags sei aber ein zentraler Aspekt des Diktaturvergleichs und müsse daher stärker in den Mittelpunkt rücken.

Der zweite Tag des Symposiums stand ganz im Zeichen empirischer Studien zum Diktaturvergleich. In seiner Einleitung legte *Günther Heydemann* zunächst die verschiedenen methodologischen Möglichkeiten des Diktaturvergleichs dar, um sodann für die Herausarbeitung von Unterschieden und Gemeinsamkeiten von Diktaturen, insbesondere am Beispiel der NS- und SED-Diktatur, den integralen und selektiven Vergleichstyp näher zu erläutern. Für empirische Studien biete sich der selektive Vergleich aus forschungspraktischen Gründen an, z. B. in der Untersuchung gesellschaftlicher Teilbereiche oder bestimmter sozialer Gruppen.

Am Spannungsverhältnis zwischen totalitärem Herrschaftsanspruch und regionaler Identität erläuterte *Thomas Schaarschmidt* (Leipzig) die Entwicklung der Institutionen sächsischer Regionalkultur zwischen NS-Staat und DDR. Während im Nationalsozialismus mit mäßigem Erfolg versucht worden sei, die sächsischen Heimatschutzvereine institutionell und inhaltlich zu vereinnahmen, seien nach 1945 die Vereine in einem Schwebezustand geblieben: Offiziell von der SMAD und der SED nicht zugelassen und vom Kulturbund ausgeschlossen, seien sie aber dennoch stillschweigend toleriert worden. Erst 1948 habe sich dieser Zustand verändert, als Heimatvereine in den Kulturbund integriert wurden, diesen indes rasch dominiert hätten. Regionales Sonderbewußtsein habe also stets von totalitären Bestrebungen nur

mit großem Aufwand und mit kaum dauerhaftem Erfolg „stillgelegt“ werden können.

Die Durchsetzung des totalitären Machtanspruchs auf kommunaler Ebene beschrieb daraufhin *Christopher Beckmann* (Leipzig) am Beispiel der sächsischen Kreise Grimma und Wurzen. Dabei beschränkte er sich auf die „Etablierungsphasen“ von 1933–1935 bzw. 1945–1952 und stellte die Frage nach den spezifischen lokalen Gegebenheiten, dem Personal und der Rolle zentraler Vorgaben. Bemerkenswert sei für beide Kreise eine relativ hohe Stabilität der politischen Lager und – mit Abstrichen – auch der kommunalpolitisch aktiven Personen über den Nationalsozialismus hinweg. Sowohl für die Nationalsozialisten als auch für die Kommunisten sei jeweils die Installierung eines loyalen „zweiten Mannes“ von großer Bedeutung gewesen, während sich die Bürgermeister sowohl 1933/35 als auch 1945/48 um politische Gegner häufig nach eigenem Ermessen gekümmert hätten. Im Umgang mit den bürgerlichen Parteien hätten sowjetische Besatzungsmacht und SED vor dem Hintergrund der Strategie der festen Einbindung eine differenziertere Vorgehensweise an den Tag gelegt als die NSDAP, die auf das gänzliche Verschwinden der Parteiorganisationen ausgerichtet gewesen sei.

Georg Wilhelm (Leipzig) stellte die Haltung der Leipziger evangelischen Pfarrerschaft zur „Obrigkeit“ 1933/34 und 1945/46 dar. Hier springe ein markanter Unterschied zwischen beiden Diktaturetablierungen ins Auge: Eine überwiegend völkisch orientierte evangelische Pfarrerschaft habe 1933 den Hauptgegner nicht in der NSDAP, sondern nach wie vor im Katholizismus und Kommunismus gesehen und sich einer Vereinbarung durch den Nationalsozialismus gegenüber als kaum sensibel erwiesen; die spätere Spaltung der evangelischen Kirche sei dann aber in den Protokollen der Ephoralkonferenzen

schon absehbar. Demgegenüber habe die Pfarrerschaft 1945 der sowjetischen Besatzungsmacht und der KPD/SED einhellig skeptisch bis ablehnend gegenübergestanden, der potentielle Konflikt zwischen der Diktatur und der Kirche sei früher und schärfer zum Ausdruck gekommen. In beiden Diktaturen aber habe dieser Konflikt ähnliche Ausprägungen gehabt, wie am Beispiel der evangelischen Jugendarbeit und deren Konkurrenz zu staatlichen Jugendorganisationen deutlich werde.

Schließlich erörterte *Oliver Werner* (Leipzig) die Handlungsspielräume von Betriebsleitungen im Dritten Reich, in der SBZ und in der DDR am Beispiel eines Leipziger Maschinenbaubetriebes. Bei aller Unterschiedlichkeit der äußeren Umstände führten strenge Materialkontingentierung und politische Einflußnahme auf innerbetriebliche Vorgänge zu ähnlichen Herausforderungen für die jeweilige Betriebsleitung. Deren Reaktionsmöglichkeiten waren in beiden Diktaturen wiederum verschieden: Während es der Betriebsleitung im NS-Staat gelang, die Einschränkungen über informelle Kanäle auszugleichen und erst der Weltkrieg ihre Handlungsmöglichkeiten minimierte, waren in der SBZ und DDR Kaderpolitik und kontrollierende Einbindung des Betriebes gerade auf die Kapung solcher informellen Beziehungen ausgerichtet und zwangen die Leitungen, die Produktion unter hohem Ressourcenverschleiß aufrechtzuerhalten, wobei gleichzeitig traditionelle Wirtschaftsmechanismen außer Kraft traten.

Die vier Beiträge des zweiten Tages machten deutlich, daß die Überprüfung theoretischer Überlegungen durch empirische Studien unverzichtbar ist und in den nächsten Jahren in den Mittelpunkt des Diktaturvergleichs rücken sollte. Mit der Veröffentlichung der Tagungsbeiträge in der Schriftenreihe der GfD ist in Kürze zu rechnen.

Katja Schlichtenbreite

Buchbesprechungen

Harald Tausch (Hrsg.), Historismus und Moderne, Ergon, Würzburg 1996 (Literatura. Wissenschaftliche Beiträge zur Moderne und ihrer Geschichte, Bd. 1), 228 S.

Der vorliegende Sammelband geht auf eine Tagung der Studienstiftung des deutschen Volkes im Oktober 1994 zurück. Er versucht unter dem allgemeinen Titel „Historismus und Moderne“ Themen aus unterschiedlichen Bereichen der Kulturwissenschaften – Literatur, Malerei, Architektur und Geschichte – zusammenzubringen. Als „Moderne“ bezeichnet der Herausgeber *Harald Tausch* die Zeit zwischen dem Ende des 18. und dem Anfang des 20. Jhs. Innerhalb dieses Zeitraums habe sich der „Historismus“ – „in Sinne einer Historisierung allen Wissens“ – als entscheidende Konstante erwiesen (S. 7).

Fast alle Autoren rekurren auf den im Titel eines Buches von Hannelore und Heinz Schlaffer im Jahre 1975 geprägten Begriff „ästhetischer Historismus“. Eine Typologie nimmt *Dirk Niejanger* in seinem Beitrag „Historische und historistische Textverfahren. Skizzenhaftes zu Paul Ernst und Hugo von Hofmannsthal im Kontext einer ‚historistischen‘ Moderne“ vor. Er unterscheidet einen „historiographischen“ Historismus, der sich mit geschichtlichen Sujets befaßt, von einem „stimulierenden“, der historische Verfahren imitiert, und von einem „technischen“, der historistische Verfahren verwendet (S. 183).

Aufgrund der Tatsache, daß Friedrich Meineckes These, der Historismus habe in Goethes Werk seinen vollendeten Ausdruck gefunden, unter den Historikern immer wieder für Irritationen sorgt, ist die klärende Studie von *Angelika Jacobs* „Frühe Formen des ästhetischen Historismus im Goethes Renaissance-Rezeption. Zur ästhetisch-historischen

Genese moderner Subjektivität“ zu begrüßen. Die Autorin geht der Frage nach, warum Goethe dem Genre des historischen Dramas im allgemeinen und dem italienischen und deutschen 16. Jh. im besonderen seine Aufmerksamkeit schenkte. Sie bezeichnet dieses Interesse als „symptomatisch für die Umbrüche des historischen Bewußtseins am Ende des 18. und Beginn des 19. Jhs.“ (S. 81) und kommt zu dem Schluß, daß der historischen Orientierung die Funktion einer Identitätssicherung zugekommen sei. Es habe sich im Falle Goethes um eine „spezifisch literarische Auseinandersetzung mit dem Problem der Konstitution einer modernen bürgerlichen Identität“ gehandelt (S. 96).

Den Standpunkt des Historikers vertritt *Daniel Fulda* in seinem Beitrag „Wunder auf Erden sind ja Natur im Himmel“. Das Unglaubliche im Modus des Ästhetischen als Signum der geschichtswissenschaftlichen *Modcruc*“. Der Autor schildert das Dilemma, vor dem ein Historiker wie Johann Gustav Droysen stand, als er bei der Darstellung des Trojanischen Krieges trotz seiner Bemühungen um kritische Forschung mangels Quellen auf die „Ilias“ des Homer zurückgreifen mußte. In dieser Situation sei der Modus des Ästhetischen als einzige Präsentationsmöglichkeit verblieben. In der Praxis wurden Mythen und Sagen der geschichtlichen Zeit vorgeschaltet, um aus ihnen Prophezeiungen herauszulesen, die sich in der jeweils behandelten Epoche erfüllten (S. 146f.). Auf diese Weise habe sowohl die „Gegenläufigkeit von Unglaublichem und wissenschaftlichem Text“ als auch der zwischen dem Historismus als spezifischer Wissenschaftsauffassung und dem Historismus als allgemeiner Weltanschauung bestehende Widerspruch von „Relativierung und Sinnversicherung“ eine Auflösung gefunden (S. 145).

Auch wenn das Bemühen des Sammelbandes um Interdisziplinarität Anerkennung verdient, ist doch der Erkenntnisgewinn für Historiker eher begrenzt. Offenbar ist bisher noch zu wenig dafür getan worden, daß der geschichtswissenschaftliche Historismusbegriff in anderen Fachdisziplinen rezipiert wird.

Thomas M. Bohn

Peter Burschel, Heinrich Schwendemann, Kirsten Steiner, Eckhard Wirbelauer, Geschichte. Ein Tutorium, Rombach, Freiburg im Breisgau 1997 (Rombach Wissenschaft: Reihe Grundkurs, Bd. 2).

Wenn Studienanfänger des Faches Geschichte Einführungen in Inhalt, Methodik und Hilfsmittel ihres Studienfaches suchen, stoßen sie auf eine reiche Auswahl. Oft beziehen sich die Einführungsbücher aber nur auf jeweils eine der Großepochen Antike, Mittelalter, Neuzeit und Zeitgeschichte oder vermitteln das nötige Methodenwissen lediglich anhand neuzeitlicher Beispiele.¹ Der hier vorzustellende Band unterscheidet sich von den bekannten Einführungen aber in wesentlichen Punkten, die den Erwerb für Lehrbuchsammlungen und für die studentische Handbibliothek empfehlen.

Zum einen verstehen die Autoren den Band explizit als Service-Hilfe für die seminarbegleitenden Tutoren. Zum anderen berücksichtigen sie alle Großepochen (mit Ausnahme der nicht zum Geschichtsstudium gehörenden Ur- und Frühgeschichte) etwa gleichmäßig. Schließlich beziehen sie für die Studierenden immer wichtigere praktische Themen (wie Arbeitstechniken, Umgang mit Computern, neue Medien, Berufsinformationen sowie Schulbücher² zur schnellen Beschaffung von Basis- und Überblicksinformationen) mit ein. Im ganzen präsentiert sich der Band, der keine handbuchartige Einführung in die Wissensbestände der Disziplin gibt, als eine unter studierendidaktischen Gesichtspunk-

ten geschickt kommentierte Einstiegsbibliographie, die mit arbeitstechnischen Tips (z. B. Suche, Auswertung und Zitieren von Literatur, Suche von Quellen und deren Bearbeitung, Anwendung der verschiedenen Hilfswissenschaften) umrahmt wird. Um das Erlernen der hilfswissenschaftlichen Techniken zu erleichtern und zu methodisieren, bietet der Band Übungs- und Demonstrationsmaterial wie Faksimile und Edition einer Urkunde Ludwigs des Deutschen und der Krügerdepesche, einer römischen Grabinschrift und einer römischen Münze oder eine Übersicht wichtiger mittelalterlicher Abkürzungen und den französischen Revolutionskalender.³

Auf dem Rückentext werden arbeits- und prüfungstechnische Tips angekündigt. Tatsächlich widmet der Band diesen Dingen das erste Kapitel, insgesamt zehn Seiten. Angesichts der Schwierigkeiten, die viele Studierende auch trotz ordentlicher Schulausbildung haben, gedanklich hinlänglich strukturierte Referate zu schreiben, ans der Informationsflut relevante Erkenntnisse zu ziehen, eine gegenüber dem Schulleben größere Zeitsouveränität herzustellen und sich halbwegs organisiert auf Prüfungen vorzubereiten, hätte man sich hier ausführlichere praktische und bibliographische Tips gewünscht – zumal sich seit den siebziger Jahren hier ein eigenes Literaturfeld entwickelt hat. Hierzu gehört auch der ganze Bereich der Kreativtechniken wie Mindmapping, Cluster und der alltagsrhetorischen Präsentationstechniken in Wort und Schrift.⁴ Dies erscheint als ein Defizit gerade angesichts dessen, daß – wie der Anhang zeigt – sich die Autoren durchaus bewußt sind, daß die Studierenden später weniger in der Wissenschaft, sondern in Geschichte anwendenden Berufen wie Schule, Journalismus, Medienberufung etc. tätig sein dürften. Diese Mängel sind bedauerlich, da der Band bei gleichen Erstellungskosten und gleicher Seitenzahl genügend Platz für einen ausführlicheren praktischen Serviceteil böte – wenn nicht der Verlag durch einen geradezu verschwenderischen Umgang mit Leerzeilen

dem Bedürfnis nach optischer Übersichtlichkeit in übertriebener Weise nachgekommen wäre – vielleicht um zu kaschieren, daß für völlig ausreichende 150 statt 212 Seiten der Preis von DM 29.80 deutlich überhöht ist.

Da diese Lücken in einer zweiten Auflage leicht beseitigt werden können, bleibt der Band empfehlenswert sowohl als rationalisierende Arbeitshilfe für Tutoren, Seminarleiter und ggf. auch für Leistungskurs-Lehrer wie auch als schnell zugängliche Erstinformation für die Bibliographie der Teilepochen und fachspezifischen Techniken, für Einstiege in unbekannte Prüfungsthemen und für die Berufswahl. Dem Band ist zu wünschen, daß er in möglichst vielen Hand- und Seminarbibliotheken steht und künftig in mehreren aktualisierten und erweiterten Auflagen erscheint.

Friedemann Seriba

- 1 So beispielsweise die nicht ohne Grund viel und gern genutzte Einführung: P. Borowsky/B. Vogel/H. Wunder: Einführung in die Geschichtswissenschaft 1, Opladen¹1975, ²1989.
- 2 Die Autoren scheuen sich nicht, Oberstufenschulbücher und Unterrichtsmodelle zu nennen. Dies ist erfreulich, weil diese gerade für effektive Prüfungsvorbereitung und die Strukturierung von Informationen hilfreich sein können.
- 3 Ergänzend sei hier noch ein an Übungsbeispielen und Erläuterungen zu Geschichtstheorie, Methodik, fachspezifischer Arbeitstechnik, historischen Lernorten u. ä. reicher Band genannt, der eigentlich für die schulische Oberstufe gedacht ist, aber über das dort erreichbare Niveau weit hinausgeht: B. Hey u.a., Umgang mit Geschichte. Geschichte erforschen und darstellen – Geschichte erarbeiten und begreifen, Stuttgart¹1994.
- 4 Einige Titel seien hier genannt: R. D. Naef, Rationeller Lernen lernen, Weinheim 1971, ²1976 u.ä.; T. Buzan, Kopftaining. Anleitung zum kreativen Denken, dt. München 1984; R. Höhn, Examen ohne Angst, Bad Harzburg 1984; G. Ueding, Rhetorik des Schreibens. Eine Einführung, Königstein 1985; L. v.

Werder, Kreatives Schreiben von Diplom- und Doktorarbeiten, Berlin 1992; E. Ott, Optimales Lesen, Reinbek 1972 u.ä.

Georg G. Iggers, Deutsche Geschichtswissenschaft. Eine Kritik der traditionellen Geschichtswissenschaft von Herder bis zur Gegenwart, Böhlau-Verlag, Wien/Köln/Weimar 1997, 450 S.

Dem Böhlau Verlag ist es zu danken, daß das Buch des namhaften jüdischen, deutsch-amerikanischen Historiographenhistorikers, Präsident der internationalen Kommission Theorie und Geschichte der Geschichtsschreibung beim CISH, in einer Neuauflage vorliegt. Es erschien 1968 zuerst in den USA unter dem Titel *The German Conception of History* (Middletown, Conn.) und dann erweitert in deutscher Übersetzung im Deutschen Taschenbuch Verlag (München), wo es schon 1972 und 1976 seine 2. und 3. Auflage erlebte. Der Neuauflage sind neue Vor- und Nachworte sowie weitere Literaturhinweise hinzugefügt. Ansonsten wurde auf Wunsch des Verlages kaum etwas verändert. Da das bedeutende Werk mehrfach rezensiert worden ist, kann ich mich auf die instruktiven, gedankenreichen und weiterführenden Vor- und Nachworte von 1997 beschränken.

Im Vorwort bestimmt Iggers als sein Grundanliegen, das in den sechziger Jahren die Arbeit an diesem Buch motivierte: eine Antwort auf die Frage zu finden, „welche Verantwortung deutsche Geisteswissenschaftler, insbesondere die Historiker, an der verhängnisvollen Geschichte Deutschlands in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts trugen“ (S. I). Er findet sie in der Tradition des „klassischen deutschen Historismus“, die von Leopold von Ranke bis zu Gerhard Ritter führte. Eine wesentliche Bedeutung gewinnen dabei die affirmativen und kritischen Bewertungen der deutschen Geschichte vor allem seit der Großen Französischen Revolution.

Drei Ideenkomplexe sieht er für jene Tradition als „konstitutiv“ an: „Apotheose des Machtstaates, ... Ablehnung allgemein verbindlicher Normen“ und „negative Haltung gegenüber begrifflich exaktem analytischen Denken“ (S. III). Daran will er unverändert festhalten. Zugleich bestimmt er drei Komplexe, die er heute eingehender untersuchen bzw. anders fassen würde:

1. Stärkere Konzentration auf die bedeutendsten der behandelten Historiker;
2. Größere Beachtung ihrer sozialen und auch religiösen Einbindungen sowie ihres Antisemitismus;
3. Viel größere Berücksichtigung des institutionellen Rahmens der Geschichtswissenschaft, in dem eine „relativ kleine Gruppe“ bestimmte, „wer in die Zunft aufgenommen“ wurde. Weiter würde er Herder nicht mehr in die Tradition des so definieren und scharf kritisierten Historismus einbeziehen.

Abschließend geht der *Iggers* auf den Prozeß der Desillusionierung ein, der auch ihm erfaßt hat. Vom „Fortschrittsgedanken“ sei ihm nur „sein ethischer Kern“ übriggeblieben, „daß das Ziel politischen Handelns eine Gesellschaft mündiger, gleichberechtigter, von physischer und geistiger Armut und Unterdrückung befreiter Menschen sei...“ In diesem Sinne betrachtet *Iggers* sein Buch „als Bekenntnis und als Wissenschaft“, die zu „einem rationalen kritischen Diskurs“ beitragen will (S. VIII f.).

Das in acht Kapitel untergliederte Nachwort hat vor allem die Entwicklung seit 1945 bis in die zweite Hälfte der neunziger Jahre im Blick. Es ist wohl der erste ernsthafte Versuch, aus gegenwärtiger Sicht die geschichtswissenschaftliche im Kontext mit der politischen Entwicklung in den beiden deutschen Staaten und nach dem Anschluß der DDR an die BRD zu untersuchen. In vielem ist der Rezensent mit dem Autor weitgehend einverstanden. Auch verdankt er ihm neue Einsichten. In einigen Fragen bestehen Meinungsverschiedenheiten fort, die in unseren Diskussionen seit 1966 zu verzeichnen sind. Erwähnt sei

nur die für *Iggers* am Rande liegende Entwicklung des Geschichtsdenkens in der KPD, in anderen Kommunistischen Parteien, der Komintern und in ihrem Umfeld, die am Lehrstuhl Geschichte der Geschichtswissenschaft der Leipziger Karl-Marx-Universität erstmals unter Berücksichtigung der zahlreichen Quellen erforscht und für den Zeitraum 1918 bis 1945 dargestellt worden ist. Die kritische und selbstkritische Wertung, der diese Ergebnisse heute unterzogen werden, führt zu Korrekturen, aber keineswegs zur Elimination der gewonnenen Erkenntnisse. Hinsichtlich der alten Bundesrepublik ist die scharfsinnige Analyse der verschiedenen Typen der Sozialgeschichte: „Volksgeschichte“ (Freyer, Conze, Schieder u.a.) einerseits und kritische „Historische Sozialwissenschaft“ (Rosenberg, Wehler, Kocka u.a.) andererseits sowie der neohistorischen und alltagsgeschichtlichen Gegner der letzteren ebenso hervorzuheben wie des Historikerstreites von 1986 und jener Auseinandersetzungen, die weit über den fachspezifischen Rahmen hinausreichten (neuere Debatten über den Holocaust, über Goldhagen, über die Wehrmachtsausstellung etc.). Letztere gewinnen um so mehr Interesse, als sie sich seit 1996 mit den heftigen – zunächst wieder fachinternen – Kontroversen um die Persönlichkeiten von Karl Dietrich Erdmann, Werner Conze, Theodor Schieder und um die gesamte Zunft im Verhältnis zum Nazismus fortzusetzen scheinen, worauf *Iggers* nicht mehr eingehen konnte.

Für Historiker der einstigen DDR ist der siebente Abschnitt, in dem knapp auf die Entwicklung der marxistischen Geschichtswissenschaft (in) der DDR eingegangen wird, von besonderem Interesse. Nach der scharfen und zugleich differenzierenden Kritik, die zu nicht geringem Teil mit Recht geübt und mit einer Anerkennung von bedeutenden Forschungsleistungen und auch Anregungen für die nichtmarxistische Geschichtswissenschaft verbunden wird, findet sich die Feststellung, daß „den ostdeutschen

Hochschulen einfach das unreformierte westdeutsche System übergestülpt wurde“, was auch „das Ende der marxistischen Geschichtswissenschaft der DDR“ bedeutete. So bewege „sich die Geschichtswissenschaft der BRD auch nach 1989 in alten Bahnen, ohne Anrörungen aus der Geschichtswissenschaft der ehemaligen DDR zu rezipieren“ (S. 436f.). Analoge Auffassungen scheinen mittlerweile selbst unter solchen Historikern aus der alten Bundesrepublik aufzukommen, die Lehrstühle ihrer abgewickelten Kollegen besetzt haben. Die Meinung von *Iggers* mutet wie das ergänzende Gegenstück zu einer These von Walter Markov aus dem Jahre 1947 an. Dieser warnte damals davor, „den historischen Materialismus für seine Unterdrückung in anderen Teilen Deutschlands durch ein Monopol in der Ostzone zu entschädigen, es sei denn, daß [man] ihn vorsätzlich durch Inzucht ruinieren möchte“. Markov selbst, seine Schüler und andere Historiker versuchten, durch internationale und nationale Wissenschaftskooperationen dieser Gefahr zu begegnen. Auch die Verbindungen mit *Georg Iggers* sind hier zu nennen. Daß mit der DDR auch deren Geschichtswissenschaft zumindest institutionell liquidiert wurde, konnten diese Bestrebungen, die zudem ständig durch Sicherheitsbedenken gehemmt wurden, jedoch nicht verhindern. Es gibt aber wohl kaum eine Garantie dafür, daß solche Ausgrenzungen allein für die marxistische „Kontroverslinie“ in der „Öku-mene der Historiker“ (Erdmann) bedrohlich werden können.

Werner Berthold

German Cultural Studies. An Introduction, edited by *Robert Burns*, Oxford University Press, New York 1995, 375 S.

French Cultural Studies. An Introduction, edited by *Jill Frobes* and *Michael Kelly*, Oxford University Press, New York 1995, 332 S.

Spanish Cultural Studies. An Introduction, edited by *Helen Graham* and *Jo Labanyi*, Oxford University Press, New York 1995, 455 S.

Die drei Bücher sollen hier auf das Versprechen, das ihre Titel machen, untersucht werden, d.h. als Einführungen, die (vorgeblich) an Anfänger gerichtet sind und die Leser mit einem besonderen Gebiet der Geisteswissenschaften, den *Cultural Studies*, vertraut machen. Ich konzentriere mich in der Kommentierung des Textes auf den Band zu Deutschland, meine Schlußfolgerungen betreffen aber das Konzept aller drei Bücher.

Das im Titel gemachte Versprechen ist nicht so unzweideutig, wie es aussieht, denn ich möchte im folgenden zeigen, daß ein wesentlicher Unterschied zwischen dem, was in Aussicht gestellt und dem, was tatsächlich geliefert wird, besteht. Ich möchte deshalb nicht nur bewerten und besprechen, sondern auch die Gelegenheit nutzen, darüber nachzudenken, weshalb die *Cultural Studies* die ihnen eigenen Ausdrucksformen in den anglophonen Länder angenommen haben.

Dieses Vorhaben entspringt einer gewissen Unzufriedenheit. Denn es läßt sich zeigen, daß man mit gutem Grund daran zweifeln kann, ob Studierende, denen es zunächst an Fachkenntnissen mangelt, mehr Geistesnahrung aus den *Cultural Studies* als aus älteren Handbücher ziehen, die nun als „konventionell“ gebrandmarkt werden. Ich will nun keineswegs für konventionelle Bücher plädieren, sondern gerade die höheren Ansprüche der *Cultural Studies* ernst nehmen und deshalb prüfen, ob sie wirklich ein neues und unkompromittiertes Kul-

turverständnis bieten. Die Antwort auf diese Frage ist leider negativ, denn obwohl die Lektüre von *German Cultural Studies: An Introduction* jede Menge Informationen über bestimmte kulturelle Bewegungen und Produkte bietet, sucht man doch bis zum Ende vergeblich nach einem klaren Verständnis von *Cultural Studies* selbst. Wir haben es also mit einer Einführung zu tun, die nicht richtig einführt und mit einer analytischen Methode, die nicht genau erkennbar ist.

Die Schärfe dieser Schlussfolgerung mag überzogen klingen. Deswegen möchte ich im folgenden die Heftigkeit meines Urteil durch einige ins Einzelne gehende Argumente untermauern. Es geht mir dabei aber nicht darum, in Bausch und Bogen zu vorurteilen, sondern selbst Vorschläge zu unterbreiten, wie auf dem Feld der *Cultural Studies* fruchtbar gearbeitet werden könnte.

Die Reihe, der diese Bände zugehören, folgt einem einheitlichen Schema. Die Bände sind nach geschichtlichen Epochen gegliedert¹, und die Hauptabschnitte sind wiederum in Kapitel geteilt, die zentralen kulturellen und gesellschaftlichen Themen gewidmet sind.²

Dies entspricht der professionellen Identität der meisten Beiträger, die sie in *literature departments* erworben haben. Dabei haben sie oft einen Wechsel durchgemacht, denn die Zahl der ehemaligen „professors of German“, die jetzt in „professors of German(ian) Studies“ umgewandelt worden sind, wird immer höher. Trotz dieser neuen Selbstdefinition ist die Herkunft der Texte aus den Köpfen derer, die sich hauptsächlich mit Literatur und Film beschäftigen, nicht zu verkennen. Deutlich sichtbar wird auch, warum gerade diese Intellektuellen die Zeit für eine solche Unternehmung für reif halten, denn in einem Moment, wo Literaturwissenschaftler sich Sorgen über sinkende Studentenzahlen machen, bieten die *Cultural Studies* Gelegenheit, ihre Forschungsthemen und Fragen wieder ins Blickfeld zu rücken. Unausgesprochen schwingt dabei die Angst vor einem Überholtsein des

Fachgebiets Literatur mit, denn es waren die *literature departments*, die die Verantwortung für die Einführung in eine fremde (das soll heißen: nicht-angelsächsische, kontinental-europäische) Kultur trugen. Wenn diese Aufgabe inzwischen den Geruch des Altmodischen erworben hat, so verliert das Fachgebiet „German“ eine große Stütze seiner Rechtfertigung und seines Selbstrespektes. Die Neudefinition von *Cultural Studies* ist eine Antwort auf einen solchen möglichen Verlust. Überdies ist aber diese Entscheidung nicht nur als defensive Reaktion zu verstehen: *Cultural Studies* bieten auch die Möglichkeit, die auf Deutschland gerichteten Humanwissenschaften neu zu gestalten. Dadurch erhalten die *Cultural Studies* eine Bahnbrecherrolle, und die Autoren, die mit ihrer Entwicklung verbunden sind, werden als *trendsetters* anerkannt.

Die Bücher müssen also als Ausdruck einer Gruppenidentität analysiert werden, schon, weil es sich um Kollektiverke handelt. Obwohl diese Bücher dem Rezensenten die fragwürdige Gelegenheit bieten, sich auf einen Schlag mehr als eine Handvoll Feinde zu machen, geht es mir vorrangig um die Rekonstruktion dieser Gruppenidentität, denn der Text selbst ist postmodern genug, um selbständig und allein zu stehen.

Ich sehe dabei die Bücher vorrangig in der Perspektive ihrer Leser: jener amerikanischen Studenten, die sie kaufen, weil sie beispielsweise in eine *German-Studies*-Veranstaltung eingeschrieben sind. Was werden sie verstehen? Um diese Frage zu beantworten, nehme ich die folgende Szene an:

In ein Wintermatt sitzen zwei Studenten in der Bibliothek einer amerikanischen Universität. Es ist 21.53 Uhr, Zeit zum Lesen. Zur Beschreibung des Wechsels von Aufmerksamkeit, Langeweile, Scharfsinn und Stumpfsinn, der sich in ihren Gesichtszügen während der Lektüre abspielt, bedarf es größeren schriftstellerischen Talents, als ich besitzen. Was ich aber leisten kann, sind einige Mutmaßungen über die Gestaltung ihres

Bewußtseins, wenn sie das Kapitel „Weimar Culture: The Birth of Modernism“ lesen.

Der erste Student interessiert sich für den geschichtlichen Überblick am Anfang, der eine Begriffseinführung in den Modernismus ist. Was findet er? Im ersten Abschnitt eine Erwähnung von Habermas' Idee, daß am Ende des 19. Jh.s die Moderne auf einen Begriff für einfachen Widerstand gegen das Vergangene reduziert wurde.³ Diese Modernitätsauffassung steht im Gegensatz zu der der Aufklärer, die erwartet haben, daß die Wissenschafteften am Ende das Menschenglück schaffen würden.⁴ Allerdings, da der Kontext des aufklärerischen Optimismus nicht erklärt ist, kann man nur hoffen, daß der Student genügend weiß, um die Wichtigkeit dieses Punktes für eine Diskussion der Weimarer Moderne-Auffassung selbst zu bestimmen. Aber auch das ist einerlei, denn der Text geht weiter, ohne bei dem Thema Aufklärung zu verweilen. Vielmehr wird unmittelbar danach verkündet, daß die Zeiten des Geschichtsoptimismus vorbei sind, denn „Horkheimer and Adorno traced out the way in which this positive project for human and social development had been hijacked by the instrumental rationality of capitalism. What had been progressive and emancipatory had become, in the growth of the culture industry, coercive and exploitative.“⁵ So endet der Abschnitt, und die Unklarheit fängt an.

Wenn sich das Kapitel als Ganzes um die Auseinandersetzung mit dem Fortschrittsglauben des 18. Jh.s bei Habermas und Adorno drehen würde, wäre gegen den Abschnitt wenig einzuwenden. Aber wenn es im folgenden keinen Bezug mehr darauf gibt, ist kaum zu erwarten, daß der Student etwas Sinnvolles entnehmen könnte. Am wahrscheinlichsten ist, daß er den Abschnitt mit einer gewissen Verblüffung liest, aber sicherlich intelligent genug ist um herauszubekommen, daß das kommende Kapitel über „the birth of modernism“ anhand der Weimarer Moderne als ein Beispiel von „hijacked“ potentiell von

Befreiung handeln wird. Was soll er aber denken, wenn unmittelbar im nächsten Abschnitt ohne jede Erklärung das Gegenteil behauptet wird: „The transformation of cultural production⁶ occurred as a result of crucial social, technical, political and artistic developments in the inter-war period.⁷ In the 1920's and early 1930's there are still remnants of the old project of liberated humanity. Indeed, when Habermas is casting about for an instance of the regeneration of the specialized spheres of science and scholarship, politics and art he cites narratives of workers discovering a personal—that is, moral and political—relation to works of art. It is precisely that⁸ active relation between the social and aesthetic which characterized so many cultural projects in the Weimar years, from the Bauhaus to popular illustrated papers, and from the documentary theater to Dadaist montages. What was progressive in Weimar culture was informed by aspirations derived from a basic tenant of modernism: the belief that technological change could effect a positive transformation of the environment and an improvement of the human condition.“⁹ (S. 53f.)

Ich nehme an, daß die Autoren sagen wollen, daß der Modernismus der zwanziger Jahre ambivalente Auswirkungen (oder *ramifications*) hatte. Einerseits hat die Entwicklung des Kapitalismus und der Technologie die Möglichkeiten für fortschrittliche Änderungen der Gesellschaft so ausgeschaltet, daß die kulturelle Bewegung des Modernismus (am besten) nur als Protest dagegen zu verstehen ist. Andererseits war es doch nicht so schlimm, denn es gab bestimmte schöpferische Leute, die die neuen technischen Zustände benutzten, um fortschrittliche d.h. gesellschaftlich bedeutungsvolle und wirksame Kunst und Kultur zu machen. Nun kommt es mir so vor, als könnte man so oder ähnlich über jede Epoche seit ungefähr 1780 schreiben. Aber wichtiger noch scheint mir die Tatsache, daß ich einfach unsicher bin, ob ich den Text richtig verstanden habe.

Und wenn es mir so geht, fragt sich, welchen Eindruck unser Student hat: er fängt einen Text an zu lesen, der sich weigert, seine Aussage deutlich erkennbar werden zu lassen. Der Student braucht also eine Einführung in die Einführung.

Aber wenn eine Einführung nicht selbständig als ein geistiger Wegweiser bestehen kann, verfehlt sie nicht ihr Ziel? Um diese Vermutung noch zu verstärken, zitiere ich den nächsten und den letzten Absatz dieses Kapitels:

„Introducing a new edition of his essays from the 1920's and 1930's, Ernst Bloch recalled in 1962 that the famous Golden Twenties were a time of transition. Extremists on both left and right saw the first German democracy not as an end in itself, but the incidental means by which a new Germany was to be created, whether as a socialist utopia or as the national community of a *Volk*. A look back to the Weimar years from the post-war period, across the gulf of the Third Reich confirms their reputation for cultural vitality and innovation. The great Weimar icons – Dietrich in *Der blaue Engel*, Brecht's cigar and leather jacket, Klemperer at the Kroll Opera – still hold out a promise which National Socialism interrupted and our own post-modernity has yet to fulfill.“

Was hat dieser Abschnitt mit den zwei vorhergehenden zu tun? Diese hatten nicht von Blochs Übergangsthese gehandelt, und sein Auftauchen erscheint wiederum rätselhaft.¹⁰ Es stellt sich wieder die Frage, wer eingeweiht genug ist, um den richtigen Sinn dieses Absatzes zu erschließen. Ich gebe freiwillig zu, daß ich im Dunkeln tappe. Und was macht unser Student? Es überläuft mich kalt, wenn ich mir vorstelle, was für Randnotizen er machen würde. Etwa: „Weimarer Zeit = goldene Zwanziger; Übergangszeit, viele wollten sie ganz abschaffen; kulturelle Vitalität wurde von Marlene Dietrich und von Brecht mit seiner Zigarre geliefert; die Nazis kamen dazwischen, und unsere Postmoderne bleibt unbefriedigt.“

Es mag scheinen, als sei diese Kritik ungerecht, weil ich bis jetzt keinen Blick auf das Buch als Ganzes geworfen habe. Ich denke aber, daß diese „Mikrokritik“ eben nötig war, weil *mutatis mutandis* die Abstraktionsebenen, die wir hier gesehen haben, für das Werk insgesamt typisch sind. Sicherlich ist die Sprache in den übrigen Teilen des Buchs nicht so vage wie die hier zitierte.¹¹ Aber der Hauptfehler, den ich gerade beklagt habe, ist immer wieder zu finden: Es mangelt am Willen klar darzustellen, welche Fragen ein Kapitel für eine bestimmte Epoche stellen will. Die Folge davon ist, daß die Kapitel nur Scheinargumente anbieten, wo tief sinnige Erklärungen von wichtigen Themen versprochen werden, ohne daß der Leser einen befriedigenden Begriff von *German Culture* bekommt.

Es gibt zwei mögliche Einwände gegen meine Argumentation, die ich aufgreifen möchte. Erstens, dieses Buch sei durchaus korrekt verfaßt, nur eben nicht für Studenten, die Erklärungen nötig haben. Sind Studenten nicht in der Lage einen Text zu verstehen, dann sind sie und nicht die gebildeten Autoren schuld. Nun ist es leider wahr, daß solche Zerrbilder von unwissenden Studenten auch in der Wirklichkeit existieren. Es ist aber leider auch wahr, daß die Erwähnung solcher Studenten ziemlich rasch in ein Ablenkungsmanöver ausartet, denn es war nicht der hohe Grad der Ideen, den ich beklage, sondern vielmehr die Tatsache, daß diese Ideen nicht dargestellt und entwickelt werden. Dieses Versagen spricht für die Abwesenheit jeglichen Mitgefühls mit der Erfahrungswelt der Leser.

Es gibt einen zweiten und begründeteren Einwand, nämlich, daß bei einem solchen Projekt die Aufmerksamkeit mehr auf die Behandlung von individuellen Kulturereignissen als auf programmatische Äußerungen gerichtet werden muß. Dem kann man nur zustimmen, und ohne Zögern hinzufügen, daß die Hauptstärke des Werkes die Wiedergabe von aussagekräftigen Einzelheiten im Feld der deutschen Kultur-

geschichte ist. So lernt man zum Beispiel (S. 239), daß im Oktober 1966 die oppositionelle Gruppe „Krise der Demokratie“ eine „massive Demonstration“ gegen die Bundesregierung organisierte, unter deren Hauptrednern Hans Magnus Enzensberger, Ernst Bloch und Jürgen Habermas waren. Oder es wird (S. 117) bemerkt, daß während der Olympiade von 1936 die Nazis den Befehl gaben, die Preise in Hotels, Restaurants und Lebensmittelgeschäften zu senken. So fließen die Einzelheiten von Seite zu Seite.

Die Präsenz solcher „Kleinigkeiten“ ist – meine ich – sehr positiv zu bewerten, an sie knüpft sich die Phantasie des Lesers. Aber, um mit Moritz zu sprechen, wenn Einzelheiten trefflich dazu dienen, „die Aufmerksamkeit des Menschen mehr auf den Menschen selbst zu heften, und ihm sein individuelles Dasein wichtiger zu machen“, dann darf man fragen, ob die *Cultural Studies* ihr eigenes Dasein, indem sie die Aufmerksamkeit auf die Einzelheiten heften, tatsächlich wichtiger gemacht haben. Die Antwort ist eher negativ. Um dies zu prüfen, kehren wir zu unserer zweiten Studentin zurück, die inzwischen im Kapitel über die Moderne weiter gelesen und dadurch eine Reihe von Einzelheiten kennengelernt hat. Was hat sie gelernt?

Unter anderem wurden ihr Informationen über das Versagen des politischen Systems und den Streit um den Kulturbegriff in den zwanziger Jahren mitgeteilt. Danach sind ein paar Seiten der *Neuen Sachlichkeit* gewidmet. Es ist klar, daß die Textautoren die *Neue Sachlichkeit* für wichtig halten. Wir wollen nun untersuchen, was die Studentin von dieser Wichtigkeit mitbekommt. Zuerst lernt sie, daß die grundlegende Philosophie der *Neuen Sachlichkeit* auf folgende Weise zu definieren ist, „*Neue Sachlichkeit* entails a cool assessment of modern society, sometimes merely registering the development of modern technologies, at others fiercely critical of social mores and their glittering adepts.“ (S. 71) Obwohl das Neben-

einander von Technologie und gesellschaftlichen Sitten etwas verwirrend ist, wird ein Rahmen geboten, in den so verschiedene Künstler wie Otto Dix, Mies van der Rohe und Brecht einzuordnen sind. Es dürfte der Studentin gut gefallen, wenn eine Möglichkeit versprochen wird, die *Neue Sachlichkeit* als einheitliche Bewegung zu verstehen.

Was soll sie aber denken, wenn sie unmittelbar darauf erfährt, daß sich die Autoren nicht so sicher sind, wie einheitlich diese einheitliche Bewegung ist?

„*Neue Sachlichkeit* covers a very broad range, from styles of painting and design, through the influence of technology and mechanization, to American popular forms such as jazz and the deliberate search for a direct and popular literary style by figures such as Kästner and Tucholsky. This variety of reference suggests that *Neue Sachlichkeit* can be properly understood as an instance of what Raymond Williams has called a structure of feeling. It yields, that is, to systematic analysis but retains an element of emotional response in lived experience which is distinct from its ideological determinations. In any event the sheer range of this ‘unified style complex’ is a measure of the cultural diversity and pluralism of the Weimar years.“ (S. 71)

Es folgen Einzelheiten. Aber Einzelheiten wovon? Von einer „structure of feeling“ – die darf analysiert werden, darf es gleichzeitig aber auch wieder nicht wegen eines „element of emotional response in lived experience.“ Wenn dies das „proper understanding“ der *Neuen Sachlichkeit* ist, schaudert man vor dem „improper“. Es scheint, daß den Autoren klar wurde, wie schwierig es ist, eine kurzgefaßte Definition der *Neuen Sachlichkeit* zu geben, deshalb griffen sie auf einen dunklen „unified style complex“ zurück, der Widersprüche über Widersprüche enthalten darf.

Hier könnten natürlich die Autoren einwenden, daß sie einfach den widersprüchlichen Geist der Bewegung ausgedrückt hätten. Doch es gibt einen Unter-

schied zwischen einem philosophischen Widerspruch und einer einfachen Verwirrung. Das zugrunde liegende Problem ist nicht die Kompliziertheit der *Neuen Sachlichkeit*, sondern die ungenügende Aufmerksamkeit der Autoren für die Frage, was diese Kompliziertheit bedeutet. Insbesondere wird nicht klar, ob die gemeinsamen schöpferischen Ausdrucksformen in der *Neuen Sachlichkeit* bewußten Entscheidungen entsprangen oder einfach im Zeitgeist selbst ihren Ursprung fanden. Könnten wir diese Frage beantworten, so würde den Lesern ein „unified style complex“ als sinnvoll erscheinen.

Aber diese Frage ist natürlich nicht zu beantworten. Es ist sicherlich eine Vereinfachung, die *Neue Sachlichkeit* entweder als „geplant“ oder als zufällig zu kennzeichnen. Deswegen wäre schwerlich zu verlangen, daß der Text sich dogmatisch für das eine oder das andere entscheidet. Was aber wünschenswert wäre, ist, daß der Text deutliche Hinweise auf die Art und Weise gibt, wie die Autoren die Entstehung und Ausbreitung der *Neuen Sachlichkeit* als kulturelle und künstlerische Bewegung verstehen. Gäben sie dies unserer lesenden Studentin, hätte diese erheblich bessere Chancen, ihre eigenen Auffassungen von der zugrunde liegenden Einheit der *Neuen Sachlichkeit* auszudrücken. Für die Studentin würde sich damit die Chance erhöhen zu wissen, ob sie richtig verstanden hat oder nicht. Fehlen solche Hinweise, verlieren die gelehrten Einzelheiten an Bedeutung.

Es ist sicherlich unbefriedigend, eine Kritik zu lesen, die immer beim „nicht Vorhandenen“ weilt, und sich über eigene Vorschläge nur wenig äußert. Deshalb möchte ich meine Einwände gegen die hier vorliegende Art von *Cultural Studies* in einigen Gegenvorschlägen zusammenführen. Erstens glaube ich, daß die Geschichte eine eher problematische Rolle in *Cultural Studies* spielt, weil Geschichtsschreibung das Bedürfnis weckt, Ereignisse in eine zeitlich bestimmte Reihenfolge zu stellen. Daraus

resultiert im vorliegenden Fall ein Schreibstil, der eine lange Reihe von Behauptungen mit kleineren Hypothesen zusammenklebt. Es ist klar, daß die Autoren hier dem Bedürfnis nach umfassender Darstellung nachgeben. Aber im Gegensatz zu diesem Bedürfnis wäre es vielleicht besser, bestimmte Themen in der Kulturproduktion auszuwählen, und sie als Gedankenvehikel zu benutzen. Um nur zwei Beispiele zu nennen:

A) Das Verbrechen und sein Reiz: Verbunden mit der Industrialisierung Deutschlands ist in der Kultur eine ständige Rückkehr zur Darstellung von Kriminellen anzutreffen, die auf unterschiedliche Weise Deutschlands tiefere Widersprüche widerspiegeln haben. Seien es Eigentumsdelikte der Gründerzeit (und auch nach 1989) oder Massenmörder wie Peter Lorre in *M* und „Kriegsverbrecher“ in der Nachkriegszeit – die Figur des Verbrechers taucht immer wieder auf. Warum könnte eine Einführung in German *Cultural Studies* nicht den Leser über die Schrecken der dargestellten kriminellen Akte heranzuführen an deren kulturelle Hintergründe und Auswirkungen? Dies böte einen reichen Boden für ein kritisches Kulturverständnis, denn das Verbrechen zeigt uns die Möglichkeiten einer Zuflucht zum Schrecken, und die Darstellung des Verbrechens zeigt uns das Verhältnis der deutschen Kultur zu ihren selbst gesetzten Grenzen.

B) Die Täuschung und Enttäuschung der Frauen: Können Frauen in der deutschen Kultur separat untersucht werden? Es wäre interessant, nicht nur „Beiträge“ von deutschen Frauen auszuwählen und zu diskutieren, sondern ganze Kapitel jenen Versprechungen zu widmen, die die deutsche Moderne deutschen Frauen gemacht hat. Es geht dabei um die Möglichkeit, anhand der Präsenz von Frauen in der Kultur des späten 19. und des 20. Jhs etwas über die Leistungsgrenzen dieser Kultur (d.h. was kulturelle Produkte zu sagen und nicht zu sagen vermögen) zu erfahren. Wenn man diese Leistungsgrenzen in einem solchen Fo-

kus diskutieren kann, ist dies auch für andere Epochen möglich.

Es wird sicherlich anhand dieser beiden willkürlich ausgewählten Beispiele deutlich, daß ich für eine systematische Fokussierung auf Problemlagen plädiere, die eine Alternative für die gegenwärtig betriebene Art von *Cultural Studies* bilden würde. Es geht darum, durch die Auseinandersetzung mit der fremden Kultur das eigene Kulturverständnis direkt herauszufordern.

David Pickus

- 1 Die Bände zu Deutschland und Frankreich setzen am 1870 ein, der Band über Spanien 1898.
- 2 Z.B. gibt es im Band über französische Kultur im Teil III, Revolution and Postmodernity (1968–1995) ein Kapitel „Popular Culture and Cultural Politics“, das in verschiedene postmoderne Themen einführt wie „The City as Signifying Practice.“
- 3 German Cultural Studies, S. 53.
- 4 Ebenda.
- 5 Ebenda.
- 6 Um welche *transformation* es sich handelt, bleibt leider dunkel.
- 7 Will man wissen, welcher Art diese *developments* sind und warum sie *crucial* waren, muß man selbst raten, denn die Autoren lassen sich zu keiner eindeutigen Aussage herab.
- 8 Man wird sich fragen, um welches Verhältnis es sich dabei handelt.
- 9 Hier haben nun offensichtlich Horkheimer und Adorno nichts zu sagen, denn der Glaube an Fortschritt und sogar an technologischen Fortschritt erscheint doch als progressiv.
- 10 Natürlich wäre dieses Rätsel gelöst, wenn die Autoren nicht nur Blochs Name erwähnt hätten, sondern ihr Verständnis seiner Ideen.
- 11 Aber manchmal bleibt sie vague genug. Nehmen wir nur den ersten Abschnitt über die Kultur der BRD, 1968–1990: „The central feature of the period to be dealt with in this chapter is German society’s increasing preoccupation with the quality of life, even though this theme informed neither the political

battles and social tensions at the beginning of that period nor, for that matter, the breathtaking process of national unification that concluded it. Initially, it was the most traditional problem of capitalism that appeared to confront German society (sic). By the late 1960’s the ‘social partnership’ characteristic of the Adenauer era threatened to give way to a renewed class antagonism: 1968 was the high-water mark of the anti-authoritarian student movement and the APO, while the following year saw the eruption of mass wild-cat strikes by the metalworkers. Just as the students questioned the legitimacy of West Germany’s class-based society and its capitalist foundations, so sections of the labour movement displayed a new militancy that seemed to herald the resurgence of class conflict. Additionally, the early 1970’s witnessed the emergence of small gangs of political terrorists, whose atrocities were committed in the name of class warfare. Yet the hall mark of the period under review here was not in fact the reinstatement of class politics but the determination on the part of West German citizens to shape the political agenda and inject it with new themes.“ S. 257.

Das angekündigte Thema der Lebensqualität verschwindet unmittelbar nach seiner Ankündigung. Der zweite Satz ist so unklar, daß ich gar nicht entscheiden kann, ob er nicht vielleicht einen Druckfehler enthält. Am meisten irritiert mich aber, daß diesem Abschnitt tatsächlich gute Ideen zugrunde liegen. Es scheint, als wollten die Autoren etwas folgendes schreiben: „Dieses Kapitel wird drei verschiedene, aber doch aufeinander bezogene Themen untersuchen. Erstens geht es um die Sorge um die Lebensqualität in der BRD seit 1968. Zweitens um das Wiederauftauchen von Klassenkonflikten in der deutschen Gesellschaft, welche unterschiedliche und manchmal sehr scharfe Ausdrucksformen hatten. Und schließlich geht es um den Versuch eines beträchtlichen Teils der Bevölkerung, sich in die Politik einzumischen

und dadurch die Grenzen der Politik neu zu definieren.“ Hätten die Verfasser dies wirklich geschrieben, wären sie auf eine Weise verpflichtet, die genannten Themen klar darzustellen und die Beziehungen dazwischen gut zu erklären, und darin liegt das Problem.

Wolfgang Kraus, Das erzählte Selbst. Die narrative Konstruktion von Identität in der Spätmoderne, Centaurus, Pfaffenweiler 1996.

„...und so wurde ich, was ich heute bin; so kam es, wie es gekommen ist“. Das ist der – oft unausgesprochene – Schlußpunkt einer klassischen Selbstnarration, einer Geschichte also, mit der Subjekte ihre Identität narrativ konstruieren und kommunizieren. In den Zeiten der wohlständigen und wohlgeordneten Nachkriegs-Moderne wurde das subjektive und machtförmige solcher Selbstnarrationen leicht übersehen. Das ist inzwischen anders geworden. In Ostdeutschland beispielsweise war in den letzten Jahren gut sichtbar, wie ein und die selbe Biographie mit wenigen, aber entscheidenden Nuancierungen sowohl auf sozialistisch wie auch auf kapitalistisch erzählbar ist. Mehr noch: es war beobachtbar, daß die eine Selbstnarration nicht einfach die andere ablöste, sondern okkasionell und kontextuell zwischen den Polen changiert wird. Doch damit nicht genug. Im Offizialdiskurs wird anhand solcher Selbstdarstellungen oder Erinnerungen unversöhnlich gestritten, dem Vorwurf des *Kolonialismus* wird mit dem Vorwurf der *Ostalgie* begegnet. Hier geht es um verschiedene Vorstellungen über die Legitimität und Korrektheit biographischer Selbstdarstellung. Dieses Sonderbeispiel illustriert: Personale Identität ist das Ergebnis einer subjektiven Konstruktionsleistung innerhalb eines kommunikativen Kontextes, dabei werden Schablonen, Symbole und Formen gesellschaftlicher Metaerzählungen genutzt, wobei die Selbstnarration im

Spannungsfeld aktueller Machtbeziehungen ausgerichtet wird.

Diese allgemeinen Phänomene hat der Münchner Psychologe Wolfgang Kraus einer systematischen sozialpsychologischen Betrachtung unterworfen, die durch eine empirische Studie fundiert ist.

Ausgangspunkt von Kraus' Theorie-Inventur ist, wie könnte es anders sein, Erik Erikson. Dem folgt die Rekonstruktion der Post-Eriksonschen Periode der Identitätsforschung, wo neuere Arbeiten von James Marchia, Glynis Breakwell und Carmel Camilleri vorgestellt werden.

Kraus interessiert dabei vor allem, wie in Zusammenhang mit den Krisenerscheinungen der Moderne im identitätstheoretischen Diskurs Kohärenz und Kontinuität neu interpretiert wird. Während bei Erikson Kohärenz und Kontinuität als unverrückbare Grundformen, als Fundamente von personaler Identität gelten, werden sie später als ein historisch bedingtes, gesellschaftlich gefordertes Konstrukt dechiffriert. Kraus hebt dabei Camilleris Problematisierung hervor, der am Beispiel der Identitätsentwicklung nordafrikanischer Jugendlicher in Frankreich zwei oft polare Dimensionen von Kohärenz beschreibt, die „des Selbstbezuges (*fonction ontologique*) und des sozialen Bezuges (*fonction pragmatique*) ... Es geht, zugespitzt, um die Frage, ob das Subjekt mit sich selbst 'im Reinen' sein will oder mit seiner sozialen Umwelt.“ (S. 50) In einer solchen Situation stellt sich die Frage nach dem Preis von Kohärenz. Kraus hebt an Camilleri hervor, daß er diese Ambivalenzen in Betracht zieht. Dissoziation sei nicht prinzipiell als Defizit und Bedrohung zu betrachten sondern auch als Chance, die „Erfahrung des Ich mit dem Selbst einerseits und mit sich als sozialen, situativen Selbst, als sozial wahrgenommener Person andererseits“ zu homogenisieren. (S. 92)

Derart theoretisch orientiert, beginnt der Autor seine empirische Untersuchung zu diskutieren. Im Rahmen des seit 1990 währenden und qualitativ

orientierten Projektes „Erwerbsverläufe, soziale Netzwerke und Identitätswentwicklung junger Erwachsener“ an den Universitäten München und Leipzig¹ untersuchte *Kraus* die Entwicklung von Struktur, Stil und Zukunftshorizonten in den Selbstnarrationen von 40 Personen. Da die Subjekte bei der Entwicklung und Präsentation ihrer Selbstnarration, also der kommunikativen Konstruktion ihrer Identität, immer aktuelle Anforderungsstrukturen, Ressourcenlagen und Widerspruchsstrukturen erzählerisch umsetzen, und diese Narrationen von den gesellschaftlichen Metaerzählungen und Machtstrukturen geprägt sind, kann im Umkehrschluß aus der Analyse der Selbstnarrationen eine Zeitdiagnose entwickelt werden. *Kraus* tut das und liefert eine narrationstheoretisch gestützte Beschreibung der Risiken und Chancen postmoderner Sozialisation.

Kontrastfolie ist die Struktur der Selbstnarration in der Phase der „organisierten Moderne“, womit *Kraus* die Zeit der Nachkriegsprosperität meint, jene Zeit der klassischen Wohlstandsgesellschaft, auf die sich Eriksons klassische Theorie bezieht. Die für die „organisierte Moderne“ typische Selbstnarration ist eine „Heldensaga“ und beschreibt eine Figur „dialektischer Erlösung ... Hin und hergerissen zwischen den Schicksalskräften muß der Held seinen Weg finden. Und aus der Sage wissen wir: Er wird viele Abenteuer zu bestehen und am Ende sich gefunden haben.“ (S. 223) Diese Narration findet sich auch als Subtext in den Schriften von Erik Erikson wieder: Die Jugendlichen durchleben eine Phase voller Zerrissenheit. Aus der Zukunft jedoch weht Trost herüber und kündigt an: Sie werden letztlich alle ihren Platz in der Gesellschaft finden. Diese von Verunsicherung geprägte Jugendzeit ist hier „nur“ eine Phase – im Unterschied zu heute. „Gesellschaftstheoretisch ist dies die Erzählung der *organisierten Moderne* in den westlichen Ländern der fünfziger und sechziger Jahre: eine prosperierende, relativ stabile Gesellschaft mit einem

hohen Wirtschaftswachstum, das in der Tat die Garantie der prästabilierten Harmonie bieten kann. Die Narration ist von der *Doppelstellung des Erzählers* charakterisiert. Er ist zum einen ‚oberhalb‘ der Narration. So wie in einer filmischen Perspektive der Sicht von oben, sieht er den Akteur – sich – auf eine Situation zulaufen und weiß immer schon ein bißchen mehr, nämlich, daß er daraus wieder gestärkt, um eine Erfahrung reicher hervorkommen wird“ (S. 224.) Der erzählende Protagonist erscheint in der Pose des mit einer gewissen „Heilsgewißheit“ und „inneren Getatsenheit“ den Ausgang der Geschichte Erwartenden. „Wie dramatisch und erschöpfend auch immer die aktuelle Situation sein mag, es gilt Hoffnung und sie ist unabhängig vom situativen Erleben. Die Kohärenzproduktion findet für dieses Subjekt nicht auf der Ebene situativer Erfahrung statt. Kohärenz ist vielmehr erwartbar und erfahrbar durch die Situierung des Subjektes in einem situationsübergreifenden biographischen Lebensbogen, in der Entfaltung dieser Biographie. Alles wird gut. [Alles ist für etwas gut, lautet eine andere Volksweisheit. Jede Erfahrung hat ihren Sinn und Zweck – T. A.] ‘Das wird schon wieder bis du verheiratet bist!’ So tröstete man mich in meiner Kindheit über ein aufgeschlagenes Knie hinweg.“ (S. 231) Die Relevanz der einzelnen Situation relativiert sich immer wieder vor der Bedeutung des präexistierenden ‘Großen Scripts’. Die Erosion der modernen Prosperität führt nicht sofort zur Modifikation typischer Selbstnarrationen. Obwohl dem Versöhnungsmodell mehr und mehr die Kraft fehlt, „das situative Durcheinander zu relativieren“, bleibt die narrative Beschwörung der Möglichkeit der Harmonie als zunehmend „hohle Proklamation der Versöhnung“ (S. 224)

Garz anders ist nach *Kraus* der Typus „spätmoderner Strategienarration“. Hier ist der Erzähler seiner Heilsgewißheit beraubt. „Er sieht nicht weit, und kann nicht mehr auf die Logik des Prozesses vertrauen, allenfalls auf sich selbst. Er

selbst ist es, der den Erzählprozeß organisieren muß. Er legt Planken in den Sumpf, ohne zu wissen, ob sie da richtig liegen und in die richtige Richtung weisen. Filmisch gesprochen ist die Kamera nicht mehr allwissend, sondern auf Augenhöhe des Akteurs, als 'subjektive Kamera'.“ Das Subjekt ist allein, kein teleologisches Prinzip rettet es aus seiner Verunsicherung, „aber es hat die Kraft und die Möglichkeit, sich zu entwerfen.“ (S. 225f.) Das heißt auch, daß hier anders mit Ambiguitäten, Widersprüchen und Dilemmata umgegangen wird. Das Subjekt begegnet ihnen mittels Auswahl, Hierarchisierung und Management. „Das Kuddelmuddel wird sortiert, hierarchisiert, in Teilprojekte gegliedert und zeitlich verortet. Das Leben wird zum Netzplan, Scheitern zum Planungsfehler. Das Subjekt versichert sich selbst der Machbarkeit, der Lebbarkeit dieser auktorialen Rolle. Kohärenz wird in diesem Modell zur strategischen Leistung des Subjektes. ... Die existenzielle Verzweiflung am Sinn des Lebens verschwindet hinter der Anstrengung einer bewußten, integrierten Lebensführung. Nicht 'alles wird gut', sondern 'ich kann es schaffen' lautet die Devise.“ (S. 232)

Von diesen beiden Strukturtypen der Selbstnarration, also dem klassischen, modernen dramaturgischen Stil der Heldensaga und dem postmodernen, Projekte managenden Stil der Selbstschöpfung, unterscheidet *Kraus* nun einen dritten Strukturtyp, nämlich den, der die „krisenhafte Spätmoderne“ beschreibt. Dieser Narrationsstil wird gewählt, „wenn Perspektivräume nicht mehr zu durchschreiten sind, wenn sie sich als trügerisch erweisen. Denn zum Planen gehört Planungssicherheit. Wenn alles von heute auf morgen ganz anders sein kann, wenn das Konzept von Ursache und Wirkung sich auflöst in eine Myriade von Kontingenzen, dann wird Planen zum Nachhecheln hinter einem rasanten Veränderungsprozeß. Der Akteur darf sich nicht mehr in einer Situation verliehen, weil es keine nnsichtbare Logik mehr gibt, die ihn darüber hinaustragen

wird. ... Die Rettung des Handlungsträgers besteht hier in einer inneren Distanzierung und Immunisierung durch Ironie und Hedonismus. Projekte werden zwar benannt, aber in einer demonstrativen Beliebigkeit und Unverbindlichkeit nebeneinander gestellt.“ (S. 226f.) Die Protagonisten nehmen von evaluativen Aussagen zu den Projekten Abstand, erwecken den Eindruck, als sei ihnen das eine genauso (un-)wichtig wie das andere, verzichten auf die Inszenierung von Bezügen zwischen den Projekten und heben sich ironisch von ihnen ab. „Kohärenz ist nur noch situativ erfahrbar, hier aber intensiv und körperlich im Auskosten der Situation“ (S. 228) – die *love parade* ist wohl die treffendste Illustration der Diagnose von *Kraus*. Glück und Erfüllung kann nicht entstehen durch Stetigkeit und Durchhaltevermögen vor dem Hintergrund eines allgemeingültigen Heilsversprechens (klassisch-modern), auch nicht durch kreatives Management (spätmodern), sondern nur durch Zufall im Chaos (krisenhafte Spätmoderne). Der Autor versucht außerdem, die Stimmungen zu beschreiben, die die verschiedenen Dramaturgien der drei modernen Selbstnarrationstypen vermitteln. Der klassische Typ strahlt Abgeklärtheit und Hoffnung aus, die Rückseite davon ist Hohlheit; der postmoderne Typus vermittelt Dynamik und Selbstbewußtsein, die Rückseite ist hier (Über-)Anstrengung, und der Typus der krisenhaften Spätmoderne vermittelt als Stimmung Ironie, Spaß, Hedonismus und als Rückseite „larvierte Verzweiflung“. (S. 235)

Diese Selbstnarrationen sind komplementär zu aktuellen Befunden der quantitativen Sozialforschung, die bei den Jugendlichen eine „eindeutige Abgabe an längerfristige Verbindlichkeiten“ konstatiert. „Charakteristisch für die heutige Jugend scheint weniger die Haltung des überzeugten Mitglieds und Akteurs zu sein, der voll in der jeweiligen Subkultur lebt und aufgeht, sondern vielmehr die Position des Zuschauers und begrenzten Nutzers, also die Haltung

des Ausprobierens und Experimentierens.“²

Die drei von *Kraus* beschriebenen Narrationstypen haben heuristischen Charakter. Mit ihnen liefert der Autor sensibel und zielsicher handhabbare Instrumente, die dem postmodernen Umbau der Moderne Rechnung tragen und bei der Deutung von autobiographischen Sequenzen, bei der Interpretation von Selbstnarrationen und der Rekonstruktion der ihnen zugrunde liegenden An-

forderungsstrukturen sehr gute Dienste leisten.

Thomas Ahbe

- 1 Vgl. H. Keupp/R. Höfer (Hrsg.), *Identitätsarbeit heute: Klassische und aktuelle Perspektiven der Identitätsforschung*, Frankfurt a. M. 1997.
- 2 *Jugendwerk der Deutschen Shell* (Hrsg.), *Jugend '97. Zukunftsperspektiven, Gesellschaftliches Engagement, Politische Orientierungen*, Opladen 1997, S. 22f.

Verzeichnis der Autorinnen und Autoren

Thomas Ahbe, Dr. phil., Universität Leipzig, Institut für angewandte Psychologie

Werner Berthold, Prof. Dr., Leipzig

Thomas M. Bohn, Dr. phil., Universität Jena, Historisches Institut

John Breuilly, Prof., The University of Birmingham/UK, School of History

Hartmut Elsenhans, Prof. Dr., Universität Leipzig, Institut für Politikwissenschaft

Ewa Morawska, Prof., University of Pennsylvania, Sociology Department

David Pickus, Ass. Prof., James Madison University, Harrisonburg, USA

Katja Schlichtenbrede, stud. phil., Universität Leipzig, Historisches Seminar

Friedemann Scriba, Dr. phil., Evangelisches Schulzentrum Leipzig

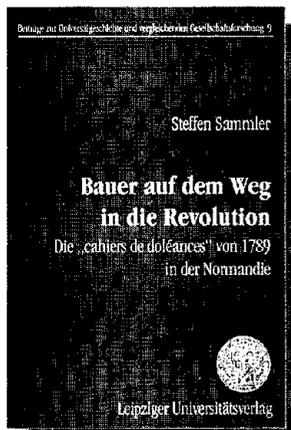
William Sewell, Prof., University of Chicago, Department of Political Science

Willfried Spohn, Ass. Prof., PD Dr. phil., University of Pennsylvania, Sociology Department und Freie Universität Berlin, Institut für Soziologie

Theresa Wobbe, PD Dr. phil., Freie Universität Berlin, Institut für Soziologie

BAUERN AUF DEM WEG IN DIE REVOLUTION

Die „cahiers de doléances“ von 1789 in der Normandie



Steffen Sammler

Die neuere Debatte um die Französische Revolution von 1789 hat kulturgeschichtliches Interesse an Diskursen und Symbolik mit traditionellen sozialgeschichtlichen Untersuchungsfeldern verbunden. Auf der Suche nach Quellen, die Vorstellungen der verschiedenen Bevölkerungsgruppen unmittelbar zum Ausdruck bringen, sind die cahiers de doléances deshalb erneut in das Blickfeld der Forschung gerückt. Die „Beschwerdehefte“ wurden im Frühjahr 1789 auf Wunsch des Königs von den Vertretern der Generalstände nach Versailles mitgegeben.

Die vorliegende Untersuchung verfolgt erstmals anhand dieser Beschwerdehefte den Emanzipationsprozeß der Landbevölkerung in einer nordfranzösischen Provinz am Vorabend der Revolution. Sie zeigt, mit welchen Vorstellungen die Bauern der Hau-

te- und der Basse-Normandie die Reform der Provinzialversammlung und die Einberufung der Generalstände begleiten. Neben dem Versuch, Kontinuitäten zwischen dem Reformwerk des Jahres 1788 und der Redaktion der Beschwerdehefte zu rekonstruieren, steht der Vergleich unterschiedlicher Agrarlandschaften und sozialer Gruppen im Mittelpunkt des Interesses.



96 Sei

3,00 D

ISBN 3-931922-49-9

Inhalt

<i>Willfried Spohn</i>	Kulturanalyse und vergleichende Forschung in Sozialgeschichte und historischer Soziologie: Eine Einleitung
<i>John Breuilly</i>	Die Voraussetzungen erfolgreicher Nationalbewegungen
<i>Ewa Morawska</i>	Ethnizität als doppelte Struktur. Ein historisch-vergleichender Ansatz am Beispiel der US-amerikanischen Ethnohistorie
<i>Theresa Wobbe</i>	Institutionelle Dimensionen universitärer Organisation: Frauen als Neuankömmlinge im deutschen und US-amerikanischen Wissenschaftssystem
<i>William Sewell</i>	Sind Kulturgeschichte und die vergleichende Methode vereinbar?
<i>Willfried Spohn</i>	Kulturanalyse und Vergleich in der historischen Soziologie
Forum	
<i>Hartmut Elsenhans</i>	Aufstieg und Niedergang des realen Sozialismus. Einige politökonomische Anmerkungen